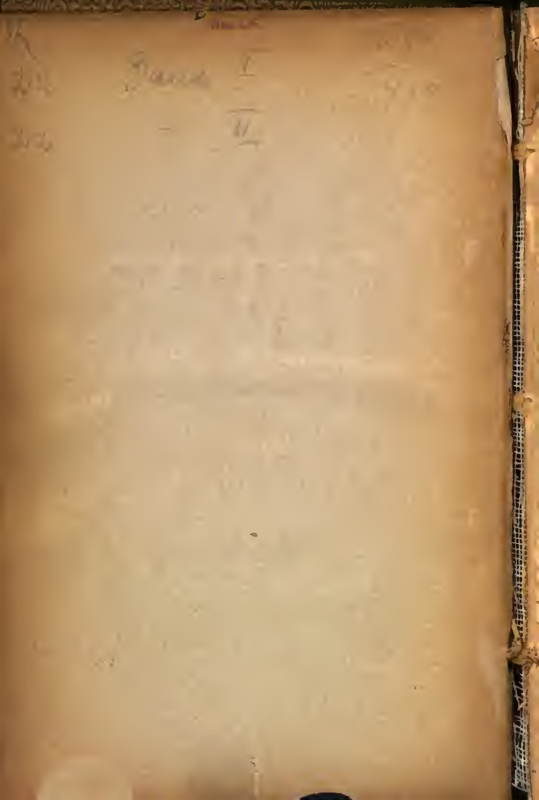


Badisches Sagenbuch



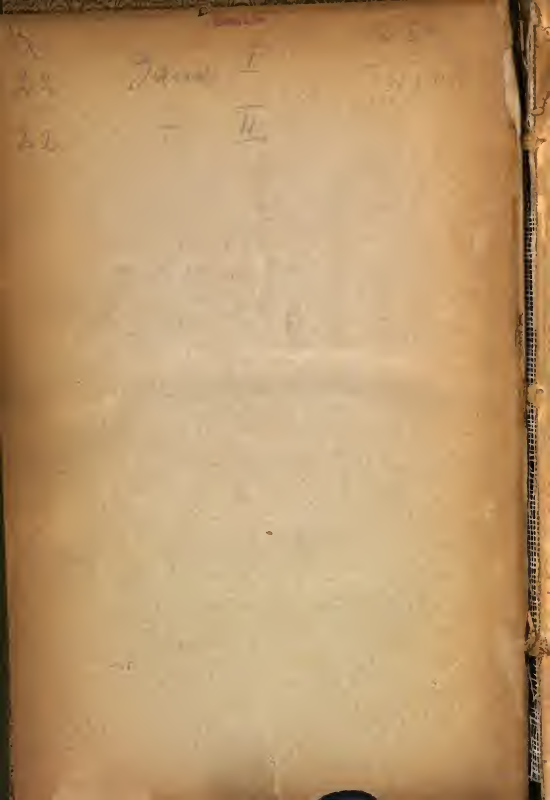


Badisches Sagenbuch.

Sagen Freiburgs und des Breisgaus.

Herausgeg. durch
J. Waibel und H. Flamm.

1899.



Badisches Sagenbuch.

Sagen Freiburgs und des Breisgaus.

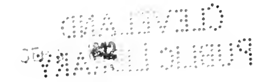
Herausgeg. durch
J. Waibel und H. Flamm.

1899.

Dem Breisgauverein

„Schau-ins-Land"

zum 25jähr. Jubelfeste.



Buchdruckerei von Heh. Epstein in Freiburg i. Br.

Vorwort.

Nachdem der neue Herausgeber das Verlagsrecht von Schreibers Volkssagen erworben hatte, beabsichtigte er anfangs, das Büchlein in Taschenformat, als Sagenführer für Freiburg und Umgebung, wieder zu veröffentlichen. Verschiedene Gründe haben ihn indes in letzter Stunde bewogen, die Sammlung vorerst als Grundlage zu verwenden für den zweiten Teil seines großen badischen Sagenbuchs und sie zugleich mit den Sagen der Baar herauszugeben. Wie alle anderen Abteilungen des Werkes, werden auch die Sagen des Breisgaus und der Baar im Prachtbande einzeln käuflich sein. —

Mögen sie wiederum hinausziehen, neue Freundschaften anknüpfen und alte befestigen in ihrer tanngrünen Heimat, zu deren Ruf und Ruhm sie schon so vieles beigetragen haben!

Dem Breisgauverein „Schau-ins-Land" sei auch an dieser Stelle für die bereitwillige Ueberlassung einer größeren Anzahl Originalbilder Dank ausgesprochen. —

Der Herausgeber.

Du kräftig Land!

Wie deiner Riesenberge Urgebeine
Steht fest im Volk die alte, treue, reine
Anhänglichkeit ans liebe Vaterland.
Stolz, wie die Tannen bei des Feldbergs Kronen,
Kühn, wie die Gemsen in des Schnees Regionen,
Sind deine Söhn' am Alb- und Dreisamstrand,
Du kräftig Land!



Heinrich Schreiber

Dr. der Theologie und Philosophie,
geistl. Rath, o. ö. Professor der Moraltheologie
und Rector der Albert-Ludwigs-Hochschule
zu **FREYBURG.**

Ein Zeichen der Hochachtung, Dankbarkeit und Liebe
seiner Schüler
1830.

Aus „Schauinsland" J. 19.

Heinrich Schreibers Leben.

Dr Heinrich Schreiber, dem bedeutendsten Kenner der Geschichte und Sage unserer Stadt und des Breisgaus, in diesem Buche ein Denkmal zu setzen, konnte sich der Herausgeber um so weniger versagen, als er überzeugt ist, daß nachfolgende Lebensbeschreibung, sehr geschätzter und kundiger Feder entstammend, von vielen freudig aufgenommen und mit Interesse gelesen werden wird.

Der Geschichtsschreiber der Stadt Freiburg i. B., Heinrich Schreiber, ist am 14. Juli 1793 zu Freiburg geboren. Seine Eltern, beide nicht aus Freiburg stammend, hielten eine Kostgeberei. Von vieren ihrer Kinder blieben nur zwei am Leben, Heinrich und eine vier Jahre jüngere Schwester. Der Vater Schreibers, ein leichtlebiger Elsässer, nahm sich wenig seiner Familie an, dagegen trug die treue Mutter freudig die ganze Last.

Der Sohn Heinrich besuchte die Stadtschule und dann das Gymnasium und mußte früh durch Stundengeben zum Unterhalt der Familie beitragen. Mit Ernst und Eifer gab er sich später dem Studium der Theologie hin, jedoch nicht ohne seine allgemeine Bildung stetig zu fördern und Blicke in die Naturwissenschaften, die Geschichte und Philosophie zu thun.

Die Jahre 1814 und 1815 verbrachte Schreiber, der unterdessen seine Mutter verloren und dessen Schwester sich dem Lehrberuf widmete, im Priesterseminare zu Meersburg. Dort am Bodensee lernte er den gewesenen Großherzog von Frankfurt, Dalberg, kennen und den Magnetiseur Mesmer. Er nahm bald eine Stelle an der Universitätsbibliothek an, war daneben Hauslehrer und Leiter des Freiburger Unterhaltungs- und Wochenblatts und darauf, nachdem er auch die Priesterweihe erhalten, ward er Professor am Gymnasium zu Freiburg. Aber schon 1819 kehrte er an die Bibliothek zurück, wo viel Arbeit seiner harrte. —

In noch näheres Verhältnis trat er zur Universität, als er 1821 die philosophische Doktorwürde erwarb, Dozent ward und über Deutsch

und Aesthetik las. 1822 ward er Präfekt des Gymnasiums, behielt aber sein akademisches Lehramt bei.

Mehr und mehr, vorzugsweise durch Freunde angeregt, wandte sich nun Schreiber der Geschichte zu, und zwar war die Stadt Freiburg, deren Archiv er ordnete, Hauptgegenstand seiner Forschungen. Er schrieb ihre und der Universität Geschichte, zunächst in einer langen Reihe von Aufsätzen und kleinen Einzelschriften, bis er in den Jahren 1857—1860 seinen Arbeiten in der ausführlichen Geschichte von Stadt und Universität Freiburg, einem inhaltsreichen, von Schreibers scharfem Blick in kulturgeschichtlichen Dingen, wie von seinem Fleisse zeugenden Werke, die Krone aufsetzte. In gleicher Weise pflegte er Literatur- und Sagengeschichte und war Dichter und Aesthetiker. Seine Schriften, die man von Rauch in der Zeitschrift der Gesellschaft für Geschichtskunde III 258—65 aufgeführt findet, sind etwa 100 an Zahl.

Im Jahre 1826 war Schreiber zum ordentlichen Professor der Religionslehre und Moraltheologie an der Freiburger Hochschule ernannt worden. Seine schriftstellerischen und lehrerischen Erfolge trugen ihm die Würde eines Doktor der Theologie und die Ernennung zum Geistlichen Rat ein. Aber Schreibers freie Ansichten stimmten nicht ganz mit den Pflichten seines theologischen Lehramts überein; es entspann sich ein Streit, der damit endete, daß Schreiber als Lehrer der geschichtlichen Hilfswissenschaften und des Deutschen in die philosophische Fakultät übertrat. Zweimal war er Prorector.

Als Schreiber sich schließlich offen dem Deutschkatholicismus anschloß, konnte seines Bleibens an der Universität Freiburg nicht mehr sein; er trat 1846 in den Ruhestand. —

In seiner Vereinsamung verband er sich ehelich mit Anna Fuchs aus Freiburg, um diese Gattin und eine zweite bald wieder zu verlieren. Schreiber erlebte noch die großen Ereignisse des deutsch-französischen Krieges und starb am 29. November 1872.

Die Stadt Freiburg wird seinen Namen immer ehren, wie sie es auch äußerlich durch ein in den Anlagen bei der untern Dreisambrücke errichtetes Denkmal gethan hat.

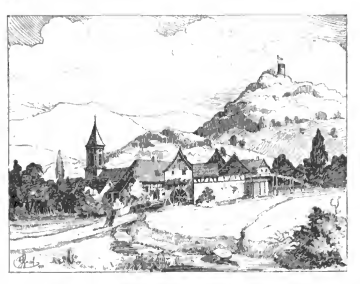
Von der Liebe zur Heimat und ihrer Geschichte, von seinem Sinn für das Dichterische und Schöne zeugen auch die Volkssagen der Stadt Freiburg, die in dieser Sammlung, freilich in etwas veränderter Gestalt, zum zweiten Male in die Welt hinausgehen, wie auch voraussichtlich seine Geschichte der Stadt Freiburg durch den Herausgeber in einer illustrierten Volksausgabe in Bälde veröffentlicht wird.

F. P.

Freiburg und Umgebung.

Von alten Breisgaufürsten und den Köhlern bei Zähringen.

Wodan selbst, der Götterfürst, war der Ahne des ältesten, glänzendsten Herrschergeschlechts im Breisgau — der Harelungen.[1]



Dorf Zähringen mit Burg.

Hoch auf dem Felsdamm, wo heute Altbreisach steht und sich zu alten Zeiten des Rheinstroms eilende Wasser brachen, bewohnten sie die weiten Hallen ihrer mächtigen Burg.

[1]) Nach den mächtigen Harelungen nannte man Freiburg: Friburgum Harelungorum.

Weit über des Reiches Grenzen hinaus drang der Ruf ihrer Tapferkeit, und ihr Reichtum brachte ihnen viele Neider. Der treueste Berater und zuverlässigste Anhänger des Hauses war der vielgetreue Eckart[3] auf dem benachbarten Eckartsberge. —

Als um jene Zeit Harelungs Stiefbruder, der siegreiche Kaiser Ermenrich von Rom aus einen Reichstag nach den geräumigen Burgen in Breisach entbot, da zogen mit des Kaisers tückischem Marschall Sibich schwere Drangsale und gänzliches Verderben für das Herrschergeschlecht in den Thoren der Stadt ein.

Sibich brachte es fertig, daß Harelung seine Gemahlin auf schlimmen Wegen überraschte; zwar tötete er den Schänder seiner Ehre, starb aber selber an einer beim Kampfe empfangenen Wunde. Seine beiden Söhne folgten ihm bald. Fälschlich von ihren Feinden angeschuldigt, wurden sie durch ihren Oheim zum Tode durch den Strang verurteilt. —

Eckart, der den Schutz über die Jünglinge übernommen hatte, beschloß zornentbrannt, Rache zu nehmen an Ermenrich.

Das gab dem Kaiser willkommenen Anlaß, die Stadt Breisach zu berennen; Eckart wurde getötet, und des Kaisers Dienstmann Heime brachte den im Burlenberge (Bürglenberge bei Breisach) verborgenen Schatz der Harelungen nach Ermenrichs heerglänzender Burg und vergrub ihn dort am Kaiserstuhl. —

Lange, lange, nachher fanden ihn da Köhler aus der Gegend von Zähringen bei ihrer Arbeit und legten mit demselben den Grund zu ihrer künftigen Macht. —

Um jene Zeit hatte nämlich ein Kaiser, von seinen Feinden hart bedrängt, Zuflucht genommen zu dem Berge, der inselgleich im Breisgau sich erhebt. — Der Köhler bei Zähringen erfuhr von der Not des Kaisers und sagte zu seinem Sohne, der kein sonderlich Gefallen mehr an seinem

[3]) Ueber Eckart, den wir als Warner kennen, wenn die „wilde Jagd" vorübersaust, finden wir mehr bei Altbreisach.

Gewerbe fand, seit er einmal die stattlichen Ritter und schöngeschmückten Frauen bei einem Kampfspiel gesehen hatte: „Gehe hinüber nach dem Berge und biete dem Kaiser unsern Schatz und deinen Arm.“ — Der Jüngling gehorchte mit Freuden, und der Fürst war erstaunt und gerührt ob dieses Anerbietens. — In aller Stille warb er Söldner mit dem Gelde und zog dann aus zum Befreiungskampfe. Der Berg aber, der dem Kaiser in der schweren Zeit als Ruhesitz gedient hatte, ward fortan Kaiserstuhl genannt. —

Der junge Köhler führte auf dem Kriegszuge sein Schwert so kräftig, daß er viel zum Siege beitrug. In einem Treffen gelang es ihm sogar, den feindlichen Heerführer gefangen zu nehmen und damit dem Kriege ein Ende zu machen. —

Zum Danke dafür und weil er ihm geholfen hatte, seine Not und die Zähren der Seinen zu verringern, ernannte der Kaiser den jungen Köhler zum Herzog von Zähringen, gab ihm seine Tochter zur Frau und viele Ländereien dazu in der Gegend, wo der Köhler daheim war. —

Es stund aber damals auf grüner Hochwacht in der Nähe des Roßkopfs der zerfallene Turm eines alten, festen Kastells. Kühn hatte es einst ausgeschaut nach der beholzten Ebene des Breisgaus und scharf beobachtet die nahe Pforte des hercynischen Waldgebirges. — Doch wo stolz vordem der römische Kaiseradler gehorstet, deckte jetzt Moos und Gestrüpp das zerfallene Gemäuer, und in kalter Winternacht strichen, heiser bellend, hungrige Wölfe [4] um die Ruinen. —

Dieser Ort gefiel dem jungen Herzog so ausnehmend, daß er sich hier ansiedelte, das Dorf Zähringen bauen ließ und in der Ebene den Grund zu einer Stadt legte. Später bauten die Herzoge noch andere Schlösser und das Freiburger Münster. —

Vergleiche zu obigem: Rosmann, Breisach und Aloys Schreiber, Sagen; ferner auch die folgende Darstellung des Freiburger Chronisten: „Der Köhler“ — Aloys Schreiber erzählt uns von einem Mönch, der

[4]) Die Gegend nennt man heute: „Im Wölfle.“

dem jungen Köhler die Hand beschaute und riet, dort Kohlen zu brennen, wo sie später den Schatz fanden.

Vielleicht dürfte bei dem Kaiser der obigen Sage an Otto I. zu denken sein. Im Jahre 938 nämlich war aus Eifersucht eine offene Empörung der beiden Herzöge Eberhard in Franken und Bayern gegen den König Otto I. ausgebrochen, dessen eigner Bruder Thankmar sich auf Seite der Empörer gestellt hatte. Nur von wenig Getreuen unterstützt, besonders dem alemannischen Herzog Hermann und dessen Bruder Udo zog Otto an den Rhein und belagerte die von seinem Hauptfeinde, dem fränkischen Eberhard, stark besetzte Festung Breisach, wo dieser durch seine Zwangsmaßregeln einen großen Teil des Breisgaus in Gehorsam hielt und weit umher die Anhänger des Königs mißhandelte. Dieser befand sich in einer sehr gefährlichen Lage, die sich sogar noch verschlimmerte, da die Lehensleute der Bischöfe von Mainz, Straßburg und Metz sich in der Nacht heimlich aus dem königlichen Lager entfernten und sich in Metz mit den Gegnern vereinigten. In dieser Bedrängnis mag es vielleicht geschehen sein, daß mit den Scharen des alemannischen Herzogs ein wenig bekannter Birtilone (Berchtold) aus der Baar herniederstieg und den König mit Schwert und Säckel unterstützte und dafür zum Dank mit Reichsgut belehnt wurde. — So sucht Schreiber, Gesch. der Stadt Freiburg, 1857, Seite 22, die Sage zu deuten, gestützt auf den Umstand, daß in der Sage von einem Kaiser gesprochen wird, der sich auf dem Kaiserstuhl in großer Not befunden habe.



Der Köhler.

Das ist die Sage, wie die kleine Freiburger Chronik solche meldet: Daß die Herzoge von Zähringen vor Zeiten Köhler gewesen sind, ihre Wohnung im Gebirge gehabt und allda Kohlen gebrannt haben. Nun hat es sich begeben, daß ein solcher Köhler an einem bestimmten Orte im Walde Holz geschlagen, den Haufen mit Grund und Boden von dort bedeckt und solchen ausgebrannt hat. Als er nun die Kohlen wegräumte, fand er am Boden eine schwere geschmolzene Masse, und so er sie genau besichtiget,

ist es gutes Silber gewesen. Also hat er fürder immerdar an demselben Orte Kohlen gebrannt, wieder mit derselben Erde bedeckt und abermals Silber gefunden; woraus er abgenommen, daß es von dem Berge herkomme. Solches hat er auch bei sich behalten und einen großen Schatz Silber zusammengebracht. —

Nun hat es sich in dieser Zeit begeben, daß ein Kaiser vom Throne gestürzt ward, der auf den Berg im Breisgau, von ihm genannt der Kaiserstuhl, mit Weib und Kindern und all seinem Gesinde geflohen und daselbst viel Not gelitten mit den Seinigen. Da ließ er ausrufen: wer der wäre, der ihm helfe, daß er wieder zu seinem Reiche kommen möchte, dem wolle er eine Tochter zur Ehe geben und ihn zum Herzog machen. —

Als nun der Köhler solches vernahm, fügte er sich mit etlichen Burden Silber zu dem Kaiser und begehrte an ihn, daß er ihm die Tochter gebe und dazu die Gegend umher; so wolle er ihm einen solchen Schatz von Silber überliefern, daß er damit sein Reich wieder gewinne. Der Kaiser willigte alsogleich darein, nahm den Köhler zum Sohne an und gab ihm die Tochter nebst dem Lande, so er begehrt hatte. Nun hob dieser erst recht an, Erz zu schmelzen, baute von dem Gute Schloß und Dorf Zähringen. Darnach baute er die Stadt Freiburg und andere umliegende Städte und Schlösser mehr. —

Da jedoch der Köhler also mächtig ward und an Gut, Ehre und Gewalt zunahm, erhob er sich gar sehr und wurde zu einem großen Tyrannen. — So geschah es denn, daß er seinem Koch gebot, ihm einen jungen Knaben zu braten und zuzurüsten, denn er wolle versuchen, wie gut das Menschenfleisch zu essen wäre. Das vollführte auch der Koch nach seines Herrn Willen; als er aber den Knaben gebraten zu Tisch brachte, und der Herr ihn also vor sich stehen sah, überfiel ihn Schrecken und Furcht und Reue und Leid, daß er ob so großer Sünde zwei Klöster bauen ließ, das eine mit Namen St. Trudpert im Münsterthal, das andere St. Peter auf dem Schwarzwalde. Doch bald fiel er wieder ins alte Sünden-

leben und als ihn der Tod endlich aufs Sterbelager geworfen, befahl er noch einem Vertrauten, alle seine Schätze in einen Klumpen zusammenzuschmelzen, damit sich seine Erben darüber blutig schlagen möchten. Für so viele Frevelthaten blieb aber auch die Strafe nicht aus. Der Herzog wurde in einen Berg am Meere verbannt, wo er noch heutigen Tags für seine Sünden abbüßt. —

Was die Sage hier dem ersten Herzoge von Zähringen, Bertold II., Schlimmes andichtet, das berichtet eine andere, ähnliche auch vom letzten Herzog, Bertold V., dem seine Feinde schon zu seinen Lebzeiten schwere Uebelthaten nachsagten.

Der Name Bertold kommt in allen möglichen Formen schon bei den ältesten Fürstengeschlechtern des Breisgaus vor: Alt-Brechte Alt-Berchte, Birchtilo, Birtilo, Berchtold, Bezelin ꝛc.

Der erste, ursprünglich nachweisbare Ahne der älteren Linie des zähringischen Hauses, denen die Markgrafen von Baden und unsere Großherzoge direkte Nachfolger sind, wird im Jahre 990 genannt — Breisgaugraf Bezelin von Villingen — dem der Kaiser 999 Marktrechte für seine Gründung Villingen verlieh. Bertold I., der Bärtige, der spätere Herzog von Schwaben, folgte ihm in der Herrschaft. Einer seiner Söhne war Gebhard, Bischof von Konstanz, der andere, Bertold II., der 1078 die Würden seines Vaters übernahm; der älteste Sohn, Hermann I., war schon früher ins Kloster gegangen. Bertold II. gründete 1093 St. Peter als Hauskloster der Zähringer — St. Trudpert kann er nicht gestiftet haben, das war schon länger bekannt — nachdem er das Breisgaugrafenamt wieder an sich gerissen und sich auf der Zähringer Burg angesiedelt hatte, wohl 1091. (Das Dorf Zähringen und vielleicht in irgend einer Gestalt auch die Burg bestand schon 1008). Nach seinem Tod 1111 folgte ihm in der Herrschaft sein Sohn, Bertold III., der noch auf einem Römerzug abwesend war; auch er nennt sich Herzog, trotzdem sein Vater schon 1098, auf das Herzogtum Schwaben verzichtet hatte. Auf einem Kriegszug gegen Köln unter Heinrich V. wurde er gefangen. Der Haft entlassen, wirkte er still in der Heimat und starb, als er den Grafen Hugo von Dagsburg im Elsaß gegen Aufrührer unterstützte, 1122 eines kläglichen Todes. Sein Bruder und Nachfolger Konrad, der die Angelegenheit seiner Markteinrichtung hinlänglich vorbereitet hatte, gründete die Stadt Freiburg und das Schloß. Er selbst und Bertold IV. und dessen Nachfolger hielten sich wenig mehr auf der Zähringer Burg auf. Nach dem Tode Bertolds V., des Gründers von Bern, 1218, wurde sie als Reichslehen eingezogen. 1281 auf Veranlassung des Grafen Egeno durch die

Bürger von Freiburg zerstört, mußten diese auf Befehl Rudolfs von Habsburg sie wieder aufbauen. Zuletzt im Besitz der Herren von Wessenberg, wurde sie im Bauernkrieg wieder gebrochen und nicht wieder hergestellt. —



Kachel, gefunden auf der Zähringer Burg.
Schau-ins-Land. X. S. 50.

Ein Totenbaum.

Wo aus schwarzen Tannenwäldern himmelhohe Klippen ragen,
Donnernd des Gebirgs Gewässer an die Felsenrippen schlagen,
Kommt ein Männerzug geschritten auf des Pfades schmalem Saum,
Feierlich in ihrer Mitten tragend einen Totenbaum.

Und der Zug aus finsterm Walde immer weiter aufwärts geht er,
Bis von mondbeglänzter Halde ragt das Kloster zu Sankt Peter;
Vor dem hohen Dome stellen sie die schwere Bürde ab:
„Mönche, kommt aus euren Zellen! Euer Fürst begehrt ein Grab!“ —

Aus dem besten Schlafe ringen sich die Brüder nur verdrossen;
Ahnungslos, was jene bringen, wird die Pforte nun erschlossen,
Und im hellen Mondlicht schauen sie, fast dünkt es ihnen Traum,
In der Männer Kreis den rauhen Stamm von einem hohlen Baum.

„Sagt, was führt euch her? Was bringt ihr da für einen Baum getragen?“ —
„Dieser Stamm birgt einen andern, der auch nimmer aus wird schlagen!
Hier in eurer Toten Mitte stellt ihn jetzt in fromme Hut —
Herzog Bertold ist's der Dritte, der in diesem Baumsarg ruht!

Überm Rhein, bei Molsheim ist er gestern in der Schlacht gefallen,
Durch die bischöflichen Knechte, und es war sein letztes Lallen:
„Schafft, o Freunde, meine Leiche in Sankt Peters Gotteshaus,
Daß ich dort im Friedensreiche ruh' bei meinem Vater aus.“

So empfangt die euch vertraute, des geliebten Fürsten Hülle,
Der die „freie Burg“ erbaute und begabt' mit Segensfülle;
Laßt uns nun vereint ihn senken in den gottgeweihten Raum,
Aber gebt zum Angedenken uns zurück den Totenbaum!“

A. Schlzr.

Im Winter 1122 auf 1123 zog Bertold III. dem Grafen Hugo von Dagsburg im unteren Elsaß zu, um ihm Hilfe gegen Aufrührer zu bringen und fand in dieser Fehde bei Molsheim seinen Tod im Dezember 1122. Da verschiedene Chronisten von einem „unwürdigen Tode“ berichten, darf man vermuten, daß er bei jenem Anlasse gefangen genommen und nach summarischem Gerichtsverfahren ums Leben gebracht worden sei. (Vergl. Heyck, Gesch. d. Herzöge v. Z.)

Unter seiner Regierung gründete sein Bruder Konrad 1120 die Stadt Freiburg, auf deren Verfassung Bertold III. jedenfalls großen Einfluß hatte.



Der steinerne Herzog.

Überall war er gefürchtet und gehaßt, der Mann mit dem steinernen Herzen. Nicht in klösterlicher Stille durfte er ruhen bei seinen Ahnen im Schwarzwald; mitten im Getriebe der Menschen, fern von den Seinen liegt sein Leib im Münster zu Freiburg, und scheu streift der Blick des Volkes sein übermenschlich großes Standbild.

Dem Herzog, der das Volk der Burgunder wiederholt besiegt hatte, war seine erste Gemahlin gestorben, und als er nun eine Burgunderin zur Ehe nahm, hielt dieses arge Volk den Augenblick für gekommen, sich an Herzog Bertold V. zu rächen. Es überredet die Herzogin, ihre beiden Stiefsöhne zu vergiften. — Das that sie, ward aber entdeckt und büßte ihre Schuld mit dem Leben. — Rauben, sengen, morden und Volk und Geistliche mißhandeln, das war erst recht die Beschäf-

Schau-ins-Land XVII. S. 53.

tigung des grausamen Mannes, nachdem er Burgund, die Mördergrube seiner Kinder, verlassen und sich nach seinem Schloß ob Freiburg zurückgezogen hatte. In düsterer Verschlossenheit lebte er dort oben, und immer härter, immer gewaltthätiger wurde er. Man floh ihn, wie einen Verbündeten des Teufels. Witwen und Waisen hatte sein unersättlicher Geiz um Hab' und Gut gebracht. Unmenschlich ließ er seine Feinde martern und verstümmeln, und zuletzt kam es so weit, daß er seine eigenen Leute schlachten ließ, um ihr Fleisch zu kosten. — Und als er endlich zum Sterben kam, bat er seine Vertrauten, all' seine Schätze an Gold und Silber in einen Klumpen zu schmelzen, damit sich die lachenden Erben darüber blutig schlügen. —

Zu jener Zeit ergingen sich Leute am Berge Gyber, einem furchtbaren Krater, in dessen Tiefen Verdammte der Hölle fest gebannt sind. Zweimal hörten sie da mit starker Stimme rufen: „Rüste den Ofen!“ Als sich die Stimme zum dritten Male hören ließ: „Rüste den großen Ofen!“, scholl es zurück: „Für wen soll ich's thun?“ Darauf der andere: „Unser lieber Freund kommt hierher, der Herzog von Zähringen, der soviel für uns gethan hat.“ Jene merkten sich Tag und Stunde und schrieben an den König Friedrich, ob in seinem Reiche ein Herzog von Zähringen gestorben sei. Da erfuhr man, daß zu derselben Stunde jenes Tages ein Herzog dieses Namens gestorben sei, ein furchtbarer Tyrann. Mit ihm starb sein Geschlecht aus, als Strafe für seine Frevelthaten.

Vergl. Heyck, Herzoge; Schauinsland XVII.

Schreiber berichtet uns von einem Berlold, der auf einem Römerzug viele Grausamkeiten verübte. Diese und andere Verbrechen schreibt nun die Sage dem letzten Herzog zu Lasten, dem schon zu seinen Lebzeiten seine Feinde viel Böses nachsagten, freilich nicht immer mit Grund. Die Sage von den beiden vergifteten Kindern taucht erst am Anfange des 15. Jahrhunderts, nämlich bei dem Berner Chronisten Justinger auf; sie entstand in Solothurn, wo ein noch erhaltener Grabstein das Bild zweier kleiner Kinder mit Kreuz und Lamm auf-

weist, aber ohne jedes andere zur Deutung benutzbare Kennzeichen. Im 16. Jahrhundert will man dort die Gebeine der Kinder gesehen haben. Geschichtlich erwiesen ist, daß Bertold V. nur einen Sohn hatte, der vor ihm starb.

Daß der Herzog nicht in der Familienbegräbnisstätte St. Peter ruht, dürfte seinen Grund darin haben, daß er mit der Geistlichkeit vielfach in Fehde lag, besonders war ihm sein Neffe, Abt Bertold von Thennenbach, den er einst treulos im Stiche gelassen hatte, sehr abgeneigt. — Es ist natürlich, daß gerade jene das Aussterben des so mächtig blühenden Stammes für eine Strafe Gottes hielt. —



Das Schloß ob Freiburg.

Wo heute Freiburg steht, dehnte sich am Fuße des Schloßbergs ein weiter, wüster Wald, dessen schwarzen, moorigen Boden in vielen Verästelungen die Dreisam durchzog. In diesem Gehölz stand ein kleines Jagdhaus und in der Nähe hatten sich einige Fischer, Jäger und Bergleute angesiedelt. Auf der felsigen Höhe des Schloßbergs aber lagen unter Moos und Gestrüpp die Trümmer einer alten mächtigen Römerburg. —

Eines Tages kam der Herzog von Zähringen aus seiner kleinen Feste zu seinem Schwager auf die Kyburg zu Besuch. Auf dem heutigen Kybfelsen gelegen, sah man von dort gerade nach dem Schloßberg hinüber. Der lustige Vorsprung nach dem Dreisamthale gefiel dem Zähringer so ausnehmend, daß er seinen Schwager um die Erlaubnis bat, daselbst nur ein Jagdschloß bauen zu dürfen. Und als dieser ihm seinen Wunsch gewährte, da rief des Herren Frau, die dazu kam voll Schrecken aus: „Wohl sagt mein Bruder, daß er ein Jagdschloß bauen will; denn er wird jagen und durch dieses Haus euch und die eurigen aus diesem Lande treiben und eurer Ehren berauben!“

Der Herzog baute nun ein Schloß auf den Trümmern der Römerburg, das im ganzen Reich seinesgleichen suchte. Bald berichtet uns die Geschichte vom Schlosse und der dabei entstandenen Stadt Freiburg, wo reges Leben allzeit herrschte. —

Das Eckhaus Bertholdstraße und Kaiserstraße (Kaiserstr. 94), bis zum Ende vorigen Jahrhunderts „zum Freiburger" benannt, soll das obenerwähnte Jägerhaus gewesen sein, das der Pfarrei Umkirch zugehörte. — Die Ansiedelungen der Jäger und Fischer waren, wo heute Oberlinden ist, vor der sogenannten Wolfshöhle; schon früh wird auch über eine „Grenzlinde" in dortiger Gegend berichtet. —

Die Silbergrube bei Zähringen.

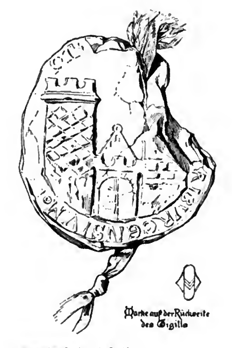
Als die Herzoge von Zähringen das Freiburger Münster zu bauen begannen, fanden sie in ihrem Burgberge eine reiche Silbergrube, deren Ausbeute ihnen die großen Baukosten bestreiten half. — Kaum war der Bau vollendet, so verschwand die Grube. —

Um sie wieder aufzufinden, ließ ein späterer Burgherr durch seine Bergleute große Grabungen vornehmen, wobei sie in ein unterirdisches Gewölbe kamen, in dem eine brennende Ampel auf dem Tische stand. An diesem saß eine schneeweiße Frau mit einem Bund Schlüssel in der Hand, welche den Eindringenden zurief: „Entfernt euch augenblicklich und lasset euer unnützes Suchen, denn das Silber wird niemals wieder gefunden." Voll Schrecken eilten die Bergleute davon, und seitdem hat niemand mehr gewagt, die Grube aufzusuchen.

(B. Baader.)

Der Bergbau muß früher im Breisgau sehr ausgedehnt betrieben worden sein, wie das häufige Vorkommen von Ortsnamen, wie Silberberg, Poche, Stampfe rc. beweist. Manche, die obige Sage berichten, sprechen auch von Gold. Auch solches wurde im Breisgau gefunden. In einer Urkunde vom 14. Juli 1234 verlieh Heinrich VII. dem Grafen Egeno von Freiburg das Recht, in den Flüssen des Breisgaus und des Schwarzwaldes: der Wiese, Dreisam, Elz, Rench, Kinzig, Mühlbach, Brig und Breg und an der Donau Goldwäsche zu betreiben.

a. d. J. 1120.



Schau-ins-Land XV. S. 16.

Freiburg's Gründung.

Der Herzog saß gefangen
Zu Andernach in Haft;
Ob sie ihn wohl bezwangen,
Den Stolz der Ritterschaft?
Es wuchs dem edlen Leuen
Da drunten erst der Mut,
Die Kraft thät sich erneuen
In flammenvoller Glut.

Er hat in fernen Landen
Den Geist der Zeit ermerkt,
Er hat sich in den Banden
Für künft'ge Zeit gestärkt.
Hei, wie ihn da gelüstet
Zu säen seine Saat!
Hei, wie der Held sich brüstet,
Da ihm die Freiheit naht! —

❦

Und als man ihn entlassen
Zu Andernach der Haft,
Gen Köln fuhr er die Straßen
Mit seiner Ritterschaft.
Was dort ihm dunkel graute,
Hier wird es ihm zum Licht,
Und was sein Geist erschaute,
Vergessen mocht er nicht.

❦

Am Rheine sah er gehen
Die Schiffe in die Flut,
Er sah am Lande stehen
Viel fremder Länder Gut.
Er sah im heiligen Köllen
Den Geist der neuen Zeit,
Und Kirchen und Kapellen
Voll Pracht und Herrlichkeit.

❦

Hei, wie das Herz ihm pochte,
Wie's innen hat gegährt!
Was nicht die Kraft vermochte,
Der Geist hat's abgeklärt.

Die Mähr hat er erkundet
Von Martins Zauberpracht;
Sein Herze war gesundet,
Sein Auge hat gelacht.

Er sprach zu den Genossen:
„Ihr Ritter hoher Art,
Mich hätt' es schier verdrossen,
Daß man mich so gewahrt.
Ich saß im alten Neste
Und sah die Sonne nicht,
Die Mauern waren feste,
Drein drang kein Tageslicht.

Drinn mußt' ich ruh'n und rasten
In Ketten eingezwängt,
Mußt' hungern, dürsten, fasten,
Mir war der Arm beengt.
Doch hab ich drin erlernet,
Wo goldne Freiheit winkt,
Wie man den Zwang entfernet,
Wenn frei die Sonne blinkt."

„Mich soll man nimmer fangen,"
Der edle Degen sprach,
„Eh' noch ein Jahr vergangen,
Da lösch ich meine Schmach.
In Städten, reich an Hallen,
Gesegnet reich an Wein,
Wo goldne Ähren wallen,
Soll meine Wohnung sein.

Wo grüne Fichten rauschen
Im dunklen Tannenforst,
Da will ich ruh'n und lauschen
In meinem kühlen Horst.
Mir soll die Mühle mahlen
Mein selbstgebautes Korn;
Gereift von Sonnenstrahlen,
Füllt süßer Wein mein Horn."

❦

Die Ritter sah'n verlegen
Den wackern Herzog an,
Wohl schien der Plan verwegen,
Den er im Herzen sann.
Da sprach der Ritter einer:
„Die Rede mich ergötzt,
Doch hat's so schnell noch keiner
In's volle Werk gesetzt."

❦

Nun ritten die Gesellen
Hinweg vom deutschen Rhein,
Wohl von dem heil'gen Köllen
In's Breisgau tief hinein;
Hin, wo die Fichten rauschen
Im prächtigen Schwarzwaldgrund,
Wo Vögel Lieder tauschen,
Früh bis zur Abendstund.

❦

Dort stand nach alten Sagen
Ein Kirchlein arm und klein;
Der Herzog ließ da tragen
Zum Bau den ersten Stein.

Den Hammer sah man schwingen,
Da gab es lauten Schlag,
Die Aexte hört man klingen,
Wohl scholl es manchen Tag.

❦

Bald stiegen Schloß und Hallen
Zum blauen Himmel an,
Bald sah man Ritter wallen
Mit Goldschmuck angethan.
Da ritt von seinem Schlosse
Der Herzog, jener Aar,
Ins Thal mit seinem Trosse
Noch in demselben Jahr.

❦

Wo einstens düstre Wälder
Wild rauschten in dem Thal,
Da grünten Saatenfelder
Im goldnen Sonnenstrahl.
Wo trauerten die Tannen,
Sah man jetzt Reben blüh'n,
Und Sumpf und See zerrannen
Vom heißen Sonnenglüh'n.

❦

Und mitten in dem Thale
Erhob sich, reich und groß,
Im grünen Waldessaale
Die Stadt aus duft'gem Schoos;
Und herrlicher und prächt'ger
Gedieh die Saat im Gau,
Und größer wuchs und mächt'ger
Des Herzogs stolzer Bau.

❦

Da klang ein hell Geläute
Vom Thal gen Himmel auf,
Man sah da ein Gebäude
Voll Kunst bis an den Knauf.
Hoch ragte Freiburgs Münster
In Herrlichkeit und Pracht
Aus all dem Waldesginster
Wie's keiner hätt' gedacht.

Und als er sah vollendet
Den Bau, wie er's gewollt,
Zum Herrn sich Bertold wendet,
Daß er ihn schirmen sollt.
Andächtig sank er nieder,
Mit ihm die Ritter all,
Hell klangen Freudenlieder
Zum lauten Glockenschall.

(K. Haßmann.)

Die Stadt Freiburg, wenn sie auch unter Bertolds III. Regierung entstand und dieser wohl vieles dazu beitrug, daß ihre inneren Einrichtungen nach dem bewährten Muster Kölns gestaltet wurden, verdankt ihre Entstehung dem Bruder Bertolds, dem nachmaligen Herzog Konrad von Zähringen. Er gründete seine Stadt, indem er an günstigster Lage eine Stätte des Marktverkehrs schuf, im Jahre 1120. Der Markt wurde ursprünglich abgehalten beim heutigen Franziskanerplatz; am Münsterplatz war Pfarrkirche und Friedhof. — Ein Buch vom Jahre 1475, das sich im Besitze der Küferinnung befindet, hat den handschriftlichen Eintrag, Freiburg sei im Jahre 1118 entstanden, die Chronisten melden im Jahre 1091.

Das Bild auf folgender Seite zeigt uns Freiburg mit seinen, jetzt bis auf zwei stämmige Gesellen geschwundenen, Thoren. —





Facsimile eines Kupferstichs aus der zweiten Hälfte des XVII. Jahrhunderts.

Nach „Schau-ins-Land" verkleinert.

Alexander und Lambertus.

Die drei Stadtpatrone Freiburgs sind St. Georg, St. Lambertus und St. Alexander. —

Bischof Rudolf von Lüttich, ein kriegsgewaltiger Kirchenfürst aus dem Hause der Zähringer, kam als Kreuzfahrer aus Palästina, wo er zu seinem Schutze in Stück des Hauptes St. Lamberti von Lüttich mit sich geführt hatte. Im Dorfe Herthern, das ihm gehörte, fand er statt der dort gesuchten Erholung die ewige Ruhe und vermachte die genannte Reliquie nach dem Schlosse ob Freiburg 1191. Bei der Zerstörung der dortigen Lambertuskapelle wurde das heilige Haupt nach dem Münster verbracht. Als das Heiligtum im Jahre 1510 so eingefaßt wurde, daß das Ganze das Brustbild des Bischofs darstellt, wurden dazu 49 Mark 9 Lot Silber verwandt. —

Des heiligen Alexanders Gebeine, die früher in den Katakomben zu Rom waren, kamen durch Vermittelung des Freiburger Kapuziners Schächtelin an die Stadt Freiburg. Sein Bruder, Stadtrat Georg Schächtelin, trug die Reliquien auf dem Rücken von Rom nach Freiburg. —

40 000 Perlen und 20 000 Granaten soll die hocherfreute Stadt zur Einfassung gebraucht haben, dazu noch 8 Pfund reinen Goldes, außer dem vielen Schmuck, der später noch geschenkt wurde. —

Bei feierlicher Gelegenheit werden beide Reliquien dem Volke zur Schau getragen und im September der Gedächtnistag der beiden Heiligen gefeiert. —

Zur Erinnerung an Georg Schächtelin brachte man in der St. Alexanderkapelle eine Gedenktafel an, die uns über das Ereignis berichtet.

Bei einer Besichtigung der vorhandenen Büste des hl. Lambertus zeigte sich, daß nur ein kleiner Teil der Hirnschale — in Samt eingehüllt — sich im Innern des silbernen Kopfes befand.



Das Münster.



Wo sich am Schwarzwald Freiburg hebt,
Da ist ein Bau zu schauen,
In dem die alte Größe lebt,
Ein Schmuck den deutschen Gauen.

Sein Haupt so stolz, so wunderkühn,
Zum Lichte hoch erhoben;
Wie prangt es in der Sonne Glüh'n,
Wie prangt es sternumwoben!

❦

Wie schlingt sich freudig das Gestein,
Umarmen sich die Glieder! —
So strahlet herrlich, hell und rein
Das deutsche Leben wieder.

❦

Und strebt herauf durch Drang und Zeit,
Muß himmelan sich ringen,
Und schafft ein Werk der Ewigkeit,
Und läßt sich nicht bezwingen.

❦

Die Massen schwinden, staunend blickt
Der Wanderer nach oben,
Er folgt dem Meister hochentzückt,
Kann nicht genug ihn loben.

❦

Das ist der deutsche Geist! So fliegt
Er über Nacht und Schatten,
So hat er, was ihn hemmt, besiegt,
Und wirket ohn' Ermatten.

❦

So lebt er ewig neu und jung
In dem, was er geboren
Und weiß von keiner Änderung,
Und bleibet unverloren. —

❦

Der Sage nach soll das Münster unter Herzog Konrad, 1122 bis 1152, angefangen und vollendet worden sein. Das ist nun allerdings völlig unmöglich. Schreiber sucht die Sage so zu deuten, daß unter Herzog Konrad der Bau begonnen und unter Graf Konrad I., 1236—1272, vollendet worden sei. Dazu würde allerdings sehr gut passen, daß die große Glocke laut ihrer Umschrift im Jahre 1258 gegossen wurde, und auch eine Ueberlieferung, die bei den Predigermönchen in Freiburg durch die Jahrhunderte mündlich fortlebte, würde hiezu stimmen: Das Chor ihrer Kirche, so behaupteten die Mönche, sei 20 Jahre früher als der Münsterturm vollendet worden.

Vom Gerüste sagt man, es sei so hoch gewesen, daß es gleiche Höhe mit der Burg auf dem Schloßberg gehabt habe.

Die Arbeiter am Bau sollen mit den sogenannten Rappen, der ältesten Münze der Stadt, von Silberblech, bezahlt worden sein, wovon jeder Arbeiter täglich einen erhalten habe, und mit Resteln, schmalen, gewirkten Bändern, welche noch da und dort auf dem Schwarzwalde üblich sind, die zugleich als Geschenk und Bezahlung gedient hätten.

Den Baumeister des Münsters kennen wir nicht.

Das Nonnenbild am Münsterchor.

Als Luthers Lehre lobesam
In Freiburg Anhang auch bekam,
In einem Frauenkloster dort
Verbreitet sich gar bald das Wort:
„Daß allen Nonnen, welche fein
Mit Zähnen noch versehen sei'n,
Heiraten jetzt gestattet sei." —
Das war ein Jubel durch die Reih!
Und heisa aus der Nonnen Chor
Die Alleräl'tste springt hervor,
Ein Ausbund aller Häßlichkeit,
Den Mund aufsperrend weit und breit.
Und ruft, indem sie zeigt hinein:

„Meint ihr, mich werde Keiner frei'n?
Gar irre seid ihr, wenn ihr glaubt,
Ich sei der Zähne ganz beraubt;
Noch hab' ich einen Stumpen hier,
Heiraten will ich, wie auch ihr!"
Die Schwestern riefen lachend dann:
„Heil deinem künft'gen Ehemann!" —
Am Münsterchor, in Stein gehau'n,
Ist dort zum Spott ihr Bild zu schau'n.
Von einem Fratzenkreis umringt,
Aus deren Rachen Wasser springt,
Steht sie, den Mund weit aufgethan
Und deutet auf den Rest von Zahn.

(A. Schn.)



Das Fastentuch im Münster.

Es ist schon manches Jahr, da wurde zu Freiburg eine Frau, die im Schubert'schen Hause am Münsterplatz wohnte, in scheintotem Zustande begraben. Der Totengräber hatte an der Hand der Toten einen kostbaren Ring beobachtet. Als er gegen Abend beim Zuschaufeln des Grabes war, kam der Versucher über ihn. Er öffnete den Sarg wieder, um den Ring wegzunehmen. Doch in seiner Aufregung gelang ihm dies nicht; er nahm daher sein Messer und wollte eben den Finger mit dem Ring von der Hand abtrennen, als die Frau in Folge des Schmerzes, den der Schnitt verursachte, wieder zum Bewußtsein kam. — Entsetzt floh da der Leichenschänder. Die Scheintotbegrabene hatte aber große Mühe, allein ihrem Grabe zu entsteigen.

Es war schon fast dunkel, als sie an ihrer Wohnung, aus der man sie vor ein paar Stunden für tot hinausgetragen hatte, wieder anlangte. Sie klopfte ihrem Mann, der nach der Ursache sah, aber bei ihrem Anblick entsetzt zurückfuhr, denn er glaubte nichts anderes, als er sehe den Geist seiner verstorbenen Frau. —

Die vom Tode Erstandene konnte ihn lange nicht überzeugen, daß sie Fleisch und Blut sei wie er, bis sie plötzlich nach dem oberen Stock des Hauses deutete mit den Worten: „So wahr die zwei Pferdeköpfe dort oben herausschauen, so wahr bin ich deine Frau, die lebendig begraben war.“ Unwillkürlich schaute der Mann nach oben und — o Wunder — zum oberen Kreuzstock schauten zwei Schimmel lustig nach dem Münster hinüber. —

Nachdem sich die Frau wieder erholt, begann sie ein mächtiges Tuch zu sticken — das sie dem Münster gelobt hatte, zum Danke für ihre Rettung — und als sie es nach vielen Jahren vollendet, war sie dabei fast blind geworden. —

In der Fastenzeit, wenn die Kirche das Bild des Gekreuzigten verhüllt, kannst du das mächtig große, verschossene Tuch heute noch hängen sehen, da wo man vom Hauptschiffe nach dem Chor aufsteigt. Es benimmt fast ganz den Einblick nach dem Chor, und giebt dem Münster in der Leidenszeit ein eigentümlich düsteres Aussehen. —

Silberglöckchen.

Das Silberglöckchen im Münster ist eine Stiftung der Herzoge von Zähringen. Jeden Morgen von dreiviertel nach vier bis fünf Uhr mußte mit diesem Glöcklein eine gleichfalls von den Herzogen gestiftete Frühmesse eingeläutet werden.

Der helle Klang des Glöckchens drang bis hinauf zur Burg auf dem Schloßberg, und sobald ihn die Herzoge vernahmen, machten sie sich in das Münster auf den Weg. Entweder benutzten sie dabei den geheimen unterirdischen Gang, oder sie ritten in die Stadt herunter und banden sodann ihre Rosse am Hauptportal des Münsters fest, wo die dafür bestimmten eisernen Ringe*) noch lange zu sehen waren. —

(B. B.)

Durch den verstorbenen hiesigen Realschulprofessor Reichert wurde das Glöcklein chemisch auf seinen Silbergehalt geprüft. Es soll sich aber keine Spur von diesem Metall gefunden haben, so hat es seinen Namen wohl von seinem — silberhellen Klang. —

*) Ganz nahe dabei, wo die eisernen Ringe gewesen sein sollen, war lange Zeit ein Anbau, der sogenannte „Eselsstall", in dem einige Eselein gehalten wurden. An hohen Festtagen wurde dann die Jugend gegen eine kleine Bezahlung zum „Eselsritt" um die Kirchhofsmauern zugelassen.



Das Mädchenkreuz.

Am Tage vor Fronleichnam hütete einst auf dem Schloßberge ob Freiburg ein dreizehnjähriges Mädchen weidende Rinder. Plötzlich fing eines derselben an, mit seinem Horn den Boden aufzureißen und grub endlich eine silberne Scheibe heraus. Auf ihr befand sich in erhabener Arbeit ein Kruzifix zwischen Maria und Johannes. Das Mädchen rief gleich Leute herbei und ließ durch sie das Geschehene in der Stadt anzeigen, worauf die Scheibe mit Kreuz und Fahne in das Münster abgeholt ward. An dem Orte, wo sie gefunden worden, errichtete man ein hölzernes Kreuz und sorgte zugleich für die



Photographische Aufnahme durch E. K.

lebenslängliche Pflege des Rindes, das nicht geschlachtet werden durfte. Das Mädchen aber ging, sobald es erwachsen war, ins Kloster. — Weil man ihr die Scheibe verdankt, wird dieselbe bei Bittgängen stets den Mädchen vorangetragen, daher die Bezeichnung Mädchenkreuz. Statt des hölzernen Kreuzes, welches dreimal vom Blitze zerstört ward, steht jetzt weiter unten ein steinernes Kruzifix, von Lindenbäumen beschattet. —

B. B.

Das Mädchen- oder Scheibenkreuz ist ein wahres Kleinod des Münsterschatzes. Marmon teilt im Anhange zu seinem Münsterbüchlein S. 193 folgenden Passus des Schatzverzeichnisses von 1483 bis 1514 mit, welcher sich auf dasselbe bezieht:

„Item eyn grosse herliche schewben mit silber beschlagen und vergult, do stat eyn cruzifix an und Maria und Johannes 2c. und hat an silber VIIII. mark VI. lot eyn quinsit, und kost zu verqulden VIII. ducaten und zu machen XV. gulden, ist gemacht worden, do man zalt MCCCCXXVIII. jar."

Diese Jahresangabe dürfte indessen nicht für alle Teile der vergoldeten Vorderseite stimmen, welche an dem Kreuzbalken und den Füllungen der Zwickel zwischen den Kreuzarmen romanisches, an den Umrahmungen ein wunderbares, zierliches Renaissance-Ornament zeigt. Dr. Mark Rosenberg (Schauinsland 19. Jahrlauf, „der Freiburger Goldschmiede Markzeichen") erwähnt das Kreuz in Verbindung mit dem sehr ähnlichen des Villinger Münsterschatzes, welches (abgebildet in Kraus, Durm und Wagner, die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden Bd. II Tafel XVII) urkundlich nachweisbar im Jahre 1268, am St. Valentinstage, 14. Februar, in Freiburg bei Meister Johann dem Goldschmied gekauft worden ist. Die Rückseite des Freiburger Kreuzes enthält auf den Kreuzarmen ein graviertes Pflanzenornament, in dem Mittelmedaillon ein ebensolches „Lamm Gottes", in den Vierpässen der Enden die Evangelistensymbole, ebenfalls graviert; in den Zwickeln sind die Evangelistensymbole nochmals in Relief dargestellt. Die Rückseite ist nicht vergoldet.

E. K.



Der unterirdische Gang in das Münster.

Die Herzoge liebten Sicherheit und Bequemlichkeit. Darum ließen sie von ihrer schöneren Burg auf dem Schloßberge ob Freiburg, wo sie gewöhnlich Hof hielten, einen Gang unter der Erde in das Münster machen und stiegen dann, ungesehen von Feinden, oder, wenn es kalt war, an hohen Festtagen, aus dem Hahnenturm herauf, und setzten sich in ihren Chorstuhl. —

An diesen Gang stößt auch das Gewölbe, in welchem die uralten Münsterschätze und Münsterbriefe aufbewahrt werden, ein unermeßlicher Reichtum. Der Gang aber ist vom Berge herunter verschüttet; im Münster findet man ihn bei dem Steine mit a. b. c. — Ich weiß von einem Hüttenherrn am Münster, welcher lange nach diesem Stein gesucht und dabei den Hahnenturm beinah baufällig gemacht hat. Da wurde es ihm verboten, was er seinen Oberen nie verzeihen konnte. Noch auf dem Todbette versicherte er, er sei schon daran gewesen, den rechten Stein mit a. b. c. zu finden.

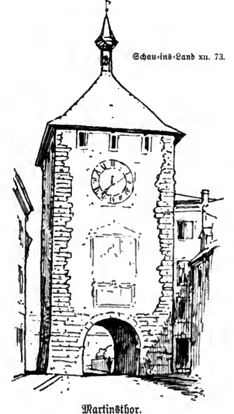
H. Schr.



Das Bild am Martinsthor.

Sankt Martinus, hoch zu Roß,
Ritt geharnischt aus dem Schloß;
Um den Jüngling, stolz und schön,
Sieh den roten Mantel wehn!

Aber unterm hohen Thor
Stand ein Armer, welcher fror,
Der sich vor dem Ritter bückt,
Vor dem Roß zur Seite drückt.



Schau-ins-Land xii. 73.

Martinsthor.

Das erbarmt des Helden Herz,
Nahm die Schneide seines Schwerts,
Schnitt den Mantel durch im Nu,
Warf dem Mann die Hälfte zu.

Ließ den Alten staunend dort,
Ritt getrosten Mutes fort,
Trug im Kampf das halbe Kleid
Kämpfte drum nicht schlechter heut!

Aber in derselben Nacht
Ist der Held vom Schlaf erwacht,
Sieht in Strahlen mild nud schön,
Christ, den Herrn, am Bette stehn.

Der in seiner Herrlichkeit,
Trägt Martinus' halbes Kleid,
Schaut mit Himmelshuld ihn an,
Spricht: „Das hast du mir gethan!"

Gerok.

Das Martinsthor, früher auch „Unterthor" genannt, war einst als Gefängnisturm benutzt worden, daher man von einem, der „eingetürmt" wurde, sagte: „Man hing ihm den „St. Martinsmantel" um."

Das Bild am Schwabenthor.

Ein reicher Bauer aus Schwaben hörte von der Schönheit Freiburg's sprechen und beschloß, es sich zu kaufen. Zu diesem Ende lud er sein Geld in zwei Fässer, fuhr damit nach Freiburg und frug: „Was kostet das Städtlein?" — Daß es tausendmal mehr wert sei, als sein Geld, setzte ihn in große Verwunderung, worüber ihn die Bürger tüchtig auslachten. Noch mehr spotteten sie aber, als die Fässer geöffnet wurden und darin, statt Geld, Sand zum Vorschein kam. Die Frau des Bauern hatte nämlich das Geld heimlich aus den Fässern geleert, dafür aber Sand hineingefüllt und dadurch den Beweis geliefert, daß in Schwaben auch gescheite Leute zu finden sind. —

Eine andere sagenhafte Auslegung des Schwabenthorbildes ist die, daß ein schwäbischer Bauer auf einem Vierspänner zwei Fässer voll Gold nach Freiburg gebracht habe. Als er die Fässer, deren Inhalt zum



Was kostet 's Staedtli?

Münsterbau bestimmt war, öffnete, waren sie mit Kieselsteinen gefüllt. Durch eifriges Nachforschen brachte er heraus, daß seine Frau eine Hexe sei und die Verwandlung vorgenommen habe, jedoch der Zauber gehoben werde, wenn er dessen Urheberin in Stücke haue. Ohne Bedenken that er nun dies, und sogleich war, statt der Kiesel, wieder das Gold da.

B. B.

Das kaum mehr sichtbare Gemälde am Thore hat ein junger badischer Künstler uns nach dem Originale und einer alten Oelskizze in recht gelungener Weise wiedergegeben; zur Geschichte des Bildes berichtet man uns:

Das ursprüngliche Gemälde stammt jedenfalls aus dem XVIII. Jahrhundert und dürfte vielleicht anläßlich des prunkhaften Durchzuges Maria Antoinettens entstanden sein, bei welcher Gelegenheit jedenfalls auch das durch die Belagerung von 1744 schwer beschädigte Schwabenthor einer angemessenen Instandsetzung unterzogen wurde.

Zum erstenmal geschieht desselben Erwähnung in H. Schreibers Geschichte und Beschreibung der Stadt vom Jahr 1825. Die einfache Deutung, welche Schreiber hier giebt: „Ein schwäbischer Landmann, welcher einen schwer beladenen Weinwagen, die segensreiche Fülle des Breisgaues, seiner Heimat zuführt,“ scheint den dem Bilde wohl zu Grunde gelegten Grundgedanken vollständig wiederzugeben, und es ist zu vermuten, daß die vielfach variirte Legende erst eine jüngere Schöpfung heimischer Volkspoesie darstellt. Durch das Thor führte ja bekanntlich von altersher der Hauptverkehrsweg nach Schwaben, wonach dasselbe (im Mittelalter auch Oberthor genannt) seinen Namen trägt.

Die durch den Freiburger Maler Dominikus Weber im Jahre 1830 vorgenommene Renovation hat allem Anschein nach den ursprünglichen Charakter des Bildes nicht vollständig gewahrt.

Zur Zeit sind nur noch dürftige Reste übrig und geht das Bild vollständigem Verfall entgegen.



Der Brunnen mit dem Männlein.

„Ein Münster ohne Dach,
Überall Brunnen und Bach.“

Das ist das alte Wahrzeichen von Freiburg, wie jedermann weiß. Was aber nur ältere Leute wissen, ist, daß es mit dem Brunnenmännlein eine eigene Bewandtnis hat. Es können's alle finden, die durch die Straßen gehen, Einheimische und Fremde; doch am Tage ist es unmöglich, denn da ist das steinerne Männlein unsichtbar. Aber gehe in der heiligen Nacht, genau um 12 Uhr hin, sage niemanden etwas davon, und halte den Atem an dich, vergiß aber nicht einen ordentlichen Krug mitzunehmen; denn dann fließt aus dem Brunnen statt Wasser Wein und, wenn das nächste Jahr gut wird, ein köstlicher Elfer, und das Männlein hält eine blühende Traube in der Hand. Gieb aber acht, daß nicht Zwei zusammenkommen, denn sonst streiten sie schon in Gedanken um den Vorzug, und in diesem Falle bekommt keiner etwas. —

Auch sonst kann man in der Christnacht gar Absonderliches beobachten. Während der Christmette blühen die Apfelbäume, blühen in der Nacht noch ab und tragen Früchte.

In den Ställen liegt alles Vieh auf den Knien. Daß dasselbe in dieser Nacht über die Ereignisse des künftigen Jahres miteinander rede, wollte ein Mann zu Freiburg nicht glauben, und, um darüber Gewißheit zu erlangen, legte er sich in seinem Stalle unter die Krippe. Zwischen elf und zwölf sagten die Pferde zueinander! „Dieses Jahr müssen wir unsern Herrn auf den Kirchhof führen.“ Der Mann erschrack hierüber sehr, wurde bald krank und verschied noch im selben Jahre.

Nach Schreiber und Baader.

Unter Wahrzeichen verstand man im Mittelalter allerlei Denkmale und Curiosa an Kirchen und öffentlichen Orten, die jeder wandernde Handwerksbursche gesehen haben mußte, um sich zu legitimieren, daß er in dieser oder jener Stadt gewesen sei. Schreiber ver-

mutet, daß der betende Teufel mit Affenkopf, Menschenleib und Krallenfüßen, der sich unter den Figuren des Münsterportals in der Mitte der Auferstehenden befindet, ein Wahrzeichen der Stadt sei. Für ein solches hält er auch die Fratzengestalt, die sich am Schwabenthor an der Spitze des Gewölbebogens, dem Oberlindenplatz zugekehrt, befindet; es ist ein sitzendes Männchen, das das linke Bein über das rechte geschlagen hat. Es wird als Darstellung eines Wettläufers gedeutet, der sich einen Dorn aus dem Fersen zieht. —







itten auf dem baumumpflanzten Kirchenplatz von St. Martin, wo der als Erfinder des Schießpulvers gefeierte Franziskanermönch Konstantin Anklitzen, genannt der schwarze Bertold, seine Studien betrieb, ward im Jahre 1853 ein Denkmal gesetzt zur Erinnerung an diese wichtige Erfindung, die einem Franziskanermönch von alters her zugeschrieben wird. —

Besuchen wir den alten Pulvermann in seiner „Küche“, wo er nach dem roten und dem weißen Löwen sucht. —

In dem Laboratorium
Voll Tiegel und Phiolen,
Umstellt mit Büchern ringsherum,
Schürend des Herdes Kohlen;
Sitzt Bruder Bertold, eingewiegt
In grübelnde Gedanken,
Doch jeder Blick des Geistes fliegt
An allzuhohe Schranken.

❦

Er forschet wohl mit heißem Fleiß
Nach der Natur Bekanntschaft,
Er sucht in aller Wesen Kreis
Geheime Wahlverwandtschaft.
Der Elemente harten Kampf
Zur Harmonie zu gleisen;
Und, unter Qualm und Ofendampf,
Umsonst den Stein der Weisen.

❦

Er sucht umsonst die Goldtinktur,
Es will ihm nicht gelingen
Dem Zaubermeister der Natur
Den Schlüssel abzuringen.
Er stampft im Mörser emsiglich
Salpeter, Kohlen, Schwefel,
Und rief den Teufel gern zu sich,
Wär's nur kein solcher Frevel.

❦

Nun schürt die Glut er wieder frisch,
Daß alle Funken spritzen,
Und einer springt in das Gemisch,
Und plötzlich jagt mit Blitzen

Die Mörserkeul' im Donnerschlag
An des Gewölbes Decken:
Geschleudert auf dem Boden lag
Der Mönch im Todesschrecken.

❧

Und als er wieder schwankt empor,
Ist's ihm, als ob er träume;
Durch des zerteilten Rauches Flor
Schaut er in ferne Räume.
Und deutlicher stellt sich ihm dar
Ein schauerlich Gebilde.
Es drängen Krieger, Schar auf Schar,
Sich auf ein Schlachtgefilde.

❧

Aus Rohrgewehren knallen sie
Sich Blitz um Blitz entgegen,
Und todesröchelnd fallen sie
Von einem Kugelregen.
Er sieht auf Rädern hergeschafft,
Viel Mörser, deren Mündung
Spie Kloben aus mit Donnerkraft
Vulkanischer Entzündung.

❧

Wo das Geschoß hinwetterte,
Da riß es Reihen nieder,
Es lagen rings zerschmetterte,
Zuckende Menschenglieder.
Es stürzten Felsenburgen ein,
Zertrümmert unter Bomben,
Die Fluren wurden Wüstenei'n,
Die Städte Katakomben.

❧

Da schritt der Tod im Riesengang
Das Leichenfeld hinüber;
Die Sense triumphierend schwang
Nach Bertold er herüber.
Und rief ihm zu: „Wie bin ich dir
O Mönch, so sehr verbunden,
Daß du ein solches Elixier
Zu meinem Dienst erfunden!“

Und als das Bild verschwunden war,
Kniet Bertold in der Zelle:
Als Alchimist war unsichtbar
Der Teufel mein Geselle.
In diesem Pulver war mir nah'
Der Hölle schwarzer Samen,
O Gott, verhüte, was ich sah,
Gieb mir nicht Schuld dran. Amen.

A. Sch.

Weiter erzählt die Sage, daß Bertold Schwarz, um die bestrittene Kraft seines Pulvers vor aller Welt zu beweisen, sich selbst auf dem Karlsplatz durch einen Mörser in die Luft gejagt habe.

Wer über den „schwarzen Bertold“ mehr erfahren will, findet in der kritischen Untersuchung Dr. Hansjakob's (Herder, Freiburg) ausführliche Auskunft. —

Das Stadttier.

Als eines Abends ein betrunkener Student an das Kreuzbild bei der Martinskirche kam, machte er ihm zur Verhöhnung eine höchst unanständige Gebärde. Da ward er zur Strafe in ein Kalb verwandelt, das seither unter dem Namen des Stadttiers umherspuckt. Es sucht an dem Kreuze die Gestalt des Heilands zu erreichen. Wenn ihm das gelänge, wäre es erlöset. —

Während seines gespenstigen Umzuges scheut sich jedermann, ein Fenster zu öffnen und auf die Straße zu sehen. Denn plötzlich schwillt der Kopf des Neugierigen so sehr, daß er ihn nur mit Not wieder durch den Fensterflügel zurückbringt.

B. B.

Der Fleischer von Freiburg.

In dem jahr als man zalt von der Geburtt Christi unsers Herrn 1299 um St. Jacobs Tag, do wardt die stadt Freyburg im Breisgaw belegert, von Herr Cunraten von Liechtenberg, dem Bischoff zu Strasburg, undt stürmbt die Stadt, do lieffen aus der Stadt heraus viel frischer Knecht und dapfere Burger, die stachen mit den Feinden, unnd als der Bischoff sein Volk im Heer anweiset, do waget sich ein Burger von Freyburg, (Namens Hauri) der was ein metzger, der lieff in die Feindt, unnd stach ein spies in den Bischoff, als das geschah, do zog menigklich unnd der gantze Hauff aller gleich von dannen ab, unnd wardt der krieg geendet, als der Bischoff erstochen war. —

Aus Jacob von Königshofens Anhang zu seiner Elsäßischen Chronick: „Freyburgische Chronicke." 1698.)

Als Graf Egeno von Freiburg ums Jahr 1300 mit der Stadt in Kampf lag, kam er in große Not, da die Bürger das Schloß ob ihrer Stadt mit Wurfgeschossen angriffen. In dieser Not beeilte sich Bischof Konrad von Straßburg, seinem bedrängten Schwager zu Hilfe zu eilen. Die Bürger rückten ihm vor die Stadt über die sogenannte Viehweide bis nahezu an die Dörfer Betzenhausen und Lehen entgegen. Bei dem Angriff, (den 29. Juli 1299) waren ihrer schon viele gefallen. Da stürzte sich ein Metzger, angeblich aus dem Geschlechte Hauri, auf den Bischof, der, wegen der Hitze nur in ein rotes Wams gekleidet, die Seinigen antreibend, auf seinem Streitrosse hin und her ritt, und brachte ihm mit seinem Spieße eine Wunde bei, woran er des folgenden Tages starb. Mit seinem Fall war die Schlacht zu Ende. —

Auf der Stelle, wo Bischof Konrad fiel, wurde ein steinernes Kreuz, später darüber eine Kapelle errichtet und das Kreuz in den Altar

eingemauert. Jetzt steht das Kreuz wieder im Freien, die Inschrift auf demselben ist völlig verwittert. —

Auf diese Heldenthat eines der Ihrigen sind die Freiburger Metzger mit Recht überaus stolz. Darum wachen sie auch eifersüchtig darüber, daß ihnen ihr historisches Recht, der Vortritt bei der Fronleichnamsprozession, erhalten bleibe. Als man einst in den fünfziger Jahren den Gesellenverein zuvorderst gehen lassen wollte, da erhob sich große Erregung unter den Metzgern. Einer derselben, Karl Rosset, führte im Wirtshause ein Stammglas, auf dem die Szene gemalt ist, wie der Metzger den Bischof (im roten Kardinalsgewand) ersticht. Darunter stehen die Verse:

„Darum ihr heut zu Tags noch seht:
Die Metzgerzunft zuvorderst geht!"

Und mit jedem Schluck trank der Wackere Mut und Standhaftigkeit in sich hinein. Die Geistlichkeit mußte nachgeben. Das Glas ist heute im Besitze des Herrn Hanloser; wir nahmen vom Bilde eine Kopie, doch zur Aufnahme ins Sagenbuch konnten wir uns nicht entschließen. —

Der letzte Graf von Freiburg.

Ueber den Versuch des Grafen Egon IV. im Jahre 1366 durch Verrat in die Stadt Freiburg einzudringen berichtet uns die Sage:

Es kam ein armer Mann um Mitternacht vor Freiburg und klopfte freventlich am Thore. Da redete der Bürgermeister mit ihm und fragte ihn, was er wolle; er wisse doch, daß ihm die Stadt verboten sei. Jener antwortete: es wäre darum, daß er die frommen Herren von Freiburg warne, denn ihr Leib und Gut sei verraten und verkauft auf diese Nacht. Der Bürgermeister möge ihn einlassen, er wolle ihm dann Alles entdecken. Da nahm er diesen gefangen; indem er meinte, er gehe nicht mit rechten Dingen um; aber der arme Mann sagte ihm sichern Grund: „Kommt mit mir zum St. Johannesthor, da sitzt Einer unter einer Weide und hat die Schlüssel zum Thore, und wenn man ihm das Wahrzeichen

giebt, so öffnet er. Dann ist auch die Brücke bei dem oberen Thor mit Dung belegt, und steht ein Wagen drauf; dieselbe soll auch vom Feinde gebraucht werden."

Da sie nun an die Orte kamen und die Sachen fanden, wie er gesagt hatte, ließ der Bürgermeister an die Glocke schlagen, sammelte die Gemeinde auf dem Kirchhofe, besetzte die Thore und die Straßen außerhalb der Stadt zu dem Schloß und redete den Bürgern zu, sich ihres Leibes und Gutes tapfer zu wehren. Das geschah zwischen zwölf und ein Uhr in der Nacht. Indessen war Graf Egon mit seinen Helfern so nahe zur Stadt gekommen, daß sie die Glocke hörten. Darauf aufmerksam gemacht, fragte er, was das für ein Geläute sei. Man erwiderte ihm, es sei wohl die Wartglocke. Als er aber aufmerksam horchte und das Sturmgeläute erkannte, rief er entsetzt aus:



„Schau-ins-Land" XIV. S. 83.

„Oh weh, heute Herr zu Freiburg und nimmermehr." Nichts desto weniger rückte der Zug näher gegen die Stadt. Als sie aber merkten, daß sie ihre Absicht nicht erreichen und auch in das Schloß nicht kommen mochten, kehrten sie wieder von dannen und verbrannten nur den Mönchshof, der zu dieser Zeit mit vier Priestern von Thennenbach besetzt war und vor dem Mönchshof lag."

Die Sage erweitert ihre Angabe noch dadurch, daß sie beifügt, der arme Mann hätte die Verräter und den Grafen

in der Schenke zu Lehen, wo er unbemerkt hinter dem Ofen gelegen, belauscht; auch sei der Turmwächter in den Verrat verflochten gewesen, indem er den Auftrag gehabt habe, durch eine brennende Fackel den verschiedenen Abteilungen ein gleichzeitiges Angriffszeichen zu geben. Deswegen dürfe seither weder Feuer noch Licht mehr auf dem Münsterturm unterhalten werden. Wirklich wurde auch von da an lange Zeit hindurch um Mitternacht immer das sogenannte Gräuselhorn von dem Turmwächter des Münsters geblasen.

H. Schr.

Nach einer anderen Form soll der Retter der Stadt ein Freiburger Metzger gewesen sein. Dieser sei auf dem „Gai" in ein Lehener Wirtshaus gekommen und habe sich dort, weil es kalt war, auf die Bank hinter dem Ofen gelegt. So sei er unbemerkt zugegen gewesen, als der Graf mit seinen Anhängern den Plan zum Ueberfall besprach, und da er ihre Sprache verstanden habe, hätte er auf diese Weise erfahren, daß der Turmwart des Münsters versprochen habe, den Angreifern durch eine Fackel das Zeichen zum Angriff zu geben.

Unbemerkt schlich sich der Metzger aus der Schenke fort und eilte auf Umwegen durch den Mooswald der Stadt zu, wo er noch rechtzeitig ankam, um die Bürger von der drohenden Gefahr zu benachrichtigen.

Zur Dankbarkeit für die That des Metzgermeisters soll die Metzgerschaft zu Freiburg den Vortritt vor den übrigen Zünften bei der Frohnleichnamsprozession erhalten haben.

Vergl. dazu auch „Der Fleischer von Freiburg".

Auf Seite 40 brachten wir den Denkstein vom Grabmal des letzten Grafen von Freiburg in Badenweiler.



Im Kloster Adelhausen

INRI

Da steht auf dem Altar aus Holz ein Crucifix, das ist gar wunderbar.
Der Heiland senkt so müde Sein Haupt zur stillen Ruh;
Doch nimt von Jahr zu Jahre des Hauptes Sinken zu!
Schon ist es tief gesunken in mueder Traurigkeit;
nun geht es bald zu Ende. es kommt die letzte Zeit.
Und wenn das Haupt gesunken mit seinem Kinn zur Brust, —
so ist die Welt zu Ende mit ihrer Freud und Lust! KH

DAS KREUZBILD.

NACH DEM ORIGINAL IN DER KLOSTERKIRCHE GEZEICHNET.

18 AM 98

Das Kloster zu Adelhausen. Die Kirche zu Adelhausen, schreibt J. Bader im Dioec.-A. V., entstund wahrscheinlich auf der Stelle, wo ein uraltes Sacellum gelegen, welches einer der drei im Heidentume verehrten Jungfrauen Einbete, Werbete, Wilbete geweiht war. —

Aus dem Keltentum nahmen die ersten Christen in der Gegend die Verehrung der Jungfrauen mit herüber, und später wallfahrte man zu den Jungfrauen als zu hl. Nothelferinnen, indem man ihren Ursprung vergaß. —

Außer dem Kreuzbild, das wir in Abbildung bringen, ist im „weißen Klösterli", wie man die Kirche jetzt vielfach nennt, noch eine sagenumsponnene Gestalt des göttlichen Dulders, die von seinem Platze wiederholt verschwunden gewesen sei und bei der Sakristei gestanden habe.

Die Ueberlieferung vom Sinken des Hauptes geht über alle Kreuze, die im ehemaligen Eigentumsgebiet des Klosters stehen, und auch über das auf dem Lorettoberg.

Viele sagen, das Sinken des Hauptes bedeute nicht das Weltende, sondern den Untergang des Klosters denn es ruhe schon auf der Brust. Doch ist diese Auslegung sicherlich erst nach Aufhebung des Klosters (Novbr. 1867) entstanden. —

Das thatsächliche Sinken des Hauptes in der Adelhauserkirche hat einen natürlichen, leicht zu beobachtenden Grund. —



Martin Malterers Opfertod.

Do rett sich ein burgenmeister
von Freyburg uß der statt:
wir han ein reiß geleistet,
die uns geruwen hat
he, wir müssend groß schmache tragen,
das wir uff fryer heide
von Swytzern sind geschlagen.

Vor mehr als einem halben Jahrtausend kam, wie einst Moses' Binsenkörblein auf den schlammigen Wassern des Nils, bei Breisach auf den Wogen des hochgehenden Rheins eine Wiege dahergeschwommen und blieb an den Weidenstöcken am Ufer hängen.

Johann Malterer, ein begüteter Metzger zu Breisach, fand die Wiege mit einem Kind, das in feine Linnen gebettet

war, nahm den Findling an Kindesstatt an und nannte ihn Martin Malterer. Denn, trotzdem in der Wiege bei einer erklecklichen Summe Geldes ein Zettel gelegen hatte mit der Bitte, man möge ja recht gut für das Kind sorgen, man werde fleißig ihm nachfragen, erklärte der Metzger nach damaligem Recht einfach, das Kind gehöre jetzt ihm und werde auch seinen Namen tragen. — Der Knabe zeigte eine solche Vorliebe für alle ritterlichen Künste und hatte ein so vornehmes Gebahren, daß man dem wohl entnehmen konnte, er stamme aus angesehenem Hause, ja man erzählte sich sogar, er sei der Sohn Leopolds von Oesterreich. —

Martin kam später in die Stadt Freiburg und brachte es da zu solchem Ansehen, daß man ihn sogar zum Bürgermeister der Stadt machte.

Da er ein gar stattlicher Mann war, mit großem schwarzem Bart, ward er bei den österreichischen Herzogen Fahnenträger, nachdem er früher schon in den Ritterstand erhoben worden war. Als solcher zog er mit in den Kampf gegen die Schweizer. Bei Sempach kam es zur Schlacht. „Die Kuhbauern", so nannte man damals die Schweizer, fochten mit solchem Ungestüm, daß selbst der österreichische Heerführer fiel. Malterer kam ihm zu Hülfe, aber auch er erlag den Streichen des herandrängenden Feindes, und seine Fahne führten die Schweizer als Siegesbeute mit weg. — Den Herzog, die Blume der Ritterschaft, fand man auf blumiger Au erschlagen unter einem Haufen der Seinen. Zunächst über ihm lag Ritter Martin Malterer, seine Arme schützend um das Haupt des Heerführers geschlungen. Vielleicht die erste Umarmung zwischen Vater und Sohn! —

Geschichtlich steht fest, daß Martin Malterer als der Sohn des reichbegüterten Johannes Malterer, des Metzigers, eines Mitgliedes der 24er, welcher seine Hofstätte an Stelle der jetzigen Universitätsbibliothek hatte, bezeichnet wird. Er gehörte zu den reichsten Männern der Stadt, und verstand durch geschickte Verwaltung sein Vermögen noch überaus zu mehren. Durch Ankauf von Adelsgütern gelangte er in den Ritterstand, er wurde einer der Hauptleute des Löwenbundes, Lehensträger und Landvogt von Oesterreich. — Bürgermeister

der Stadt Freiburg, wie die Sage berichtet, war er indes nie. In späteren Jahren lebte er meist auf seinen vielen Pfandschaften, Schloß Kürnberg bei Kenzingen, auf dem Kastelberg bei Waldkirch und in Burkheim am Kaiserstuhl. Als Herzog Leopold von Oesterreich 1386 gegen die Schweizer zog, folgte ihm Malterer als Freiburgs Bannerträger. Im Gewühl der Schlacht wurde der Herzog getötet; da warf sich Malterer, um den Leichnam vor Verunehrung zu bewahren, über seinen gefallenen Fürsten und fand so den eigenen Tod. In dem alten Sempacherlied von Halbsuter heißt es:

Marti Malterer von Friburg
Mit seinem krusen Bart,
Dozu die von Hasenburg
Die bliben uf der Fahrt.
Sie sind zu tod geschlagen;
Ze Sempach vor dem Walde
Do ligend sie vergraben.

Diese edle Aufopferung mochte die Sage, die sich auch in der Zimmerschen Chronik erhielt, veranlaßt haben, Martin Malterer sei ein Sohn des Herzogs Leopold gewesen. Damit irrt die Sage allerdings, denn Malterer war wenigstens zehn Jahre älter als sein angeblicher Vater. Bader vermutet, Malterer sei ein Sohn Martins, des Sohnes Königs Albrechts des ersten und einer Tochter Johann Malterer's gewesen; nach der Sage freilich war Metzger Malterer kinderlos. —

Für Freiburger ist es interessant, zu erfahren, daß in der Schlacht bei Sempach ihre Stadtfahne an die Schweizer verloren ging. Maler J. Balmes in Luzern schickte uns Kopien von der Freiburger Fahne und der Otto's von Hachberg ein und bemerkt dazu, die eroberten „Panner“ seien alle circa 1,26—1,36 m hoch und 0,92—1,02 m breit. Nach Liebenau sind alle Banner, die in Luzern noch gezeigt werden, außer desjenigen von „Hachberg“ und des von „Thierstein“ nur noch Kopien.

So schreibt uns auch unser Gewährsmann: „Die von den Luzernern eroberten Banner waren ehemals in Originalien im Mittelschiff der Barfüßerkirche aufgestellt. 1481 wurden von denjenigen, die vom Zahn der Zeit zerfressen waren, Kopien auf Leinwand gemalt. 1622 malte man alle, 42 an der Zahl, al fresco auf die Mauer. 1790 wurde diese Malerei übertüncht und die Banner je zu drei auf Bretter gemalt und aufgehängt. Es waren 14 solcher Gruppen. Es wurde dabei weder auf Chronologie Rücksicht genommen, noch auf Heraldik. 1897 wurde die Kirche ganz renoviert und die Malereien von 1622 wieder blosgelegt. Die Banner erweisen sich als getreue Kopien der ehemaligen Originalien und wurden deswegen sorgfältig renoviert.

Voraussichtlich bringen wir nachträglich noch ein Kunstdruckbild zu dieser Sage, dessen Helden die Stadt ein Denkmal zu setzen beabsichtigt, wenn ihn auch manche geradezu als stadtfeindlichen Emporkömmling verschreien.

Vergl. Rosmann, Breisach. — Schau-ins-Land XII. S. 90.

Die Totenglocke zu St. Nicolaus in der Vorstadt Neuenburg.

In Freiburg wütete einst eine pestartige Krankheit so sehr, und der Opfer der Seuche wurden täglich so viele, daß die Totenglocken, besonders die zu St. Nikolaus in der Vorstadt Neuenburg, nur in kurzen Zwischenräumen zum Schweigen kam.

Den Bewohnern eines benachbarten Klosters fiel das fortwährende Geläute lästig, so daß sie bei dem Stadtrate sich darob beschwerten und um Abhilfe baten. —

Man beschloß nun, zuvor noch die Kirchenpfleger zu hören und diese erklärten: „Sie müßten sich sehr darob wundern, daß Herren, welche der Welt entsagt hätten, so sehr über den Klang der Totenglocken erschrecken könnten.“ —

Um jene Zeit traf es sich nun, daß eine arme, alte Frau eines Mittags an der Schloßhalde für die Aerzte heilsame Kräuter suchte und vor Schwäche und Erschöpfung nieder-

sank. Da kam ihr ein seltsamer Vogel zugeflogen, wie sie ihn später nicht mehr gesehen, und zwitscherte:

„Esset Wachholderbeeren und Bibernell,
Se sterbt ihr nicht so schnell!"

In der That wurde mancher, der dem Tode schon nahe war, durch dieses Mittel gerettet und der Pest ein merklicher Einhalt geboten. — **H. Schr.**

Die Bibernellwurzel wurde früher allgemein als eines der besten Mittel gegen ansteckende Krankheit gepriesen, daher erklärte es sich, daß obige Sage auch aus Oberschwaben, Tirol, Schlesien und Pommern fast mit demselben Wortlaut erzählt wird.

Pestartige Krankheiten stellten sich im 14., 15. und 16. Jahrhundert, wie überall, auch in Freiburg ein. In den Akten der Stadt werden folgende Jahre bezeichnet, in denen die Bürger besonders zu leiden hatte: 1349, 1474, 1480, 1492, 1501, 1526, 1530, 1535, 1540, 1551, 1576, 1583, 1594, 1610, 1633. (Schreiber. Gesch. v. Stadt S. 137.)

Die Juden kannten vielfach gute Gegenmittel und kamen so in den Verdacht, die Krankheit verursacht zu haben, was Anlaß zu heftigen Judenverfolgungen gab. In Freiburg wurden im Jahre 1348 alle Juden, mit Ausnahme gesegneter Frauen und der Kinder, verbrannt. —

Daß Tier- und Menschenpocken meist gleichzeitig auftraten, hatte schon Vergil beobachtet (Georgica IV.), trotzdem dachte man zur Zeit der großen Pestilenzen in Deutschland nicht daran, daß man sich durch Haut und Wolle von verseuchten Schafen in Kleidern, Mützen, Schuhen und den Lagerstätten wahre Brutstätten der Pestilenz schuf.

Wie bei den Menschen, suchte man auch bei den Tieren den Krankheitsstoff durch Homöopathie für immer aus dem Körper auszuscheiden. Johannes Colerus (1599) weiß ein unfehlbar Mittel: „Nimm vier oder fünf blattrige Schaf, halb lebendige, halb tote, pulvere die in einem Backofen mit einem Sack voller grossen und ohmeisen und gieb solch Pulver den Schafen zu essen, so vergehet die Krankheit balde!"



Hexe als Hase.

An zwei Tagen sah ein Jäger aus Freiburg im Walde des Schloßbergs einen Hasen und schoß nach ihm. Aber beidemale blieb der Hase ruhig stehen, blickte den Mann spottend an und entfloh erst dann, als jener auf ihn zueilte. Da mutmaßte der Jäger, daß Hexerei im Spiele sei, lud sein Gewehr mit geweihtem Pulver und schoß damit auf den Hasen, als er ihn zum dritten Male gewahrte. Statt desselben stand nun ein Portiunkulaweiblein auf dem Kopfe da, welches eine blutende Schußwunde in der Brust hatte und, als der Jäger es anrührte, tot zu Boden fiel.





Wieviel Hexen in Freiburg?

In einem Wirtshaus zu Freiburg wurde gestritten, ob es in der Stadt viel oder wenig Hexen gebe. Ein Scharfrichter, welcher bisher zugehört, sagte: er wette einen Kronenthaler, daß mehr Hexen in Freiburg seien, als in einen vierspännigen Leiterwagen gehen, und er wolle den Beweis davon liefern. Nachdem die Wette geschlossen war, ließ er sich von dem Hausknecht auf des Wirtes vierspännigem Leiterwagen durch alle Straßen der Stadt fahren. In jeder zwang er durch seine Zauberkunst die dort wohnenden Hexen, sich auf den Wagen zu setzen, welcher nach und nach so voll wurde, daß manche nur noch auf der Langweide Platz hatten. Als er alle auf dem Wagen hatte, fuhr er damit an das Wirtshaus, zeigte, daß er die Wette gewonnen, und jagte dann die Hexen wieder auseinander. —

Das war eine schreckliche Zeit, die Zeit der Hexenprozesse. Alle Welt war von Hexenwahn befangen, am allermeisten die Juristen. Endlich machten sich auf Seite der Theologen einige Stimmen gegen diesen schändlichen Aberglauben bemerkbar. Einer der frühesten war der Dr. der geistlichen Rechte, Molitor aus Konstanz, 1489, der besonders betonte, daß die durch die Folter erzwungenen Zugeständnisse keine Beweismittel sein könnten. — Der Jesuitenpater Spee, der durch seine Cautio criminatis (1631) wirklich einen Anstoß zum Besseren gab, ruft aus: „Behandelt die Kirchenobern, behandelt die Richter, behandelt mich ebenso, wie jene Unglücklichen (als Hexen verurteilte), werft uns auf dieselben Foltern, — und ihr werdet uns alle als Zauberer erfinden!“ In protestantischen wie in katholischen Ländern erfüllte der Hexenglauben noch lange die Köpfe, bis es endlich dem protestantischen Juristen Thomasius gelang, den richtigen Weg zu zeigen, dem Hexenglauben mit Erfolg entgegenzuarbeiten. —

Wollte man heute mit denselben Gerichtsmitteln den Hexen nachspüren, wie vor dreihundert Jahren, die Welt wäre noch voll davon. — Die erste Hinrichtung einer Hexe zu Freiburg fällt in das Jahr 1546. Es war eine auswärtige, arme Frau, Anna Schweizer, Besenmacherin, die in der Wolfshöhle Unterkunft gefunden hatte, aber bald beschuldigt wurde, Hagel gesotten und Vieh gelähmt zu haben. Obwohl sie kein Geständnis ablegte, wurde sie doch verbrannt. Bald wurden derartige Hinrichtungen häufiger, 1579 wurden 3, ebensoviel 1582, 1599 mindestens 18, 1603 13 Hexen verbrannt. Die letzte Hexe im Breisgau wurde am 24. April 1751 zu Endingen hingerichtet.

Was für Deutschland überhaupt der Blocksberg, das ist für den Breisgau der Kandel; dieser ist vorzugsweise der Hexenberg und besonders die Stelle, welche der Kandelstein heißt.

Wenn die Hexen hier zusammenkommen, so giebt es eine große Fastnacht; dann fliegen einige Hundert von allen Seiten herbei; die meisten auf gesalbten Stöckchen, einzelne aber auch in „Gutschen“, die mit Schimmeln bespannt sind. Man hat auch Züge von vier Katzen und vor dem Wagen eine halbe Laterne gesehen. Ehe die Hexen abfahren, rufen sie aus; „In tausend Teufel Namen!“ Auf der Fahrt ist ihnen verboten, zu reden. Jungfrauen, welche in der Gesellschaft zum erstenmale erscheinen, werden durch den Ehrenplatz und ein Kränzchen ausgezeichnet. Alte, häßliche Weiber werden auch in diesen Versammlungen über die Achsel angesehen; sie gelten nicht viel. Ihr Geschäft ist Lichtstöcke zu sein und Teller zu fegen.

Die Tische sind aufs reichlichste gedeckt, nur Salz und Brot fehlen; dagegen wird weißer und roter Wein im Ueberfluß getrunken. Im ganzen geht es ruhig her, bis der Tanz seinen Anfang nimmt.

Dann aber wird getrommelt und gepfiffen; vorzüglich geschickt als Spielmann ist der Schultheiß von Niederwinden, er nimmt vom nächsten Zaun irgend eine Rute und pfeift darauf die munterſten Tänze.

Iſt es keine hohe Faſtnacht, ſo begeben ſich die Hexen von Waldkirch auf den Kaſtelberg, und jene von Freiburg in das Roßland oder auf den Nägeleſee. Dies war ein Hauptttummelplatz für die Hexen aus Freiburg und der Umgebung. Daſelbſt führte „die dicke Bärbel vom Fiſchmarkt“ in einem ſtattlichen Pelze den Vorſitz, muſterte die Kleider der Angekommenen und hielt auf Ordnung.

Die Hexen wurden im alten Chriſtophsturme in der Gegend des Siegesdenkmales gefangen gehalten, der davon den Namen, der Hexenturm hatte.

Aus Schreiber, Geſchichte d. Stadt Freiburg 1857. III. S. 548 ff.

Hexenverſammlung verſcheucht.

Die Herausgeber haben zwar nicht die Abſicht, ihr Sagenbuch mit Hexengeſchichten zu füllen, finden es aber doch am Platze, hier zu erzählen, was bei einer Hexenverſammlung in der Scheuer eines einſamen Bauernhauſes auf dem Schwarzwalde geſchah. —

Daß in dieſer Scheuer die Hexen ihre Zuſammenkünfte abzuhalten pflegten, war den Bewohnern des Hofes ſo wenig bekannt, daß ſie einen armen Mann, welcher einſt um Nachtlager bat, in die Käfigkammer der Scheuer legten. Nach verrichtetem Gebet ſchlief er ein, wurde aber mitten in der Nacht durch wunderſchönes Tonſpiel und luſtiges Gelärm aufgeweckt. Er ſah die Scheuer hell erleuchtet und eine Menge Männer und Frauen darin verſammelt. Teils ſaßen ſie an einer langen, gedeckten Tafel und aßen und tranken aus koſtbaren Geſchirren, teils tanzten ſie jubelnd umher, wozu mehrere Teufel aufſpielten.

Obgleich auf des Mannes Lager kein Licht fiel, fürchtete er doch, bemerkt zu werden und betete inbrünſtig um Gottes Schutz, beſonders als zwei Hexen gegen die Kammer kamen.

Sie blieben jedoch an dem Eingang stehen und besprachen sich über die Freude, welche sie sich, nach so vielem Vergnügen, noch machen wollten. „Meine Nachbarin hat beim Schlafengehen ihr Kind nicht gesegnet“, sagte die eine, „das wollen wir nun holen und umbringen.“ „Das ist ein guter Einfall“, erwiderte die andere, worauf sie sich fortmachten und nach wenigen Minuten mit einem vierteljährigen Kind auf den Platz zurückkamen und beratschlagten, wie sie es töten sollten. —

Endlich wurden sie einig, es bei den Füßen zu fassen und auseinander zu reißen. Da sprang der Mann heraus und schrie: „Behüt' es Gott, behüt' es Gott, behüt' es Gott, laßt das Kind gehen!“ — Im Nu ließen die Hexen das Kind fallen und fuhren mit ihrer ganzen Sippschaft wie der Wind zur Scheuer hinaus, worin alle Lichter erloschen. —

Der Mann hob das Kleine auf und trug es zu dem Wohnhause, wo er klopfte und rief, daß man ihm aufmachen möge. Als er eingelassen war, erzählte er den Leuten das Geschehene, worauf sie mit brennenden Laternen sich in die Scheuer begaben. Darin stand noch die Tafel voll goldner und silberner Geschirre; aber alles, was Blendwerk gewesen, hatte seine wahre Gestalt angenommen. Manche Becher waren Pferdshufe, die Speisen Viehmist, die Getränke Jauche geworden. Die Geschirre, welche alle mit dem Namen ihrer Herren bezeichnet waren, wurden von den Leuten der Obrigkeit übergeben, die darauf die Eigentümer, sowie die Eltern des Kindes zum Abholen des Ihrigen in den Zeitungen aufforderte.

Die ausgeschriebenen Namen waren weit und breit nicht bekannt, und da niemand sich zu den Geschirren meldete, verkaufte man sie und erbaute von dem Erlöse dem armen Manne ein Häuslein neben dem Hofe, von dessen Bewohnern er sein Leben lang gepflegt wurde.

Erst im zweiten Jahre konnten die Eltern des Kindes dasselbe holen, so weit wohnten sie im fremden Lande.

Die Hexen haben seit jener Nacht sich niemals wieder in der Scheuer sehen lassen. **N. N.**



Vor der durch ihren Totentanz berühmten Kapelle im alten Friedhof steht ein mächtig hohes steinernes Kreuz, auf dessen Sockel ein eigenartiger, kunstvoll ausgehauener Totenkopf angebracht ist. Den Schädel ziert noch eine spärliche Haarlocke, eine Augenhöhle ist leer und hohl, während sich über die andere ausgetrocknete Haut zieht. Aus dem Backenknochen aber ragt ein dem Mund zu umgebogener Nagel hervor. Die eine Kinnlade steht etwas heraus. Von diesem Totenkopf erzählt man sich:

In der Stadt wohnte ein Schmiedmeister mit seiner Frau. Die lebten miteinander wie Hund und Katze. Anstatt daß die Meisterin in gehöriger Weise für ihren schwer arbeitenden Mann sorgte, waren ihre Gedanken den ganzen Tag bei dem jungen Schmiedgesellen, dem auch die köstlichsten Bissen bereitet wurden, wenn der Meister ausgegangen war. —

In ihrer Gottlosigkeit verabredete sich die Meisterin mit dem Gesellen, den Schmied aus dem Weg zu schaffen. Auf Anraten und mit Beihilfe des Gesellen trieb sie ihrem Mann einen kantigen, breitköpfigen Nagel durch den Kopf, als er eben schlief und deckte die Wunde durch das Haupthaar. Niemand merkte die Unthat, und der Schmiedmeister wurde im alten Friedhof begraben.

Das Verbrecherpaar heiratete sich, und der Schmiedmeister war längst vergessen, als auch die Meisterin aufs Totenbett geworfen ward. Da regte sich ihr Gewissen und sie

gestand ihre Unthat. — Die Behörde ließ das Grab öffnen und fand die Angaben der Frau bestätigt. —

Zur Erinnerung brachte man dann den Totenkopf am steinernen Kreuze an, das ehemals auf dem Friedhof am Münster gestanden hat. —



Der böse Pfennig.

Als die Landstände des Breisgaus zur Tilgung der Landesschulden ein neues Umgeld vom Weine (nämlich einen Pfennig von der Maß) zu erheben beschlossen hatten, fand die Einführung dieser Abgabe an vielen Orten, namentlich auch in Freiburg, nicht wenig Widerstand von seiten der Wirte, die von dem „bösen Pfennig" nichts wissen wollten. Endlich, als kein Weigern half und der erste Verfalltag erschien, fanden sich die Wirte mit ihrem Betreffnis ein: „da sei der böse Pfennig!" Man zählte nach: an der Summe fehlte zwar nichts, allein — sie bestand aus lauter abgewürdigter Münze.

Julius Leichtlin.

Auch in der Geschichte Breisachs spielte der böse Pfennig eine Rolle.



Der Fliegenwedel.

In Freiburg gab es in früheren Zeiten kein Gewerbe, das seine Arbeiter so reichlich nährte und dem Stadtsäckel so große Summen einbrachte, aber auch den Vätern der Stadt so viel zu schaffen machte, als die Zunft der Granaten-

bohrer und Polierer. Diese Zunft war lange Zeit die reichste und angesehenste. Es konnte nicht fehlen: Ein gemütlicher Leichtsinn und üppige Lebenslust mußte sich der Gesellen bemeistern, und der Neckereien gegen andere Leute wurden so vielerlei, daß im Frevelregister die Namen der Bohrer und Polierer die Hauptrolle spielten. Es ist sogar Thatsache, daß sich die Zunftmeister der Granaten-Polierer aus billiger Rücksicht zu einem Beitrage zur Erweiterung des Blockhauses freiwillig erboten.

In ausgelassenen, munteren Streichen zeichnete sich aber durch Erfindungsgabe kein Geselle mehr aus, als ein junger Mann, der wegen seiner schlanken, hohen Gestalt gemeinhin „der lange Balierer" (Polierer) hieß. Die Zielscheibe seines Witzes und seiner Neckereien war vornehmlich ein kleines schwarzes Männchen, das man um seines aufbrausenden, aber feigen Benehmens willen mit dem Spitznamen „Mucke" (Mücke) beehrt hatte. Diesem Vielgeneckten ging endlich die Geduld aus, und er klagte. Der Stadtrat lud den Beklagten vor Gericht, mit der Auflage: „Zu standhafter Verteidigung gerüstet, und ohne Fehlen zu erscheinen." — Es bedurfte jedoch wiederholter Ladung, bis er gehorchte. Endlich erschien er und zwar bewaffnet; womit? — Mit einem Mückenwedel! . . . Der ganze Ernst der Richter löste sich in ein unwiderstehliches Gelächter.

Julius Leichtlin.

Hans Steutlinger.

Was wollen wir singen und heben an?
Von einem Hans Steutlinger;
Hat aus dem Adel geheiratet,
Hat geheirat' eine adliche Frau.

Ei Knechte, lieber Knechte mein,
Sattle mir und dir zwei Pferd,
Gen Freiburg wollen wir reiten,
Gen Offenburg haben wir guten Weg."

Und da ich in Freiburg eine*) kam,
Für's jungen Herrn Friedrich sein Haus,
Da schaute der junge Herr Friedrich
Zum oberen Fenster heraus.

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Kommt zu mir jetzt herein;
Steigt ab von Eurem Sattel,
Helft essen die wildesten Schwein!"

„Vom Sattel will ich wohl steigen,
Will treten auch zu Euch hinein,
Wenn Ihr mir wollet verheißen,
Daß ich kein Gefangener mehr sei." —

Sie gaben dem Hans Steutlinger gute Wort,
Bis sie ihn brachten oben an Tisch:
„Ei iß' und trink, Hans Steutlinger,
Dein Leben wird nimmermehr frisch!"

„Wie kann ich essen und trinken,
Wie kann ich nur fröhlich sein?
Mein Herz möcht' mir versinken
Beim Met und beim kühlesten Wein."

„Hans Steutlinger, wem vermacht Ihr Euer Weib?"
„Ich vermach sie dem lieben Herrn Friederich;
Dem vermach ich ihren untreuen Leib,
Der sieht sie viel lieber noch als ich."

*) hinein.

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermacht Ihr Eure Kind'?“
„Ich vermach sie dem lieben Gott selber,
Der weiß am besten, wem sie sind.“

„Hans Steutlinger, lieber Hans Steutlinger,
Wem vermachet Ihr Euer Gut?“
„Ich vermach's den armen Leuten,
Die Reichen haben selber genug.“

(Aus „Des Knaben Wunderhorn.“)

Wir bringen dieses Volkslied, als das seiner Form nach originellste von vielen ähnlichen Stoff behandelnden Gedichten aus Baden; erinnern wir nur an den „Striegel von Konstanz“ und an jenes auf die Frau von Weissenburg im Schlosse von Bonndorf.' —

Freiburg's Rettung.

Durch Freiherr von Fahnenberg.

O Freiburg, Freiburg, welch' Geschick
Beschied dir das Verhängnis!
Hart sitzt der Feind dir im Genick,
Dein Herz ist wund und trüb dein Blick
Vor Kummer und Bedrängnis.

Dein Hoffen war ein leer Phantom,
Die Kaiseradler weichen,
Zum Münster flieht dein Volk im Strom,
Umsonst, — bald sinkt auch Konrads Dom,
Ein Berg von Schutt und Leichen.

Schon tönt ein Knall wie Donnerhall;
Vom Grimm der Sturmkartaunen
Brach deiner Mauern stolzer Wall,
Und rachelaut ob ihrem Fall
Aufjauchzen die Posaunen.

❦

Wer weiß noch Hilfe? Schrecken schlug
Des Rats und Adels Glieder;
Der Mayer war ein Doctor klug,
Der's Herz am rechten Flecke trug,
Ihn schlug der Schreck nicht nieder.

❦

Es ist nicht Täuschung, was du schaust,
Er schwingt sich auf die Mauer,
Und winkt, von Kugelsaat umsaust,
Die Friedensfahn' in starker Faust,
Ein Fels im Hagelschauer.

❦

Er stürzt sich durch der Franken Schar,
Das weiße Banner hebend,
Und stellt sich kühn, ob bittend zwar,
Dem tiefergrimmten Feldherrn dar,
Sich selbst zum Opfer gebend.

❦

Er fleht beredt mit edler Glut
Für Freiburg um Befreiung;
Der Marschall Villars hört's voll Wut
Sein Auge kündet Brand und Blut,
Statt Mitleid und Verzeihung.

Doch Gott verleiht dem Schwachen Macht,
Und läßt sein Flehen siegen.
Dein Engel, Freiburg, hat gewacht
Erlösung folgt der Todesnacht
Und Frieden blut'gen Kriegen.

Der Kaiser spricht, mein Doctor gut,
Die Nachwelt soll dich kennen,
Vor Junkerblut geht Rittermut,
So nimm den Helm zum Doctorhut,
Sollst „Fahnenberg" dich nennen.

Bei der Belagerung der Stadt Freiburg durch die Franzosen im Jahre 1713 hatte die österreichische Besatzung dieselbe aufgegeben und sich nach den Schlössern zurückgezogen. —

Da nun der Sturm jeden Augenblick erwartet wurde, so herrschte unter der Bürgerschaft grenzenlose Verwirrung.

Nur ein einziger Mann, Stadtschreiber Dr. Franz Ferdinand Mayer, verlor seine Besinnung nicht. — Mitten unter feindlichem Kugelregen brachte er eine weiße Fahne auf die Mauer, in der schon eine Bresche geschossen war, und drang mit dem Bildhauer Norbert Wüst bis zum feindlichen Feldherrn, Marschall Villars, vor. Den beredten Worten Mayers gelang es, Freiburg zu retten. Nach Beendigung des Feldzuges erhob ihn der Kaiser als Freiherr von Fahnenberg in den Adelstand. —

(Nach Schreiber.)





Das Muttergottesbild in der Nothelferskapelle.

In den fünfziger Jahren sägte ein Student zu Freiburg dem Muttergottesbild in der Nothelferkapelle nachts den Kopf ab, um zu beweisen, daß solche Frevelthaten an Maria ungerächt geschehen könnten, und warf ihn hinweg. —

Drei Tage darauf begann sein Hals an den Stellen zu faulen, wo er das Muttergottesbild beschädigt hatte, und obgleich er in das Spital verbracht wurde und die geschicktesten Aerzte ihre Kunst an dem Unglücklichen erprobten, nahm doch

das Übel täglich mehr überhand. Nunmehr erkannte er die Macht der Jungfrau, bekannte seine Frevelthat und verschied reumütig. Das verstümmelte Bild hatte man in der Kapelle bei Seite gestellt; allein, nachdem es einigemal von selbst auf seinen alten Platz gekommen sein soll, ließ man es daselbst stehen, und es wird seitdem viel zu ihm gewallfahret. B. B.

Die Kapelle stand ehemals abseits der Straße im freien Feld; da sie baufällig geworden, trug man sie ab und erstellte dafür in den Jahren 1856/57 die heutige „Vierzehnnothelferkapelle“ aus Anlaß der Proclamation des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis.

Muttergottesbild weint.

Als Ende des Jahres 1675 die brandenburgischen Reiter, welche Breisach blokiert, gegen Freiburg gezogen, und deshalb im ganzen Lande große Sorge war, die französische Armee werde Freiburg belagern, floh jedermann der Stadt zu. In diesem Schrecken und Lärmen haben sich auch die Klosterfrauen bei St. Katharinen auf die Flucht gericht. Und als sie das Wertvollste am Kirchengerät in die Stadt flüchteten, begab es sich, daß eine Schwester mit Namen Juliana Kremsin ein Maria-Bild, von Wachs gemacht, welches auf dem hohen Altar gestanden, auch herab genommen, um es einzupacken und zu flüchten. Aber voller Verwunderung sah sie, daß dem Bilde Zähren aus den Augen über die Wangen herabflossen. Mit großem Schreck trug die Schwester das liebe Bild in den Kreuzgang, allwo andere Schwestern, auch etliche weltliche Leut, solches Wunder gesehen. Nachdem selbem Bild die Zähren abgetrocknet wurden, flossen gleich wieder neue, was bei einer Viertelstund lang währte, worüber alle Anwesenden einhellig glaubten, es sei zu besorgen, das Gotteshaus werde zerstört werden (wie auch geschehen ist anno 1677 im Dezember, auf Befehl des Franzosenkönigs).

Das Kloster St. Katharina lag ungefähr in der Richtung der jetzigen Schwimmbadstraße. Nicht weit davon, etwa an der Stelle, wo sich Günthersthalstraße und Höllenthalbahn kreuzen, stand nach der Überlieferung Adelhausens Kapelle zur St. Einbeten.

Chronik des XVIII. Jahrh. Diöz.-Archiv XII. 301.

Säulen als Wahrzeichen.

Nachdem die von Freiburg von ihren Herrn, den Grafen von Fürstenberg*), abgefallen und einen Meineid sollen geschworen haben, weshalb auch etlichen die Finger sind abgehauen worden, ist ein Vertrag errichtet worden. Darin stand auch, daß die von Freiburg auf die vier Straßen steinerne Säulen sollen setzen, auf jeder eine Hand mit halben Fingern, als ob sie wären abgehauen worden.

Das soll und muß zu ewigem Gedächtnis also gehalten werden, und sieht man die Säulen noch heutigen Tags. Die stehen da zu ihrer langwierigen Schande und dürfen sie doch nit hinwegthun. Sie haben bei Graf Friedrich von Fürstenberg, wie man sagt, deshalb angehalten, aber nichts erlangen können, und sind der Säulen acht, allwegen zwo gegen einander und die Straß dazwischen.

Zimmerische Chronik 1 201.

*) Der Chronist, der um's Jahr 1566 schrieb, verwechselt die Grafen von Fürstenberg mit denen von Freiburg, aber auch so dürfte obige Sage nur auf eine boshafte Deutung von Wegweisern oder vielleicht auch von Darstellungen abgehauener Finger, die vielleicht an den Prangern beim heutigen Fischbrunnen eingegraben waren, zurückzuführen sein.

Das wütende Heer um Freiburg.

Im Jahre 1516, so erzählt die Straßburger Chronik von Trausch, wurde das „Wüetten-Hör" im Elsaß und Breisgau bei Tag und Nacht, auf Bergen und Wäldern gehört; mit Trommeln und Pfeifen und brennenden Lichtern zog der Toten Schar durch Feld und Stadt. Der eine trug seinen Kopf, der andere sein Gekröse, der dritte sein abgehauenes Bein, und voraus lief einer, der fortwährend rief: „Abweg, abweg, daß niemand nichts geschehe!" In Freiburg sah eine Frau ihren Mann, der im Kriege umgekommen war, also

im Haufen des wütenden Heeres mitlaufen, dem war der Kopf von einander; sie lief zu ihm hin und band ihm den Kopf mit ihrem Schleier zusammen. Darauf erhielt die getreue Frau einen großen Goldbecher geschenkt, sie solle daraus trinken.* (Birlinger, Aus Schwaben.)

Anno 1123, alß die jar der grosse sterbott, da sahe man ahn allen enden, auch zu Strosburg, Molsheim, Freiburg, Colmar und im ganzen Elsaß grausame Gespenst bey dag und nacht, etwan 10, 20, 50, 100 auch 4 oder 500 zu molen, in harnischen, wahren auch zerhawen, wie sey im krieg wehren umkommen, batten auch das man mit messen singen, betten und almussen sollte zu hilff kommen, lieffen auch durch die stedte, dovon vil leutt sturben. —

Stöber, Die Sagen des Elsaßes I 25. N. Ausg. 1892.

Die Burgfrau auf dem Schloßberg.

Wie reich die Herren ob Freiburg gewesen sind, das kannst Du, wenn Du ein Fronfastenkind bist, sehen in der heiligen Nacht, aber nur eine Stunde lang, und reich werden dabei.

Geh nur zu dieser Zeit still die Burghalde hinauf, da sitzt oben eine Frau, weiß gekleidet, mit einem großen Schlüsselbunde, in einem Feuerkreise, und spielt mit feurigen Steinchen.

Trete unerschrocken hinzu, thue aber, als merktest Du nichts. Nimmt Dich nun die Frau gewahr, so wirft sie auch mit Steinchen nach Dir, dann nimm schnell den Hut herunter und fang die Steinchen hübsch auf. Denn bist Du ungeschickt, so wird die Frau böse und kehrt Dir den Rücken zu; läßt Du aber gar einen Laut hören, so verschwindet sie ganz und gar, und Du steckst mitten in Dornhecken.

H. Sch.

Der Kegelgeist.

Daß zu Kriegszeiten einst auf dem Schloßberge eine kostbare Monstranz aus dem Münsterschatze vergraben wurde, die man aber bis heute nicht wieder fand, kann Dir jedes Mütterchen erzählen. Viele haben schon darnach gesucht, und einer stieß auch endlich auf eine mit Cement übergossene Platte, da wurden ihm seine weiteren Nachgrabungen untersagt. —

In einer mondhellen Nacht suchte einst ein Mann nach vermeintlichen Schätzen an der Burghalde, als ihn plötzlich ein Flimmern und Schimmern durch Zweige und Gemäuer erschreckte. Er schlich näher und sah in eine versteckte Grotte den Zwergkönig auf goldener Karosse einfahren mit vielem Gefolge. Fröhlich lagerte sich die Gesellschaft in ihren goldstrotzenden Kleidern mit den weißen Röcklein darüber um einen goldenen Tisch, allwo sie mit Edelsteinen besetzte Becher kreisen ließen. Plötzlich hörte man ein leises Wimmern, bald aber donnerte und rollte es vom Schloßberg her, und eine laute Stimme rief: „Setzt meine Kegel auf!“ Acht geisterbleiche Gesellen, mit weiten Plunderhosen angethan und roten Mützen auf dem Haar, begannen darauf unter den Bäumen ein wildes Gelage, während die Zwerglein ein volles, goldenes Kegelspiel aus der Tiefe herbeischleppten.

Vergeblich mühte sich der Kegelgeist bis zum Morgengrauen ab, den neunten Kegel zu fällen, nachdem seine Gesellen achte geworfen hatten. Ohne Erfolg und unerlöst mußte er mit dem scheidenden Morgen von dannen ziehen, bis sich doch einmal einer findet, der ihm den „neunten“ wegschiebt.

Der Schatzgräber aber war vor Schreck ob des Geschauten ganz sinnlos geworden und stürzte einen Abhang hinunter, wobei er einen kläglichen Tod fand. —

(Nach teilweise mündlichem Bericht.)

Das Burgfräulein vom Schloßberg.

Ein alter Rebmann berichtet: Früh morgens, wenn's tagt, oder spät am Abend, wenn's zuzunachten beginnt, zeige

sich manchmal am Schloßberg ein wunderschönes Fräulein in weißem, wallendem Gewand mit einem Kranz von Reblaub und Epheu ob ihrem goldlockigen Köpfchen. In der Rechten eine silberne Kanne haltend, gieße sie im Mondschein da und dort einen ganz feinen Strahl aus über die Reben, und allemal, wenn sie sich zeige, gäbe es vortrefflichen Wein, so in den Jahrgängen 1834, 1846, 1895.

Manchmal erscheine das Fräulein auch mutwilligen Knaben als schöner Schmetterling und locke sie in Dickicht und Dorn, die Mädchen dagegen spritze sie gern in's Gesicht, so daß sie Flecken bekommen, wie Sommersprossen. —

Nach mündl. Bericht durch Prof. D.

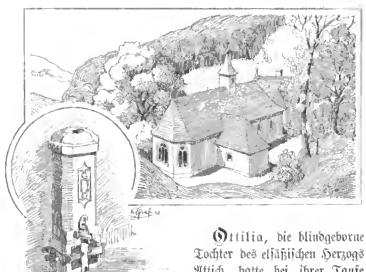
Das Männlein am Geisbrunnen.

Das Silberbrünnlein hinterm Schloßberg hat weit und breit das köstlichste Wasser; es trinken viele davon, zumal am ersten Maimorgen und wissen doch seinen Namen nicht. Da wird viel gelacht und geplaudert, so daß man am Ende noch weniger weiß, als am Anfang. Wer aber vom Geisbrunnen oder Silberbrünnlein, wie es auch genannt wird, etwas Rechtes erfahren will, der lasse sich die Mühe nicht reuen und gehe in der Neujahrsnacht hin, so wird er ein Männlein finden, das nicht viele Worte macht, aber viel andeutet. Denn, so das Jahr gut wird, hält es drei Ähren in einer und drei Trauben in der andern Hand und nickt freundlich zu; wird aber das Jahr schlecht, so sind die Hände des Männleins leer, und es macht dabei ein saueres Gesicht. So kannst Du immerhin erfahren, wie es mit dem neuen Jahr stehen wird, und das sicherer, als aus dem hundertjährigen Kalender.

H. Schr.



St. Ottilien.



Ottilia, die blindgeborne Tochter des elsäßischen Herzogs Attich, hatte bei ihrer Taufe auf wunderbare Weise das Augenlicht erlangt und früh schon in ihrem Herzen gelobt, den Schleier zu nehmen. Zu Palma bei den Klosterfrauen wurde sie erzogen, und als sie einst aus ihrem Kloster an das Hoflager ihres Vaters zum Besuche kam, ward alles von ihrer Schönheit und Geisteshöhe bezaubert. Bald fanden sich Fürsten und Grafen genug ein, die um ihre Hand warben, darunter auch ein reicher Alemanne, der sich bei dem Herzog so sehr in Gunst zu schmeicheln gewußt hatte, daß dieser darauf bestand, seine Tochter solle dem Klosterleben entsagen und dem stattlichen Freier ihr Jawort geben. Ottilie aber hielt fest an ihrem Gelübde, und da ihr Vater immer dringender wurde und sie keinen andern Ausweg mehr sah, beschloß sie, die Flucht zu ergreifen. Sie entledigte sich ihrer kostbaren Gewänder, hüllte sich in ein ärmliches Pilgerkleid und gelangte solcherweise glücklich an den Rhein, wo ein Schiffer sie alsbald an das andere Ufer brachte. Ihre Flucht blieb nicht lange verborgen, und der Herzog sandte seine Leute nach allen

Richtungen aus, die Ungehorsame aufzusuchen. Er selbst durchstreifte die ganze Gegend und schlug endlich zufällig denselben Weg ein, den die Flüchtige genommen. Der Fährmann, welcher sie übergeschifft, beschrieb ihm ihr Aeußeres so genau, daß ihm kein Zweifel mehr darüber blieb, und er sich und sein Gefolge unverzüglich an's andere Ufer übersetzen ließ.

Ottilie hatte bereits die Hälfte eines Berges erstiegen, der im Eingange des Schwarzwaldes lag, und von welchem aus man das Rheinthal überschauen konnte. Ermattet von der ausgestandenen Angst und der ungewohnten weiten Wanderung, setzte sie sich auf ein Felsenstück und flehte zum Himmel, ihre Kräfte nicht ganz schwinden und sie einen sichern Zufluchtsort entdecken zu lassen. Kaum hatte sie eine Weile so gebetet, als sie ein Geräusch im nahen Walde vernahm. Ein Trupp Reiter kam den Berg herauf und bald erkannte sie die Farben ihres Vaters. Sie sprang auf und eilte dem Dickicht der Höhe zu, um sich dort wo möglich zu verbergen. Im Anfange lieh die Furcht ihren Schritten frische Flügel, doch bald erschlafften ihre Sehnen wieder, und sie war nahe daran, erschöpft zusammen zu sinken. Nur ein Fels, um den sich der Pfad schlängelte, verbarg sie noch den Blicken ihrer Verfolger. Zitternd breitete Ottilie ihre Arme nach dem Himmel und flehte zur Mutter Gottes um Rettung aus dieser Not. Siehe, da that sich plötzlich die Wand des Felsens von einander, Ottilie stürzte sich hinein, und sogleich war er hinter ihr wieder geschlossen.

Drinnen vernahm sie deutlich das Getrappel der Rosse und die Stimme ihres Vaters, der sie mit schmerzlichem Tone beim Namen rief. „Es ist umsonst, mein Vater!“, — antwortete Ottilie, und mit Bestürzung hörte Attich die Stimme seiner Tochter aus dem Fels erklingen.

Da ging der Herzog reuevoll in sich, als er sah, daß der Himmel selbst Ottilien vor ihm so wunderbar in Schutz genommen habe, und er schwur, das Gelübde seines Kindes zu ehren und hier eine Kapelle zu erbauen.

Kaum war dies in seinem Innern beschlossen, so öffnete sich der Felsen wieder, Ottilie trat hervor, strahlend von überirdischem Glanze, und sank an die Brust ihres weinenden Vaters.

Der Fels blieb aber offen von dieser Stunde an, und in der Höhle, welche Ottilien geborgen, entsprang ein kristallklarer, frischer Quell, der mit Heilkraft begabt war für kranke Augen. Ottilie kehrte mit ihrem Vater in das Elsaß zurück, wo er bei Hohenburg ein Kloster bauen ließ, in welchem sie den Rest ihres Lebens unter gottseligen Uebungen zubrachte.

An der Stelle der Rettung, beim Mußbach unterhalb des Roßkopf steht seit uralten Zeiten eine Kapelle, die zu Ende des 11. Jahrhunderts, wie in neuester Zeit verschönert wurde. Viele besuchen dort die Ottiliengrolte und waschen sich mit dem heilkräftigen Wasser die Augen.

Über St. Ottilien vergl. Lebenslauf der H. Jungfrauen Ottilien und ibre Wallfahrt bei Freiburg i. Br., ebendaselbst 1758, und Hartfelder, St. Ottilien und seine Legende, Freiburger Adreßkalender 1878.

Vergl. Stoeber, Sagen des Elsaßes Bd. II S. 35 ff. (1892).



Der Schatz im Garten der Karthause.

Sonntagskinder sollen hinter der Karthause, dem 1346 gegründeten Kloster „St. Johannis des Täufers Berg", schon des öfteren von einer geisterhaften Gestalt angesprochen worden sein, sie zu erlösen. Zuletzt, vor nicht allzulanger Zeit, zeigte sich der Geist einem Mann aus Kappel und bedeutete ihm, daß er nun schon 500 Jahre auf seine Erlösung harre. Er habe arme Leute zu seinen Lebzeiten übervorteilt und müsse nun bei drei Goldkisten sitzen, die im hintern Klostergarten verborgen seien. In der letzten Woche vor Weihnachten möge er doch die hl. Sakramente empfangen und dann nach dem Schatze graben. Die erste Kiste Geld sei dann an die Armen zu verteilen, die beiden andern seien für den, der ihn erlöse. Der Mann versprach der Gestalt, sein möglichstes zu thun,

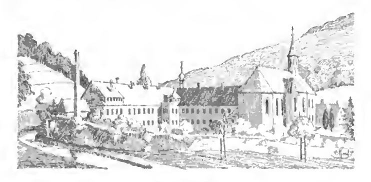
ging zur Beichte und suchte einen seiner Bekannten zu gewinnen, mit ihm zu gehen. Da keiner sich dazu bereit zeigte, unterließ er das Nachgraben auch; so blieb der Geist damals unerlöst.

Aus dem Volksmund.

Der Kybfelsen und Güntersthal.

Dem Schloßberg und der Karthaus gegenüber liegend, ragt über die Berghöhen jenseits des Dreisamthals der Kybfelsen auf, dem seine kahle Felsenkuppe den Namen gab.

Zu Christi Zeiten wohl durch einen römischen Wartturm gekrönt, entstand dort oben später eine ziemlich ansehnliche Burg alemannischer Edelinge, deren Name uns urkundlich nicht bekannt ist; die Sage nennt sie Kyburger.



Güntersthal.

Am Anfang des 13. Jahrhunderts wohnte auf der Kyburg ein „Herr Günter", der ohne männliche Nachkommen war. Um nun der Nachwelt eine Erinnerung zu hinterlassen, stiftete der Ritter am Thalbach für seine Tochter und ihre Freundinnen ein Kloster, welches hernach der Abt von Tennenbach, ein Zähringer, einrichtete.*)

*) Die Zimmerische Chronik berichtet (Bd. III Seite 49): „Die Edelleut von Blumneck sollen das Kloster gestiftet haben und es sei

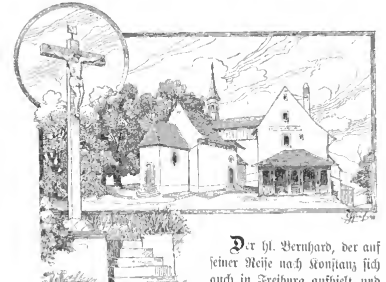
Da die Klosterjungfrauen bald die Nachbarschaft der aufblühenden Stadt Freiburg zu gefährlich fanden, zogen sie sich für eine Zeit lang nach Oberried zurück, kamen aber bald wieder heim, da es ihnen am Fuße des Feldberges zu rauh war. Lange Jahrhunderte blühte das Gotteshaus zu Günthersthal. Die Kirche steht heute noch und bewahrt noch einen kleinen Teil des heiligen Blutes, das im Schwedenkrieg von der Reichenau hierher gebracht worden war. Die Stadt richtete neuerdings den Klosterbau zum Waisenhaus ein.

Die Feste Kyburg zerfiel bald nach dem Aussterben des genannten Stammes, und heute kündet nur ein spärlich Gemäuer ihr einstiges Bestehen. Manchmal hat sich schon oben ein Geist gezeigt, der Sonntagskinder zu seinen Schätzen führt. Ende der vierziger Jahre gruben auf des Geistes Geheiß fünf Männer aus Kappel unter dem kleinen Felsen nach Gold und stießen auch thatsächlich auf eine Kiste, die aber ein schwarzer Pudel bewachte, der sie zur Flucht veranlaßte. Ein andermal wurden zwei Frauen durch ein Gewitter überrascht und nahmen ihren Unterschlupf unter der Felsenspitze bei der Schanz, die einige hundert Schritte von der Kyburg sich entfernt befindet. Eine der Frauen trat in die dort vorhandene Höhlung ein, die andere aber war nicht dazu zu bewegen, da sie einen schwarzen Pudel auf der Felsenspitze sah, der sie drohend anschaute. — Im Altenvogt-Wald, eine halbe Stunde vom Kybfelsen entfernt, sollen unterirdische Gänge sich befinden, welche die Schatzkammer der Kyburger enthalten. Mit Hilfe eines Bergspiegels seien diese Schätze schon gesehen worden. Wo heute die Wirtschaft zur Kyburg steht, soll ein großer Fels gelegen haben, den der Teufel vom Kybfelsen 'aus gegen die junge Klosterniederlassung geschlendert habe. Bei diesem Felsen trafen sich die Feldarbeiter öfter beim Vesperbrot und bald entstand dort ein Wirtshaus.

(Nach größtenteils mündlichem Bericht.)

bis anherr ein gewiß Zeichen gewest: „Da derselbig Edelleut einer sollt mit dem Tod abgehen, so ist gewißlich, daß wenige Tage vorher ein aufgehängt Blumeneckisch Wappen in der Kirchen ab der Wand gefallen". — Über Kloster Güntherstbal vergl. Freib. Diöces.-Arch V, 119 ff., über ein wunderthätiges Kreuz daselbst siehe Compendium Annalium Marii et prepositurae In Selden. Tom. I 1784. Karlsr. Archiv. Ziff. Nr. 407 ad a 1427.

Drei Kirchlein unter einem Dach
auf dem Lorettoberg.



Loretto.

Der hl. Bernhard, der auf seiner Reise nach Konstanz sich auch in Freiburg aufhielt und im oberen Eckhaus der Kaiser- und Münsterstraße wohnte, — im Zimmer, das er benutzte, soll es seit der Zeit keine Mäuse mehr geben — nahm auch seinen Weg über den Josephsberg und meinte, als er gerade nach dem idyllisch gelegenen Günterstthal hinunterschaute, dort werde gewiß noch ein Kloster erstehen, was bald auch geschah.

Damals stand vielleicht schon dort oben die Josephkapelle, die dem „Bergli" den Namen gab; die **drei Kirchlein** unter einem Dach nach dem Vorbild der „Santa casa" zu Loretto, erstanden nach einem alten Denkstein erst nach 1644 durch Christoph Mang. Die Sage behauptet, der kaiserliche General habe im heißen Schlachtgetümmel das Kirchlein der Mutter Gottes im Stillen gelobt, wenn es ihm gelänge, den Feind zurückzudrängen. Und er fand Erhörung; fromme Bürgerinnen aus Freiburg wollen die Jungfrau Maria hoch

über dem Pulverdampf schweben und die Kugeln mit ihrem Mantel auffangen gesehen haben. Erschreckt wichen da die Widersacher. —

Im Oktober 1744 hatte sich nun der Feind auf dem Lorettoberg eingenistet, da schickten einstmals die Kanoniere vom Schloßberg aus einen donnernden Gruß zur Kapelle hinüber, wodurch König Ludwig XV. um's Haar sein Leben eingebüßt hätte. Als der König diesen Gruß nachdrücklich erwiderte und sagen ließ, falls sie sich fürder seines Hauptes so annehmen würden, werde er ihnen das Münster zusammenschießen, verstummten die Kanoniere.

Heute noch sieht man Kugeln aus jener Zeit an der Außenwand der Kapelle eingemauert, und wie von altersher feiert noch das Volk am Josephstag auf dem „Bergli“ den Frühlingsanfang.

Vergl. Schreiber Volkssagen. Verlag J. Waibel, Freiburg S. 53 ff. — Baader, Volkssagen 1859 Nr. 49. Freiburger Diöcesanarchiv: Bd. V 134. 135. Vergl. auch III, 275 ff.

Das Hexenthal.

Zwischen Loretto und Schönberg zieht sich von Freiburg gen Staufen zu ein anmutiges Thälchen, das Hagsthal, Hexenthal genannt, wegen des alten, blödsinnigen Annele, welches vor vielen Jahren daselbst verbrannt wurde. Einstmals war ein schreckliches Gewitter mit Wolkenbruch gekommen, wie man es seit Menschengedenken nicht erlebt hatte; alles Feld längs des Baches war zerrissen und versandet. Da jammerten die Leute ob des großen Unglücks; auch das Annele schaute, wiewohl ohne große Teilnahme, auf die Verwüstung. Darüber ärgerlich rief ihr eine Nachbarin zu: „Du hast ja alles verloren, Dein Mättlein ist hin und Du jammerst nicht einmal!?“ Das Annele aber erwiderte: „Selber thuen, selber haben!“ Da merkte die Nachbarin wohl, daß das Annele das Wetter gemacht habe und eine Hexe sei, und machte sogleich davon Anzeige. Die Hexe wurde vom Amtmann überführt — konnte sie doch aus ihrem Schurz ein Häslein mit langen

Ohren machen — und verbrannt. Jedes Kind kann Dir heute noch das Hexenmättle bei Au als den Ort zeigen, wo das Annele verbrannt wurde.

Am Bache im Hexenthal soll sich öfter ein bösartiger Geist zeigen, auch an der Straße von Wittnau nach Bitzighofen soll es nicht geheuer sein. Bisweilen stellt sich dort ein großer Hund als Begleiter ein, der mit jedem Schritt an Größe zunimmt; bei einem bestimmten Kreuz verschwindet er. Eine Hebamme mußte einst nachts dort vorbei, da warf es nach ihr mit Steinen, ohne daß sie jemand sah. Ebenso fand man in einem Bauernhof der Gegend öfters am morgen die Pferde in Schweiß gebadet und ihre Mähnen geflochten; stellte man einen Besen umgekehrt an die Stallthüre, dann unterblieb der Spuck.

Unweit Bitzighofen befindet sich eine kleine Ruine, „das Bürgle" oder „Heidenschloß" genannt.

Zwei Männer, die im Herbste die Feldhut besorgten, machten eines Abends spät noch die Runde und kamen auch in die Nähe des alten Heidenschlosses; auf einmal sahen sie einen Fuchs, auf den dann einer mit der Schießwaffe anlegte; doch das Thier verschwand plötzlich vor ihren Blicken, und obwohl sie den Platz genau durchsuchten, fanden sie nichts. Verdrießlich über die entgangene Beute gingen sie weiter, kamen ganz nahe zum Bürgle und siehe da, vor ihren Blicken tauchten auf einmal viele, viele Füchse auf in allen Farben. Diese Erscheinung erschreckte die Männer so heftig, daß sie die Flucht ergriffen. Da erhob sich beim hellen Mondschein ein Sturmwind, welcher Bäume zu entwurzeln und ihre Wipfel zu knicken schien, bis sich nach kurzer Zeit das Getöse wieder legte und alles still war, wie zuvor.

Ein andermal holten einige Bauern von Bitzighofen nach dem Betzeitläuten Laub im Walde beim Bürgle. Als sie mit dem beladenen Wagen bergab fuhren, begegneten sie einer alten Frau in ganz altertümlicher Tracht, welche ihnen mit unheimlicher Stimme zurief: „Kommt gut heim." Kaum gesagt, lag der Laubwagen schon im Graben, und ein hohles

Gelächter ließ sich hören, aber vom Weibchen war nichts mehr zu sehen.

Einem andern Mann, der mehrere Wochen lang nach dem Betzeitläuten unterhalb des Bürgle vorbeimußte, erschien jedesmal eine schwarze Gestalt, die ihn lautlos bis zu einem Kreuzweg begleitete, wo sie über den Weg trat und verschwand.

Nach Schreiber Volkssagen (Verlag J. Waibel) S. 63, nach mündl. Bericht ferner nach Schau-ins-Land XII S. 47 ff.

Das Schloß „Bürgle" dürfte Eigentum des „Geraldus von Scherzingen" gewesen sein, der das Kloster zu Sölden bauen ließ 1115.

Vergl. über „Bürgle" Zeitschrift für Gesch. d. Oberrheins N. F. II 464 ff.

Das Huttenweiblein.

Eine Bäuerin von Sölden pflegte Sonn- und Feiertags mit Holzhippe und Hutte (Köze) auf den waldigen Schönberg zu gehen und Holz zu lesen. Wegen dieser Entheiligung muß sie seit ihrem Tode auf dem Berg und in dessen Umgegend spucken; weil sie eine Hutte trägt, wird sie das Huttenweiblein genannt. Sie ist alt und klein, stützt sich auf einen Stock und hat ein Strohhütlein auf; ihre Jacke und Handschuhe sind mit Pelz besetzt, der eine ihrer Strümpfe ist weiß, der andere rot. Uebrigens kann sie sich in viele andere Gestalten von Menschen und Tieren verwandeln. Häufig schreit sie: „Hu, hu, hu!" manchmal aber, besonders wenn sie in den Kronen der Tannen sitzt, singt sie:

„Heute strick ich,
Morgen näh ich!"

In ihrer Hutte hat man schon Farnkraut wahrgenommen; auch trägt sie öfters darin Leseholz, das unbewacht im Walde aufgehäufelt liegt, zum Verdruß der Eigentümer hinweg.

Einer Frau aus Freiburg, die, ehe sie in die Frühmesse ging, im Sternwald Himbeeren sammelte, begegnete das Huttenweiblein und sagte zu ihr: „Hättest Du keine guten Gedanken gehabt, so wollte ich Dich gezeichnet haben."

Zu einer andern Frau kam es zwischen Ebringen und Sölden und fragte sie: „Kätherle! wo willst Du hin?" Auf

dieses wußte die Frau, welche nicht Katharina hieß, gar nicht mehr, wo sie war, und fand sich erst wieder zurecht, nachdem sie stundenlang den Wald durchirrt hatte.

Eines Abends traf ein Geflügelhändler, der nach Pfaffenweiler heim wollte, bei Kirchhofen ein schönes Reh, welches das Huttenweiblein war. Auf sein Locken kam es herbei und ließ sich von ihm streicheln. „Das ist etwas in die Küche!" dachte er bei sich und wollte ihm eine Schnur um den Hals binden; aber da ward es so riesenhaft, daß er voll Schrecken davon lief, die ganze Nacht rannte er in der Irre umher und erkannte erst am Morgen, daß er auf der Eichholzmatte bei Freiburg sich befinde.

Ein Mann, der nachts durch den Bitterswald ging, rief spottend: „Huttenweiblein, komm und trage mich! hu, hu, hu!" Schnell wie der Wind war es da, gackte und trug ihn auf die Todtnauer Höhe und stellte ihn so tief in den Sumpf, daß er nur mit vieler Mühe sich wieder heraushelfen konnte.

Andere Männer, welche im Feld bei Pfaffenweiler das Geschrei des Weibleins spottweise nachmachten, bekamen von ihm solche Ohrfeigen, daß einigen die Hüte von den Köpfen flogen, andere aber sogar zu Boden fielen.

In den Ortschaften, die um den Schönberg liegen, pflegt man die Kinder mit dem Huttenweiblein fürchten zu machen.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 48.

„In fünf Minuten müssen diese Spulen vollgesponnen sein", mit diesen Worten reichte zu Bollschweil ein Weib einer Frau, die ganze Nächte mit Spinnen zubrachte, drei leere Spulen zum Fenster hinein. Auf Anraten ihres Mannes wob die Frau — es war Freitags um Mitternacht — kreuzweise drei Fäden auf jedes Röllchen. „Du hast einen guten Gedanken gehabt", rief ihr das unheimliche Weib, wohl das „Huttenweible" zu, als sie die Röllchen herausreichte, „ohne den wäre es Dir schlimm ergangen!" —

Baader, Volksf. 1851 Nr. 45.

Die Schneeburger am Schönberg.

Die Erbauer der Schneeburg, von der heute nur noch wenige Reste vorhanden sind, kennt niemand; zerstört wurde das Schloß im Jahre 1525 durch die Bauern, die von den zügellosen Herren schwer bedrückt worden waren. Die Leute

erzählen, es seien unter den Trümmern viele Schätze*) vergraben, auch viel alter Wein befände sich in einem verschütteten Weinkeller. Die Sage, daß die Schönberger beim heutigen Leimstollen das erste Bier in der Gegend brauen ließen, scheint erst neuerdings aufgekommen zu sein. Es soll ein weiter See den Abhang des Schönbergs bei Leutersberg bespült haben und ebenso der Schönberg selbst über einen See stehen; das Wasser sei ausgebrochen, und durch einen Erdrutsch seien die Brauereigebäude verschüttet worden, während der Schneeburger dort im Kampfe lag mit dem Braumeister.

Vergl. Schau-ins-Land III.

Der Drache.

Über das Dorf Ebringen**) fuhr in altersgrauer Zeit ein feuriger Drache und verschwand am südlichen Schönberg in einer Höhle. Das heidnische Volk verehrte den Drachen als Götzen, dem von Zeit zu Zeit Menschenopfer zur Nahrung dargebracht werden mußten. Das Loos traf schließlich auch die reizende, jugendliche Tochter des Fürsten, der auf der Schneeburg saß.

Zu derselben Zeit wohnte aber ein junger Ritter, der sich heimlich zum Christentum bekannte, am Fuß des Schönbergs. Als dieser von dem schrecklichen Schicksale der Fürstentochter vernahm, faßte er rasch den kühnen Entschluß, den allgewaltigen Drachen zu töten. Wohlgepanzert, den gewaltigen Speer in der Rechten, bestieg er sein mutiges Roß und ritt, auf die Macht seines Gottes vertrauend, dem höllischen Untier entgegen.

* Boos von Arx, Geschichte der Herrschaft Ebringen meint Fol. 38: „Da irren sich die Leute sehr, denn woher sollten diese Schätze gekommen sein? Die Edlen dort oben hatten ja fast immer kein Geld“.

** Ebringen wird schon im 8. Jahrhundert genannt; am Eingang zum kathol. Ebringen gegen das protestantische Wolfenweiler zu stehen 3 alte, kleine, steinerne Feldkreuze zur Erinnerung an eine blutige Kirchweih, wo Städtler und Ebringer Bürger 1495 sich gegenseitig blutig schlugen; die Sage behauptet nun, diese Steine bezeichneten die Grenzmark bis zu der Luther mit seinem Heere einst vorgedrungen und geschlagen worden sei. (Mündlicher Bericht.)

Drohend, mit weit aufgesperrtem, giftqualmendem Rachen lag das Ungeheuer vor seiner Höhle, den unerschrocken heransprengenden Angreifer gierig erwartend. Schäumend bäumte sich das stolze Roß, aber behende und sicher führten die kräftigen Arme Zügel und Speer, und zischend fuhr das Geschoß todbringend in den geöffneten Schlund des Ungeheuers.

Jubelnd vernahmen Fürst und Volk die Kunde von der kühnen, befreienden That des jungen Ritters, und jubelnd priesen sie den Kampfgott, der dem Kämpen solch hohe Kraft verliehen. Zur Erinnerung an diese That wurden auf den Häusern in Ebringen, über welche der Drache einst dahingefahren war, steinerne Kreuze errichtet, von welchen sich noch einige an den Giebeln vorfinden. Der kühne Ritter aber, den das dankbare Volk nunmehr als einen Heiligen verehrte, hieß Georg, und daher nannte sich späterhin der Ort, wo er wohnte, St. Georgen.

Noch vor kurzer Zeit wurde daselbst alljährlich am 23. April, dem Tag des Heiligen, ein Jahrmarkt abgehalten, und die Bauern, die mit ihren Pferden aus der Umgegend herkamen, ritten dreimal um die Kirche, St. Georgs Schutz für die Pferde zu erbitten.

K. v. Gagg in Schauinsland IX S. 64.

Der See.

Hinter der Pfarrkirche von St. Georgen bei Freiburg, etwa 10—15 Minuten nach Norden von derselben entfernt, liegt an der Straße nach Opfingen, bevor dieselbe in den Mooswald sich hineinzieht, eine viereckige Niederung im Ackerfeld mit einem Rain von 1—3 Meter Höhe. Von dieser Einsenkung ist bald eine größere, bald eine kleinere Fläche mit Wasser bedeckt. Der ganze Raum ist sumpfig und mit Weiden und Schilfrohr bewachsen. Das Wasser aber ist namentlich in der Mitte und insbesondere an drei Stellen, „Brunnen" genannt, unergründlich tief. Man hat schon mit zwei aneinandergebundenen Gerüststangen hinabgestoßen, auch

mit zwei sogen. Mattenschnüren gemessen — alles ohne auf den Grund zu kommen. Schon öfter suchte man diesen See aufzufüllen, aber noch nie ist es — für die Dauer — gelungen. So hat man z. B. bei der Erbauung der jetzigen Kirche, in den Jahren 1866 ff. alle Steine und allen Schutt von der alten Kirche dahingeführt und dort abgeladen, so daß fast gar kein Wasser mehr zu sehen war, aber nichts hat bis heute gründlich geholfen.

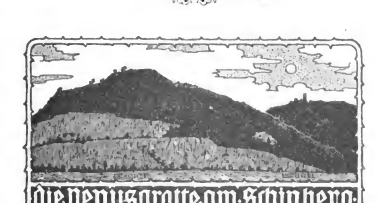
An diesen wunderbaren und geheimnisvollen See schließt sich folgende Sage an: An dieser Stelle war früher einmal ein Schloß, das mit dem auf dem nahen Schönberg, der Schneeburg, in Verbindung stand. Ein unterirdischer Gang verband die beiden miteinander. Auch führte ein breiter Fahrweg von der Schneeburg hinunter. Die Bewohner dieses Schlosses waren sehr übermütig, üppig und gottlos. In ihrem Übermut und ihrer Begierlichkeit wollten sie sich auch im Sommer das Vergnügen des Schlittschuhlaufens nicht versagen. Sie ließen sich deshalb — zwischen ihrem Schlosse und dem Dorfe St. Georgen — eine Eisbahn von Salz herstellen. Bei schlechtem Wetter gingen sie auf Brotlaiben, um trockenen Fußes von einem Ort zum andern zu kommen, oder aber sie gingen in Stiefeln von ausgehöhltem Brot. — Einer der Herren des Schlosses ließ, um unbemerkt überall herumschweifen und seinen Gelüsten fröhnen zu können, sein Roß umgekehrt beschlagen.

Daß die Bewohner der beiden Schlösser dem Gottseibeiuns verfallen waren, beweist folgender Hergang: Als einmal der Schloßherr wieder von der Schneeburg herunter nach dem untern Schlosse fuhr, sprang beim Anfang des Dorfes ein Bursche von hinten auf den Wagen. Als da der Herr im Wagen umschaute, bemerkte der Dorfbursche an den feurigen Augen, daß der leibhaftige Teufel selbst da kutschierte!

So wurde dann lange Zeit hindurch die tolle Wirtschaft auf dem Schlosse weitergetrieben. Da auf einmal war eines schönen Morgens das Schloß versunken, und man hat seither

keine Spur mehr davon gefunden. An der Stelle aber, wo es einstens stand, hausen jetzt Nixen im See, welche diejenigen — namentlich Kinder —, die zu nahe sich an's Wasser wagen, zu sich hinabziehen.

Prof. Hermann Mayer in Alemannia Bd. XX, S. 207 f.



Oben auf der auf dem Schinberge bei Ufhausen, eine Stunde von Freiburg gelegenen Schneeburg lebte in alter Zeit ein Ritter, der Jahre lang viele und große Verbrechen beging und in Üppigkeit und wilder Sinnenlust seine Tage und Nächte verschwelgte. Endlich wachte sein Gewissen aus dem Traume auf, und er nahm sich vor, einen andern Lebenswandel zu führen; da ihn aber kein einheimischer Priester von seinen Sünden lossprechen wollte, so pilgerte er nach Rom, um von dem Papste selbst die Absolution zu erlangen. — Doch auch dies blieb vergebens. Vielmehr entsetzte sich der Papst, als er des Ritters Beichte vernommen hatte, so sehr darüber, daß er ihm sagte: „Eher wird der Stab, den ich hier in der Hand halte, Rosen tragen, als daß Eure Sünden bei Gott Vergebung finden.“ — Trostlos kehrte nun der Ritter den weiten Weg nach Hause über die Alpen zurück. Als er

aber das Thal hinauf nach seinem Schlosse ritt, sah er seitwärts den Eingang des Berges, in welchem die heidnische Göttin Venus ihren üppigen Hofhalt verlebt hatte, offen; rauschende Musik und süße Lieder klangen ihm daraus entgegen und lockten sein verzweiflungsvolles Herz mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er, um seine innere Qual zu vergessen, mit seinem Pferde hineinsprengte in die Tiefe des Berges.

Zwei Jahre später fing unvermuteter Weise der Stab des Papstes, derselbe, den er in Gegenwart des Ritters in der Hand gehabt, an, zu grünen und Rosen zu treiben, worauf sich der heilige Vater des bereits vergessenen Sünders wieder erinnerte. Sogleich erging vom Papst aus ein Bericht darüber an des Ritters hinterlassene Witwe auf der Schneeburg. Die arme Frau ließ unverzüglich in dem Venusberge nachgraben, wo man auch wirklich in der Tiefe der Höhle, welche den Eingang zum Venushofe bildete, den Ritter tot, und noch auf seinem Pferde sitzend, fand.

(Vergl. „Taschenbuch für Geschichte und Altertum.“ Herausgegeben von Dr. Heinrich Schreiber, Freiburg 1839, S. 348.

Wir sehen hier eine Anknüpfung der alten Tannhäusersage an eine Örtlichkeit im Breisgau. Diese breisgauische Sage hat sich nach neuen Forschungen dadurch gebildet, daß zwei Elemente zusammenflossen: 1) eine schon vorhandene Sage von unterirdischen Geistern, schwarzelbischer Wesen der allgemeinen Mythologie, 2) die in dem bekannten schönen Volkslied zu ganz bestimmter, fertiger Gestalt zusammengefaßte Tannhäusersage. Thatsächlich erzählen noch heute die Bewohner Ufhausens, daß in der Anhöhe nahe dem Bahnübergang, wo ein Brunnen sich befindet, „die Heiden gewohnt hätten“, und Schreiber berichtet in Schönbut, Burgen Badens II S. 397 nach alten Weistümern, daß die Herren von Freiburg vor dem Heidenkeller, einem Steinbruch im Ufhauser Bann ob dem Göttebrunnen, jährlich zwei Pfennig zinsen. Man habe gerade dort oft nachgegraben, aber niemals sei man zum Saale der Venus selbst vorgedrungen. Gewöhnlich wurden die Arbeiter durch etwas Unheimliches in Schrecken gesetzt, oder es ergab sich sonst ein Hindernis.

Bei Gelegenheit eines Durchschnittes am Fuße des Berges stieß man auf eine Höhlung, die sich als Teil einer Tropfsteingrotte erwies mit prächtigen Gesteinsbildungen. Vielleicht stammt daher die Sage, daß der Schönberg auf einem See stehe. --

Die Tannhäusersage selbst entstand ebenso aus mehreren ursprünglich ganz verschiedenen Bestandteilen, so der aus dem Süden kommenden Sage vom Venusberg, der Legende vom Stabwunder und den Erlebnissen des Minnesängers Tannhäuser. Das Volkslied, eines der schönsten der alten Zeit, kann in Uhlands althoch- und niederdeutschen Volksliedern und Toblers schweizerischen Volksliedern in verschiedenen Fassungen noch gelesen werden.

F. P.

Vergl. auch Kluge und Valst, Der Venusberg (München 1898) S. A., aus Allg. Ztg. Beil. 66. 67, Amersbach in Alemannia XXIII S. 74 ff.



Brot wird zu Schlangen und Kröten.

Im badischen Oberland war eine Bäuerin, welche keinem Armen ein Almosen verweigerte und jedem wenigstens ein Stück Brot gab. Nachdem sie gestorben und ihr Mann wieder eine Frau genommen hatte, wollte diese sehen, wie viel jene den Armen gegeben hatte. Deshalb legte sie, so oft ein Almosen von ihr begehrt wurde, ein Stück Brot in einen verschlossenen Kasten, während sie den Bettelnden mit einem leeren „Helf Gott“ abspeiste. Als so ein Jahr vorüber gegangen und der Kasten ganz voll war, führte sie ihren Mann zu demselben, um ihm zu zeigen, wie viel seine erste Frau verthan habe. Sie öffneten den Deckel, und siehe! statt mit Brotstücken war der Kasten mit Schlangen und Kröten angefüllt, worüber beide heftig erschracken, und die Frau erkannte die Größe ihrer Schuld. Sie beichtete bei verschiedenen Geistlichen, aber keiner wollte sie lossprechen, und einer von ihnen, ein frommer Greis, riet ihr, sich an den heiligen Vater zu wenden. Da pilgerte sie in Begleitung ihres Mannes nach Rom und legte vor dem Papst ein reumütiges Sündenbekenntnis ab. Als sie damit zu Ende war, hieß er sie auf zwei Stunden abtreten, während deren er die Sache bedenken wolle; bei ihrer Wiederkunft aber gab er ihr die Lossprechung mit der Buße, in der nächsten Nacht in einer verschlossenen Stube allein zu sein und die Schlange und die Kröte zu küssen, welche zwischen elf und

zwölf zu ihr kämen. Alsdann entdeckte er ihrem Mann, daß sie, wie ihm offenbart worden, von den Schlangen und Kröten gefressen werden müsse, er hiernach ihre Buße bestimmt habe, und daß auf ihr Jammergeschrei in der Nacht niemand zu Hilfe kommen solle. Zur bezeichneten Stunde fanden die Schlange und Kröte bei der Frau sich ein, und so sehr dieser auch grauste, gab sie doch jeder einen Kuß. Da sprangen ihr beide ins Gesicht, die andern Schlangen und Kröten, welche in dem Kasten gewesen, stürmten auch herbei, und alle zusammen fraßen die Frau, die vergebens um Hilfe rief, bis auf die Knochen auf. Am Morgen fand man diese in der Stube; die Schlangen und Kröten aber waren verschwunden. Der Papst ließ nun die Gebeine begraben und hielt selbst für die Frau das Totenamt, und unter demselben erschien sie ihm als weiße Taube, zum Zeichen, daß sie ein Kind der Seligkeit sei.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 64.

Geist läßt sich tragen.

An dem Weg, der von der Landstraße von Freiburg-St. Georgen nach Uffhausen abbiegt, steht ein steinernes Kruzifix. Einst kam abends bei stürmischem Schneewetter ein Metzgerbursche hier vorbei; wie er zu dem Kreuze kam, sah er eine dunkle Gestalt dort stehen. „S' staubt g'hörig", sagte der Metzgerbursche. „Wart! ich will Dir stauben", war die Antwort, und schwupp, saß ihm die Gestalt auf dem Rücken, und trotz Sturm und Wetter mußte er sie bis in die Gegend zum Brückle-Wirtshaus tragen, wo sie ihn endlich frei ließ.

Nach mündl. Bericht.

Gemeint ist wohl als Grenze das steinerne Kruzifix an der Ecke der Merzhauser- und Baslerlandstraße.

Nach einer alten Handschrift: Chronologische Begebenheiten, so sich ab anno 1500 in und außerhalb der Stadt Freiburg und in dem Breisgau begaben, Hs.-Nr. 641 der F. Fürstenb. Bibliothek zu Donaueschingen, stand an dieser Strecke ein steinerner Galgen. Blatt 41 heißt es: den 27. August 1744 ist ein Spion aus dem Elsaß an den steinernen Galgen gegen St. Georgen gehenkt worden.

Die große Glocke zu St. Georgen bei Freiburg.

Die alte Kirche zu St. Georgen besaß eine sehr schöne und große Glocke, die Susanne hieß. Die Bewohner Freiburgs beneideten die St. Georger darum und versprachen, ihnen so viel Geld zu geben, als im Innern der Glocke Platz habe, indem sie entweder die Glocke selbst mit Thalern ausfüllen würden, oder aber den Weg von der Kirche in St. Georgen bis zum Grenzstein der beiden Gemarkungen mit solchen Geldstücken belegten. Sie wurde also eines Tages auf einen Wagen geladen und sechs Eselein als Vorspann brachten die Dorfglocke gegen die Stadt. Man war bis an den Grenzstein — nicht weit vom jetzigen Bahnübergang an der Baslerstraße — gekommen, als auf einmal der Wagen mit seiner Last stehen blieb. Und trotz aller Bemühung konnte er nicht mehr von der Stelle gebracht werden. Das Staunen und der Schrecken der Umstehenden wurde aber noch größer, als sich alsbald (aus der Glocke selbst wohl) eine laute Stimme vernehmen ließ:

„I heiß Susanne,
Zu St. George will i hange!"

Natürlich wagte man jetzt nicht mehr, noch länger einem so offen sich kund gebenden höheren Willen sich zu widersetzen. Man kehrte also um und fuhr mit der Glocke wieder nach St. Georgen zurück, wohin sie sich auch jetzt gerne und leicht bringen ließ. Noch jetzt heißt eine der Glocken auf dem Turme der Kirche von St. Georgen Susanne.

Prof. Dr. Hermann Mayer in Alemannia XX 206 ff. und XXI 93.

„Wir haben, bemerkt Prof. M., auch hier einige der von Uhland in den Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage" aufgezählten Hauptzüge der so zahlreichen Glockensagen: Den Namen Susanne, den Eigenwillen der Glocke, den Neid der Städtler gegen schöne Dorfglocken und die Treue dieser Glocke zu ihrer rechten Heimat."

Susanne heißt auch die sagenhafte Glocke zu St. Georgen im Schwarzwald.



Das Bischofskreuz bei Lehen.

An der Straße nach Betzenhausen steht bei einer mächtigen Linde ein uraltes Kreuz von rotem Sandstein, an der Stelle, wo 1299 Bischof Conrad von Lichtenberg erschlagen wurde. Früher war es in den Altar einer Kapelle eingemauert. Eine Menge Kinderkäppchen hingen hier als Weihegaben, denn viele Wallfahrer, besonders aus dem Elsaß, pilgerten hierher, um den Heiligen, der hier beerdigt sein sollte, um seinen Beistand in Kindesnöten und Kinderkrankheiten zu bitten. Deshalb wurde die Kapelle, um dem Aberglauben zu steuern, abgetragen, und das Kreuz ward an die Kirchenwand des benachbarten Pfarrdorfes Lehen versetzt, von wo es jedoch bald wieder an seine ursprüngliche Stelle zurückkehrte. Hier steht es nun im Freien, und obwohl es doch zur Erinnerung an eines der denkwürdigsten Ereignisse in der Geschichte Freiburgs errichtet ward, ist es schutzlos dem Wetter preisgegeben, denn leider ist auch trotz der Mahnung Schreibers nichts für die Erhaltung des Kreuzes geschehen.



Bischofskreuz.

Schreiber in Schönhut, Burgen u.s.w. Badens. S. 554. f.

Siehe Breisgausagen S. 37.

Teufel helfen beim Bau der Eisenbahn.

Als im Jahre 1844 die Eisenbahn bei Zähringen gebaut ward, sahen zwei unschuldige Kinder während des Mittagessens der Arbeiter zwei Teufel mit Geisfüßen und Hörnern emsig an der Bahn schaffen. Sogleich holten sie einige Arbeiter herbei; allein dieselben konnten die bösen Geister nicht wahrnehmen.

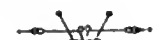
B. Baader, Volkssagen 1859 Nr 53.

Dreisamthal.

Die Dreisam.

An der Landstroß, die dur des Thal und witer dur's felsig
Höllethal nuf un in's Schwobeland nus zieht, lit
Zarte — me sieht's wohl.
In ere gringen Entfernung vu dem chunnt Burg; ober
dem fließt
Us der Wagesteig her en Bach, i cha sin Name nit nenne,
Herwärts von Buechebach mit dem Ybach z'semme, der sel isch
Usem Ybethal herchо. Tummlet hen si si beede,
Hen usem Weg enander das un deis jez z'verzehle,
Aber's vermehrt si d'G'sellschaft e chlei Viertelstündli vor
Burg drus
Mit eme Brüederle, des usem Höllethal vu de Felse
Un vum Hirzsprung hinte vor über Felsen und Stei stürzt.
Großi Freud hen die drü (Drei), sie fallen enander um d'Häls, un
Wechsle höflige Rede; keis will vorm andere 's Erst si.
Un der Höllebach seit: „Min Name chan i nit b'halte;
Bini nit im Himmelreich gsi, un wandle mer jez nit
In dem schöne Thal? So loset denn, was i will vorschla:
Sin mer z'semme nit drü? so wemmer dem Drüzsemme
heiße."
„Seig's so," hen die andere gseit un dusse vor Zarte
Het me si täuft, jez heiße sie Drüzsem, un Dreisam uf hoch
dütsch. —
Des henner guet g'macht, ihr Flüßli! z'Friburg wird men
i lobe,
Eu wird d'Stadt ufstoh, me wird ich's Bürgerrecht schenke,
Und in alle Gasse wereter därfe hantiere!

(Aus der Festidylle von Syndikus Dr. Blechele in Freiburg: „Freiburgs Genius
Freiburg, 1838. Groos.)



Stiftung der Johann Nepomukkapelle bei Ebnet.

Tief in der Nacht fuhr ein Mann auf einem einspännigen Wagen bei Ebnet über die Dreisam. Erst als er drüben auf dem rechten Ufer war, wurde er inne, daß die Brücke abgedeckt und sein Fuhrwerk über das leere Gebälk gelaufen sei. Zum Dank für diese wunderbare Errettung ließ er unweit der Brücke ein Heiligenhaus mit dem Standbild des heiligen Johannes von Nepomuk errichten.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 51.

Schenkelewirt.



Im „Leuen“ zu Ebnet war der in den sechzsiger Jahren gestorbene „Schenkelewirt“ daheim, der seiner derben Witze wegen weitum bekannt war. Dem Schwarzwald-Erzähler Berthold Auerbach hat er als „berühmtes Muster“ zu seinem „Wädeliwirt“ gedient. In Wirtschaften und Privathäusern kann man noch vielfach die von uns gebrachte Abbildung geschnitzt in Holz oder auch gemalt auf Biergläsern u. Pfeiffendeckeln sehen.

Spuck und Schatz bei Bankenbrunnen.

Unweit Zarten — in dessen Nähe die sagenhafte Stadt „Brandenburg“ gewesen sein soll — zieht sich nördlich gegen

den Flaunser zu das Wittenthal. — Ein armes Mädchen aus Wittenthal, welches in der Umgegend Brot zusammengebettelt hatte, ging damit nachts seiner Heimat zu. Bei dem Bankenbrunnen, der unweit des Dorfes auf dem Felde hervorquillt, sah es ein Männlein mit einem Halbmaltersack zwischen den beiden Stämmen eines Zwieselbaumes stehen. Dasselbe winkte ihr mehrmals, hinzukommen, indem es den Sack aufhob; allein sie hatte nicht den Mut dazu und lief zuletzt vor Angst davon. Da fuhr das Männlein, ganz feurig, am Baum hinauf, und der Sack, der voll Geld war, versank klingend in den Boden.

Mehrere Leute aus Steurenthal sahen spät in der Nacht bei dem Brunnen eine unzählbare Menge Lichter. „Was ist denn das?" rief einer der Männer, der betrunken war, und im Augenblick fuhren die Lichter alle zusammen und bildeten eine riesenhafte Flamme. Zugleich entstand ein Gebrause, und es klang wie versinkendes Geld, worüber die Leute erschrocken davoneilten.

In der Nähe des Brunnens ist ein Grasplatz, um den vier uralte Eichen stehen. Daselbst scharrte eines Tages ein Schaf von der Herde des Bankenhofs etwas Blinkendes aus der Erde. Einer der Hirtenbuben ging hin und sah, daß es mehrere alte Silbermünzen waren, so groß wie Kronenthaler. Sogleich rief er seinem Genossen, welcher eben die Herde zusammentrieb, zu dem Funde herzukommen; aber derselbe hielt es für Scherz und kam nicht, worauf der Bube allein im Boden suchte und so viele Münzen fand, daß er seinen ganzen Hut damit füllte. Voll Freude lief er zu den Leuten, die auf dem Felde des Bankenhofs arbeiteten, und zeigte ihnen das Geld, wovon jedes sich etwas zueignete. Als er dann wieder auf den Grasplatz eilte und weiter suchte, fand er nur noch einige kleine Münzen, welche voll Grünspan waren. Um denselben wegzuschaffen, ging er zum Brunnen und fing an, die Münzen zu waschen; da sah er auf einmal einen langen Mann neben sich stehen, der wie ein Jäger gekleidet war, Schuhe mit Schnallen und auf der Brust ein glänzendes

Schild von Kupfer trug. Derselbe sagte zu ihm mit drohender Geberde: „Hättest Du Dich heute morgen nicht gesegnet, so solltest Du jetzt sehen, was ich mit Dir anfinge!" Hierdurch heftig erschreckt, rannte der Junge davon, und als er wieder zu den Arbeitern kam, erzählte er ihnen das Geschehene. Seine Schwester ging nun so weit mit ihm zurück, daß sie den Brunnen sehen konnten; allein sie gewahrte den Jäger nicht, welchen ihr Bruder noch dort stehen sah. Kurz darauf fiel dieser in eine mehrwöchige Krankheit, worin er häufig jammerte, daß der Jäger bei ihm stehe. Nachdem er wieder genesen, mußten die Leute auf Befehl des Pfarrers ihm alles zurückgeben, was sie ihm von seinem Fund genommen hatten. Hierdurch erhielt er so viel Vermögen, daß er seinen Dienst aufgeben konnte. Auf dem Grasplatz ist seitdem öfters nach Geld gegraben worden, aber stets wurde nur wertloser Erzstaub gefunden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 60.

Die Wißneck.

Bei Kirchzarten, einem der ältesten Orte des Schwarzwaldes, liegen auf einem Vorsprung links der Landstraße in's Höllenthal die Trümmer des einst berüchtigten Raubnestes, der Wißneck. Der letzte Wißnecker sah einst den Markenbauern unweit des Schlosses mit einem prächtigen Gespann sein Feld pflügen, und gleich war die Habgier des Ritters geweckt. In eigener Person befahl er dem Bauern, seine Pferde auszuspannen. Demütig bat ihn dieser darauf, er möge ihn nur noch bis zum Ende des Ackers fahren lassen. Die Bitte wurde ihm arglos gewährt, und der Ritter begleitete das Gespann bis zur bezeichneten Stelle. Dort ergriff der Markenbauer seinen Karst und erschlug den Wißnecker. So soll das Raubnest herrenlos geworden und dann von den Bauern zerstört worden sein.*) Heute noch sucht man nach den verborgenen Waffen und Schätzen.

*) Historisch ist, daß die Wißneck am 14. Mai 1525 von den Bauern unter Hans Müller von Bulgenbach in Asche gelegt wurde; später wieder aufgebaut, zerstörten sie die Schweden aufs neue 1644.

Viel erzählt man sich in der Gegend vom Fräulein von Wißneck. Auf den Ruinen anderer Schlösser ziehen weiße Frauen um Mitternacht einher und verbreiten, als Vorboten trauriger Ereignisse, Furcht und Schrecken; das Fräulein auf Wißneck läßt sich dagegen am hellen Tage sehen, verweilt oft Stunden lang, wie ein heller Lichtstreifen, mitten im Gebüsche oder in dem dunkeln Gemäuer, verschwindet plötzlich und erscheint wieder, doch thut sie keinem guten Menschen etwas zu Leide. Wer aber mit beschwertem Gewissen oder mit böser Absicht in ihre Nähe kommt, der hat gewöhnlich seine Unvorsichtigkeit sehr zu bereuen. Eh' er sich versieht, schlingt sich das Dorngebüsch so fest um ihn, daß er nicht mehr vorwärts kann; eine unerklärliche Angst überfällt ihn, und, zerrissen an seinen Kleidern, blutend an Gesicht und Händen, eilt er zurück, oder es wird vom Turme Mauerwerk auf ihn herabgeschüttet, und er steht in Gefahr, lebendig begraben zu werden. Früher zeigte sich das Fräulein öfter und half manchem Notleidenden, wovon viel zu erzählen wäre; aber seit einigen Jahren hat man sie nur noch hin und wieder und wie in tiefer Betrübnis gesehen. Alte Leute meinen, sie zeige sich gar nicht mehr, wegen der Schatzgräber, welche sie so empfindlich hätte strafen müssen. —

Rückwärts von der Burg befindet sich ein Brunnen, um welchen sich zur Mittagszeit gemeiniglich die Herden lagern und erquicken. Dort sitzen auch die Hirten und schneiden Stäbe, oder versuchen neue Stückchen auf ihren Pfeifen. Hie und da mag wohl ein Thalmädchen dadurch angelockt und herbei gezogen werden; dem Burgfräulein aber ist dieses Getöse zuwider, und sie läßt sich nach dieser Seite hin nicht blicken. Dagegen schien ein anderer Hirtenknabe ihr Liebling zu sein, welcher sich gewöhnlich von den übrigen absonderte und in der biblischen Geschichte oder einem andern Buche blätterte und las. Anfänglich zeigte sie sich ihm aus der Ferne, lächelte, als sie den Knaben ein großes Kreuz schlagen sah, wie es ihn seine Mutter gelehrt hatte, und verschwand wieder. Nach und nach kam sie etwas näher und der Knabe

legte allmälig seine Furcht ab. Auffallend war es, daß sie stets über eine gewisse Stelle nahe bei den Mauern hinging, einige Augenblicke wie sinnend dort verweilte, und dann sich wieder schnell entfernte. Eines Tages dachte der Knabe, er wolle doch nachsehen, was es mit diesem Stillstehen für eine Bewandtnis habe, merkte sich den Ort und ging nach einiger Zeit daselbst hin. Sieh, da schien ihm aus dem Grase etwas wie eine große Silbermünze entgegen zu glänzen, schnell bückte er sich nieder und hatte einen halben Thaler aus den Schwedenzeiten in der Hand. Hocherfreut und zugleich neugierig wühlte er mit seinem Stabe die Erde ein wenig auf, und es kam noch ein zweites und ein drittes Stück zum Vorschein. Schon wollte er, der noch nie so viel Geld beisammen gehabt hatte, voll Entzücken aufjauchzen, aber was sah er, als er seinen Kopf emporhob? Das Burgfräulein, wie es lebte und schwebte, dicht vor ihm. Freundlich lächelnd sah es seiner Arbeit zu, legte aber, als er aufschaute, zwei Finger auf den Mund und verschwand. Der arme Kleine war wie versteinert, denn so nahe stand sie noch nie vor ihm, und selbst der alte Segen, den er geschwind hermurmeln wollte: „Alle gute Geister u.s.w." blieb ihm im Munde stecken. Er wußte nun nichts Angelegentlicheres, als auch schnell fort zu gehen, und wagte es noch lange nicht, in die Tasche zu greifen, weil er gelöschte, oder gar noch glimmende Kohlen, wie es sonst geschieht, hervor zu ziehen besorgte. Als er endlich mit aller Vorsicht die Untersuchung anstellte, so fand er, daß die Stücke richtig Silber geblieben seien, und verwahrte sie nun sorgfältig, um sie am nächsten Markttage nach Freiburg zu bringen und auszuwechseln.

Der Knabe kam ganz glücklich nach Hause und wußte kaum, wo er seinen Schatz unterbringen sollte. Um so bereitwilliger trieb er jetzt seine Herde auf die Weide und verweilte Tage lang bei dem alten Schlosse, aber so oft er auch über seine Büchelchen nach den Mauern hinschielte, so war es doch lange vergebens. Man könnte freilich sagen, er hätte nur an der ihm wohlbekannten Stelle nachgraben sollen, aber damit

hatte es sein gutes Bewenden. Denn auch dieser Geisterspuck, so lieblich er war, hatte doch das Eigne, daß die Erinnerung an Ort und Stelle sich augenblicklich wieder verwischte, und der Knabe den halben Berg hätte umwühlen können, bis er wieder zu dem Schatze gelangt wäre. Endlich schien sich doch das Burgfräulein ihres Lieblings wieder zu erinnern; sie erschien auf einmal wieder, nickte sehr freundlich und winkte wieder auf die bezeichnete Stelle. Dem Knaben schien es, als fielen ihm die Schuppen von den Augen; er sah nun wieder, was er seither nicht mehr gesehen, auch jetzt ging er nicht leer aus, vielmehr war der ganze Boden mit Silberstücken wie übersät. Er that also einen tüchtigen Griff und wollte noch einen zweiten thun, da fing plötzlich sein Hund an zu bellen. „Gewiß", dachte er, „ist bei der Herde etwas vorgegangen, ich darf mich nicht länger aufhalten!" und mit diesem Gedanken, und nachdem er dem Fräulein noch eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, eilte er davon. Er sah nur noch, wie sie neuerdings die zwei Finger, fast ängstlich bittend, zum Munde führte, und rief vor sich hin: „Weiß schon, keiner Seele ein Wörtchen!" Als er bei der Herde ankam, lag diese in größter Ruhe beisammen und es schien, als hätte der Hund nur aus Mutwillen eine kleine Stimmübung vorgenommen.

Jetzt zählte er sein Geld; es waren zwölf Stücke, für die er wenigstens fünf oder sechs Thaler erwarten durfte. Bald verschwand deshalb sein Unmut und machte einer um so größeren Munterkeit Platz. Früher als gewöhnlich, und mehr singend und tanzend, als im Alltagsschritte, ging er nach Hause. Ein so verändertes Betragen mußte seinen Mitdienstboten auffallen und den Verdacht bestätigen, welchen wenigstens Einer unter denselben bereits geschöpft hatte. Dieses war der boshafte und neidische Knecht des Hauses, welcher nun beschloß, sich an den Knaben zu machen und demselben das Geheimnis zu entlocken. Er brachte daher während des Essens die Rede auf das Burgfräulein und dessen bekannte Freigebigkeit; zugleich frug er ganz obenhin den Knaben, ob ihm, der doch täglich um das Schloß herum hüte, noch nichts zu Teil

geworden sei? Vergebens folgte eine ausweichende Antwort; die Röte, welche schnell das Gesicht des Knaben überflog, ließ kaum einen Zweifel übrig. Der folgende Tag war ein Sonntag. Auch dieser zufällige Umstand begünstigte den Betrüger, welcher den arglosen Kleinen in ein Wirtshaus lockte, und demselben so lange mit Wein zusetzte, bis er alles rein ausplauderte. Auch die mutmaßliche Stelle mußte er dem Knechte möglichst genau angeben, und dann entließ ihn dieser mit einigen Schlägen, und nahm ihm noch überdies den größten Teil des gefundenen Geldes ab. Bitterlich weinend kehrte der Knabe beim anbrechenden Dunkel nach Hause zurück, und sein Schmerz wurde noch vermehrt, als er zufällig auf die Schloßruine hinüber sah und dort die Gestalt des Burgfräuleins erblickte, wie sie mit gehobenem Finger gegen ihn herab drohte. Er wehklagte die ganze Nacht und fuhr am Morgen weit früher als gewöhnlich mit seiner Herde auf den Burgplatz, um dort unter bitteren Thränen das Fräulein um Verzeihung zu bitten, aber vergeblich; gesehen hat er sie seither nicht wieder.

Der arge Knecht dagegen glaubte um so zuversichtlicher, daß jetzt für ihn die Stunde des Glückes gekommen sei. Schon lange hatte er sich mit zwei Schatzgräbern in eine Bekanntschaft eingelassen, welche durch die Mitteilung, die er ihnen machte, den höchsten Grad der Vertraulichkeit erhielt. Gemeinschaftlich wurde das alte Gemäuer untersucht und es ergab sich aus den Bewegungen der Wünschelrute, daß an dem Orte, welchen der Knabe zufällig bezeichnet hatte, ganz gewiß ein großer Schatz liegen müsse. Die nötigen Vorkehrungen wurden schleunig gemacht. Das Gefäß mit Weihwasser und das Büchlein mit den Zauberformeln wurde in eine abgelegene Nische niedergelegt, wo es nach Jahren der Erzähler dieses Märchens bei einem Besuche der Burg zufällig und mit traurigen Gefühlen wieder fand. Der Ort zu den verhängnisvollen drei Kreisen wurde abgesteckt, vierzehn Tage streng gefastet und endlich in einer dunkeln und schaurigen Herbstnacht der bedauernswürdige Versuch vorgenommen. Es war den ganzen Tag über umwölkt und stürmisch gewesen, das Unwetter

mehrte sich auf die Nacht und steigerte sich von Stunde zu Stunde. Den drei Schatzgräbern war das ganz willkommen, und je menschenleerer die Gegend wurde, desto mehr freuten sie sich. Endlich, als sie sich völlig sicher wußten, machten sie sich mit den Werkzeugen zum Graben auf den Weg und eilten dem alten Gemäuer zu. Die Wünschelrute schlug neuerdings an, die Kreise wurden nach Vorschrift gezogen und die furchtbaren Beschwörungsformeln begannen. Der Mittelpunkt der Kreise befand sich an dem durch Brand und Zeit gespaltenen Gemäuer, welches weit über ihre Köpfe heraufragte. Dreimal wurde das sogenannte Christophelsgebet oder der Höllenzwang vorgelesen; die Erwartung der Unglücklichen war auf das Höchste gespannt — da kam plötzlich ein weit stärkerer Windstoß als alle bisherigen, das ganze Gebüsch schien lebendig zu werden und die Schatzgräber drehten voll Gierigkeit und Angst ihre Köpfe dahin, weil sie von daher das Geisterfräulein und die abzuliefernde Geldkiste erwarteten. Aber o Schreck, die Laterne hinter ihrem Rücken wurde umgeworfen und ausgelöscht, ein furchtbares Brüllen donnerte in ihre Ohren hinein und als sie sich entsetzt umkehrten, fühlten sie über ihrem Nacken die zottigen Tatzen des Höllenhundes und sahen, wie er mit feuersprühenden Radaugen sie anglotzte und den Rachen öffnete, sie zu verschlingen. In dem Entsetzen waren sie ihrer selbst nicht mehr mächtig und stürzten mit dem Geheule der Verzweiflung aus den Kreisen heraus, von welchen sie Rettung erwarteten.

Des folgenden Tages fand man alle drei bewußtlos um die Trümmer herum liegen, und konnte leicht erraten, was hier geschehen war. Zwei kehrten nicht mehr in das Leben zurück, der dritte kam wohl wieder zu sich, aber ein dumpfer Wahnsinn hatte sich seiner für immer bemächtigt. So oft sein Blick auf die Schloßruine fiel, fing er am ganzen Leibe zu zittern an und umfaßte unter Angstgeschrei das steinerne Kreuzbild, als wenn dieses allein ihm Schutz und Ruhe zu gewähren vermöchte. Dr. Heinrich Schreiber.

Der Schatz der Witznecker ist nach einem alten Aufschrieb zum Teil auch in der Schanz bei Höfen oberhalb Kirchzarten z. Zt. des dreißigjährigen Krieges geborgen worden. Fünf beherzte Männer gingen in einer Nacht daran, still und lautlos den Schatz zu heben, als plötzlich ein schneeweißer Hahn, mit feuerrotem Kamm den Graben herunterkam. Erschreckt ließen die Schatzgräber den Hahn passieren, da hörten sie urplötzlich eine klagende, hohle Stimme rufen: „Wieder bleib ich unerlöst!“ Darauf entstand ein Getöse und Gerumpel unter der Erde, das die Männer in die Flucht jagte.

Mündlicher Bericht.

Aus dem Hungerjahr 1817.

Auf dem Breiteburehof zwischen Ebnet und dem Mattenthal wurde in der Hungerszeit an Arme Getreide und Essen um billigen Preis verkauft. Drum herrscht seither Glück und Segen auf dem Haus. Ein anderer Hofbesitzer dagegen wollte nicht von seinem großen Getreidevorrat verkaufen, und gab selbst um 5 fl. den Scheffel Hafer zum Brotbacken nicht her. Bald darauf wurde zur Strafe sein Getreide lebendig und flog zum Scheuerfenster hinaus. — Eine reiche Bäuerin war so hartherzig zu erklären, nichts von ihrem Getreide herzugeben, als bis das Knöpfle (eine Mehlspeise) einen Groschen gelte. Sie starb lange darauf eines schweren Todes, da sie 's fast nicht ersterben konnte.

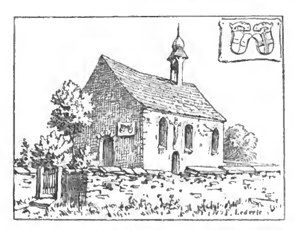
Mündlicher Bericht.

Das Jahr 1816 war ein Mißjahr gewesen, deshalb stellte sich in den durch die vielen Kriegsjahre der Napoleonischen Zeit aller Vorräte entblößten Gebieten bald großer Mangel ein. Zu Ende des Januar 1816 kostete auf den Fruchtmärkten zu Freiburg und Staufen der Sester besserer Weizen 2 fl, geringerer 1 fl 45 kr, Gerste 55 kr und Hafer 36 kr. Im Anfang des nächsten Jahres stellten sich die Preise in Freiburg auf 2 fl 45 kr, in Emmendingen und Staufen auf 8 fl, bei Gerste in Freiburg auf 4 fl 23 kr, in Emmendingen auf 5 fl 30 kr und in Staufen auf 5 fl 18 kr. Der Sester Hafer kostete in Freiburg 2 fl 58 kr, in Emmendingen 2 fl 41 kr. In demselben Verhältnis waren die Preise der übrigen Nahrungsmittel gestiegen. Ähnliche traurige Verhältnisse herrschten in Bayern und Württemberg; Tausende wanderten deshalb aus dem Breisgau nach

Amerika; die Zurückbleibenden waren auf kaum genießbare Nahrungsmittel angewiesen. Ein Gemengsel aus Stroh und Heublumen diente vielfach als Brot. Zur Linderung der großen Not eiferten bald alle Stände, ohne Unterschied des kirchlichen Bekenntnisses; voran die Frauen Freiburgs. Gegen Ende des Jahres 1816 wurde die sogen. Rumford'sche Suppe: aus Kartoffeln, Erbsen, Gerste, Brot, Butter, Salz, Pfeffer, Lauch und Zwiebeln oder Sellerie zubereitet, an die ganz Armen unentgeltlich verteilt. In Ebringen fügte der damalige Landphysikus Dr. Riegerdt, der täglich 120 Personen speiste, dieser Suppe noch Knochen-Gallerte hinzu, was bald auch anderwärts angewendet wurde, da man dem allzugroßen Andrang nicht mehr genügen konnte.

Bald mußte auch das Sammeln der Knochen polizeilich überwacht werden. Immerhin gelang es, der Not insoweit abzuhelfen, daß wenigstens kein Todesfall infolge der Hungersnot zu verzeichnen war. Mit unermeßlichem Jubel wurden im Jahre 1817 die ersten Wagen mit dem reichen Erntesegen begrüßt. Von Geschütz und Glockengeläute angekündigt, von Bäumchen mit Blumenkronen und flatternden Bändern überragt, zur Seite fröhliche Schnitter und Schnitterinnen mit Rechen, Sicheln und ährenbekränzten Hüten, zogen die Wagen in Dorf und Stadt ein, wo sie von den Behörden und den Bürgerkorps mit Musik und der Schuljugend unter dem Gesange „Herr Gott, Dich loben wir" empfangen wurden.

Freiburger Adreßkalender 1865 S. 11 ff.



Kapelle bei Zarten. (Aus Schau-ins-Land XII.)

Bestrafte Sonntagsentheiligung.

Vor vielen Jahren hatte eine Frau aus Buchenbach am Sonntag Besenreis gesammelt und dabei über die Sonntagsentheiligung gespottet. Als sie sich nun zu Hause niedergesetzt hatte, war es ihr nicht mehr möglich, wieder aufzustehen. Wie festgebannt blieb sie sitzen Jahre hindurch. Sie wurde von vielen Leuten besucht, welche sich mit eigenen Augen von diesem über sie verhängten Zwange überzeugen wollten.

Mündlicher Bericht.

Gespenstiges Kalb wird zu einem Mann ohne Kopf.

Im Jahre 1809 gingen morgens zwischen 2 und 3 Uhr zwei Frauen mit einem neunjährigen Mädchen von der Totenwache aus dem Himmelreich heim gen Buchenbach. Beim Heraustreten aus dem Hause fiel ihnen ein starker übler Geruch auf; als sie über die Matten mußten, längs deren ein Gebüsch stand, hörten sie darin ein Geräusch, das sie begleitete und von einem Tier herrührte, das immer größer wurde, und wie sie über einen Graben mußten, über welchen ein ganz schmales Brett führte, legte sich das Tier darauf, wie ein Kalb, indem es die Füße gegen sie streckte. Da sagte die eine der Frauen: „Jesus von Nazareth, König der Juden". Sogleich sprang das Tier auf, lief neben ihnen her und wurde immer größer und größer und blieb schließlich bei drei Pappeln stehen, wo es plötzlich zu einem Mann ohne Kopf wurde, der immer höher und höher wuchs und schließlich so hoch war wie ein Baum. Da entflohen die Frauen erschreckt, ohne sich umzuschauen.

Mündlicher Bericht.

Das Übelthal.

(Ibenthal.)

In dem Thale, welches von Burg herauf gegen St. Märzen zieht, war vor Zeiten keine Kirche. Hieraus

entstanden für die Bewohner viele Beschwerden, und sie beschlossen, sich eine Kirche zu bauen, allein sie konnten über den Platz nicht einig werden. Die Leute des oberen Thales wollten sie dort, die des unteren bei sich haben, und jeder Teil fällte schon Bauholz und führte es an die von ihm gewünschte Stelle. Bei einer gemeinschaftlichen Beratung schlugen einige vor, in die Mitte des Thales zu bauen, aber sie wurden von den Reichen, von welchen die meisten an den Enden des Thales wohnten, überstimmt, und die Versammlung trennte sich spät in der Nacht mit dem Entschlusse, gar keine Kirche aufzuführen. Am nächsten Morgen lag das Bauholz nicht mehr an seinen Stellen, sondern beisammen auf einem hohen Berge in der Mitte des Thales. Jeder streitende Teil hielt dies für einen Streich des andern, ohne zu bedenken, daß dieser unmöglich in einer halben Nacht das Holz hinauf schaffen konnte, zu dessen Herabbringen beide Teile zusammen einiger Tage bedurften. Als sie hiermit fertig waren, kam in der folgenden Nacht all das Holz wieder auf den nämlichen Berg. Da wurde nach dem Rate der Klostergeistlichen von St. Peter, bei denen man die Sache angezeigt, nochmals das Holz in's Thal geschafft und dabei ein Zimmergesell als Nachtwache aufgestellt. Um ja nicht einzuschlafen, fing derselbe an zu rauchen, aber trotzdem fielen ihm die Augen zu, und als er sie wieder aufschlug, lag er, die brennende Pfeife im Munde, mit allem Bauholz auf dem Berge. Da überdies auf dem Platze ein großer Lindenbaum stand, der Tags zuvor noch nicht dagewesen, erkannte man endlich den Willen Gottes und baute dort die Kirche Maria-Linden, jedoch ohne dabei einen Geistlichen anzustellen. Wegen dieses Mangels mußte der Gottesdienst von St. Peter aus versehen werden, was so manche Unbequemlichkeit hatte, daß die Kirche nach einigen Jahren fast gar nicht mehr besucht wurde. Zur Strafe hierfür brachen drei Jahre nacheinander in dem Thale Seuchen aus, die zuerst alles Hornvieh, dann die Pferde und zuletzt die Schweine und Schafe wegrafften. Größer noch wurden die Drangsale, als man die Kirche abgebrochen und deren Gerät

mit dem Gnadenbild der Muttergottes verkauft hatte. Verheerende Brände nahmen überhand, eine Menge taubstummer und krüppelhafter Kinder kamen zur Welt, und ansteckende Krankheiten wüteten so heftig, daß viele Häuser gänzlich ausstarben. Wegen dieser Trübsale bekam die Gegend den Namen Übelthal, und die meisten Bewohner zogen von da weg nach dem Dorfe Espach. Weil dieses das Gnadenbild und das Gerät von Maria-Linden für seine neue Kirche gekauft hatte, ward es auch mit Strafen heimgesucht. Sieben taubstumme Kinder wurden dort in einem Jahre geboren, und viele solcher Geburten kamen so lange vor, bis die Espacher auf den Rat ihres Geistlichen Maria-Linden wieder aufbauten und alles, was sie daraus gekauft, dahin zurückgaben. Da hörten die Leiden Espachs und des Übelthals mit einem Male auf, und der Name des letzteren wurde nachher in Ibenthal umgeändert.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 49.

In dem Büchlein: Heylbringender Lindenbaum u. s. w. von Philipp Jakob Steyrer, Freiburg 1741, findet sich nichts von dieser Sage. Anmerkung Baaders.

Die Muttergottes auf dem Lindenberge.

Ein Hirtenknabe auf dem Lindenberge fluchte heftig auf sein Vieh hinein. Da hörte er einige Male im Gesträuch etwas seufzen oder singen. Anfangs achtete er nicht darauf, endlich ging er der Stimme nach und siehe! er fand im Gesträuch ein Marienbild, das sich mit ihm in eine Unterredung herbeiließ und ihm befahl, seinen Herrn herbeizuführen. Als dieser kam, verlangte das Bild, daß ihm auf der Stelle eine Kirche erbaut werde. Diesem Verlangen ward willfahret, und von derselben Zeit an wirkte das Marienbild Wunder, wird auch dergleichen in Zukunft wirken.

Predigt des P. Anselmus Dörflinger, Priors von St. Peter, in: Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie. Herausgegeben von Kaspar Ruef, Ulm 1788, IV 845. Alemannia XVIII S. 279.

St. Peter.



ief in stiller Einsamkeit wurde im Jahre 1093 von Berthold II. von Zähringen St. Peter auf der Höhe eines abgelegenen Schwarzwaldberges, an Stelle des Klosters zu Weilheim, als Hauskloster errichtet. Von alters her war die Niederlassung im Besitze vieler Reliquien, über deren Erwerb alte Berichte mancherlei melden. Eine der ersten Amtshandlungen des Abtes Petrus II. Emhardt (1469—1492) war, daß er sich von Bischof Hermann von Konstanz die Erlaubnis erbat, die vorhandenen Reliquien zu besichtigen und neu zu fassen. Nach dem Berichte P. Baumeisters (siehe S. 99) geschah dieser Akt unter großer Feierlichkeit. Die Klosterkirche, die beim jüngsten großen Brande (6. Juni 1899) glücklich dem verheerenden Feuer entging, birgt diese Heiligtümer.

St. Petri Stab.

St. Peters Kirche ist auch mit etwelchen Abschnitten von dem Wunderstab St. Petri geziert, aus gnädiger Hand des Hochwürdigen Herrn Augustini, weiland Reichsprälat zu St. Blasien, welcher auch noch eine kurze Authentica beigefügt: diß ist St. Peters Staab, der ward zu Schaffhusen verstohlen deß 1411. Jahres; und ward die Beschläg darab gebrochen, und da man Ihn anderst wolt beschlagen, da wurden mir die Spene ab dem Staab davon; habet Ihn lieb, wann Es ein gut halten ist; daß ist, nach jetziger Red-Arth, weil Es ein gutes Haylthumb ist.

Dieser Stab soll dem Apostelfürsten eigen gewesen sein, und durch seine Kraft wurden unzählbare Wunder im Elsaß bewirkt.

St. Petri Stuel Feur, S. 440. 447.

Die sieben Reliquien aus der Gesellschaft der hl. Ursula.

Das in Rottweil 1731 erschienene Buch St. Peter Stuel Feur erzählt über die Verbringung der 7 Reliquien nach St. Peter zwei Überlieferungen:

1. Es sind zwei Studenten sehr gute Freunde gewesen, die haben eine Bedingung mit einander gemacht, daß der, welcher unter ihnen der vornehmste Herr möchte werden, dem andern ein vornehmes Präsent mache. Nun sei der eine Churfürst zu Köln geworden, der andere aber Prälat zu St. Peter; also habe der Erzbischof zu Köln sein Präsent, nämlich 7 heilige Leiber aus St. Ursulas Gesellschaft, übermacht.

2. Es habe ein Kurfürst und Erzbischof zu Köln, der aus einem Hoch-Gräflichen Geschlecht aus dem Elsaß stammte, eine Reise vorgenommen und seine hohe Familie besucht. Dazu mußte derselbige über den Schwarzwald. Die Einkehr wäre im Kloster St. Peter genommen worden, allwo derselbe, nach Kräften empfangen, gefragt habe, ob man hier auch mit Heiligtümern versehen sei? Des St. Peterschen Herrn Prälaten Antwort wäre gewesen: „Schlecht genug.“ Also habe der Erzbischof gnädig versprochen, er wolle mit nächstem etwelche heilige Leiber von St. Ursulae Gesellschaft überschicken, was auch geschehen. Die Bedienten nahmen ihre Reise über den Elsaß durch den Breisgau. Und da selbe mit den Heiligtümern*) da, wo derzeit das alte kleine St. Ursula-Kapellchen steht, am Fuß des Berges angekommen, haben sie die Maultiere mit keiner Gewalt weiter fort bringen können. Sie haben demnach selbe stehen lassen und sind dem Gotteshaus zugelaufen; da hätten sich die Glocken von selbst geläutet, worauf der Abt und Convent mit Kreuz und Fahne in Prozession hinuntergegangen, dann seien die Maultiere der Prozession nachgegangen. Ich berichte, wie ich es von den alten Herren gehört.

S. 722 f.

---

*) S. 438 werden die 7 Reliquien aufgezählt, Teile von hl. Körpern und ein Gefäß von St. Laurentius. Sie wurden schon 1470 zu St. Peter aufbewahrt. (S. 422.)

St. Peter auf dem Schwarzwald

zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts.



1. Die neue Kirch sambt dero Frontispicio. 2. Abbtey und Hoff-Capellen etc. 3. Grosser Speis-Saal. 4. Gast Zimer 5. Archiv. 6. Convent-gebäu. 7. Prioriat 8. [illegible] 9. Museum. 10. Subprioriat auf dem Noviziat. 11. Sacristey 12. Vestiarium. 13. Bibliothec 14. Kuchel 15. Weltlichen Beambten Wohnungen 16. Krankenhaus. 17. Kranken-Capellen. 18. Apothec 19. [illegible] 20. Pferdtstallung. 21. Mühl und Pfisterey 22. Meyer wohnung 23. [illegible]. 24. Hoffgarten. 25. Convent-garten. 26. S. Ursula Capellen. 27. Wirthshaus.

P. Greg. Baumeister berichtet in seinem handschriftlichen Menologium (1749) darüber: A° 1470 sacra e societate S. Ursulae lipsana (Reliquien) in sacrario antiquo ligneo (ut habet antiquum renovationis instrumentum — Renovationsurkunde) recondita, ex licentia D. Hermanni Epi. Constant. in praesentia duorum abbatum aliorumque virorum ecclesiasticorum et notarii publici pro maiore eorum veneratione reverenter sunt aperta, visa et populo ostensa: erant autem reliquiae S. Gravadiae et S. Sambariae, Virg. u. Mart. de XI. millib., S. Eurocii, item S. Gereonis et Soc. eius, S. Augustini epi. et Capellani eius Neronii, item S. Sambariae V. & M., in quorum adventu (ut tradunt maiores) campanae nulla hominum manu admota sonuere et muli, portitores, ad radicem montis nostri (ubi usque hodie ad perpetuam miraculi memoriam sacra quaedam aedicula cernitur) stetere immoti, donec ad Monasterium solemni processione deducerentur SS. lipsanae.

Der schwarze Münch und die Kiste Gold.

Daß im Klostergebäude zu St. Peter ein „schwarzer Münch" mit einem großen „Evangelibuch" umgeht, ist allgemein bekannt gewesen, lange schon bevor der in dieser Beziehung ungläubige „Eschenjörgle" ihn in einer Nacht leibhaftig zu sehen bekam. — Auch von einem großen Faß mit Gold*) wird zu St. Peter viel erzählt. Einstmals thaten sich mehrere Männer zusammen, um zu „christoffeln." Kraft ihrer Zauberformeln riefen sie in der That einen Mann mit Geißfüßen, der eine Kiste Gold bei der Thüre abwarf und darauf Platz nahm, bis er durch Segen wieder vertrieben wurde.

Mündlicher Bericht.

*) Vergl. Bader, Badenia N. F. II S. 9.





Wer von dem Simonswälder Thal
Hinauf zum Kandel steigt,
Der kommt an einem Kreuz vorbei,
Das sich zum Wege neigt;
Es warnt: Weich diesem Wege aus,
Hier haust im Wald der Schützenklaus.*)

Der Schützenklaus einst Forstknecht war
Beim Herzog Ferdinand,
Und nie im Fürstenlohn ein Knecht,
Ein schärf'rer wahrlich stand.
Klaus sorgte für des Waldes Schutz,
Doch nur zu seinem Eigennutz.

Weil er von jeder Frevelthat,
Die er im Wald vernahm,
Und die mit Geldbuß ward gesühnt,
Ein Drittel selbst bekam;
Das war dem Klaus natürlich lieb,
Drum eifrig 's Fahnden er betrieb.

Er trieb es schließlich gar so weit,
Daß oft er ein Versteck
Aussuchte irgendwo und rief
Wie's Zicklein: Meck, meck, meck!
Und wenn das Zicklein hört' den Ton,
Kam's näher, und er führt 's davon.

---

*) Der Schützenklaus hat ein weites Revier, vom Simonswälder Thal bis vor nach St. Peter ist er bekannt; bei St. Maergen wurde er des öfteren schon gesehen, wie er junge Schlößlinge abknusperte und dabei meckte wie ein Zicklein.

Gefürchtet war der Schützenklaus
Weitum im Wald, im Thal,
Und auch nicht, als er endlich starb,
War's aus mit dieser Qual,
Als böser Geist noch fluchet er
Den armen Bauern hinterher.

Im grünen Rock, mit Büchs und Hund
Streift er des Nachts dahin,
Die Rüde bellt, der Klaus, der meckt,
Wenn sie den Forst durchzieh'n;
Und wer Gebell und Mecken hört,
Erschreckt auf seine Unschuld schwört.

Dem Fuhrknecht, der nicht's Ave heut
Mit frommem Herzen sprach,
Hält plötzlich Klaus den Wagen an
Im tiefsten Buchenschlag;
Die ganze Nacht bleibt's Rad gebannt
Durch's Schützenklausen starke Hand.

Der Schützenklaus stellt jedem nach,
Der sein Revier durchgeht,
Nur solchen weicht er furchtsam aus,
Die sprachen ihr Gebet,
Bevor sie sind am Kreuze hier,
Das jeden warnt vor dem Revier.

Wer von dem Simonswälder Thal
Hinauf zum Kandel steigt,
Der kommt an einem Kreuz vorbei,
Das sich zum Wege neigt.
Und warnt: „Weich diesem Wege aus,
Hier haust im Wald der Schützenklaus!" H. v. d. Elz.

Der sagenhafte Schützenklaus ist der frühere Forstknecht Nikolaus Speth. Nach dem Bestallungsbrief des Erzherzogs Ferdinand, dem die Wälder im Thale teilweise gehörten, gegeben zu Insprugg, am 16. Tag Monats April 1586, erhielt Speth seine Bestallung, wonach er für Ausübung der forstlichen Obrigkeit jährlich 25 Gulden und drei Mutte Roggenfrucht nebst dem dritten Pfennig von den Strafgeldern, wie von dem Windfallholz das nötige für seinen Hausgebrauch erhalten sollte. Besonders die Einnahmen aus den Strafgeldern wußte der schlaue und rücksichtslose Forstknecht noch zu mehren. Es war nämlich verboten, willkürlich Holz zu hauen, Ziegen zu halten (weil sie den jungen Schlägen gefährlich waren), und die Hunde des Wildes wegen frei herumspringen zu lassen. Speth verlegte sich daher mit besonderem Fleiß auf das Auswittern und Denunzieren von solchen oft nur scheinbaren Frevelfällen, wodurch er in der ganzen Gegend überaus verhaßt wurde. Ihre Beschwerden, die sich gegen die neuen, vom Standpunkt einer geordneten Forstwirtschaft allerdings berechtigten Waldordnungen richteten, reichten die Thalleute an den Statthalter Kardinal Andreas von Österreich ein,

der seit 1589 die Statthalterschaft in den Vorlanden führte. Es kam zu langen, erregten Verhandlungen mit der Regierung, und vielleicht hat nur der Ausbruch des 30jähr. Krieges den Ausbruch eines Bauernaufstandes verhindert. J. Bader Diöz.-Archiv VII. 32. ff.

Die Volkssage im Simonswalde, Glotter- und Kirchzartenthal erzählt: „Der Schützenklaus geistet in dieser Gegend. Er verrät seine Gegenwart durch Meckern wie die Geißen. Da er einst nächtlicher Weile an den Berghäuslein meckend herumgeschlichen, damit ihm die Geißen antworteten, wurde ihm von einem Weibe angewunschen, daß er zur Strafe geisten müsse. Wenn böse Buben ihm zurufen, so erscheint er ihnen in grüner Tracht. Sein Wesen treibt er besonders in den waldkirchischen und simonswälder Waldungen. Die Fuhrleute, welche sich nach der Betzeitglocke noch daselbst aufhalten, beunruhigt er durch Festbannen ihrer Fuhrwerke. Am Kandel aber steht ein Kreuz, bei welchem man beten muß, wenn man vom Klause verschont sein will.

Diöcesanarchiv VII.

Seit seinem Tode spuckt der Schützenklaus im Jagdanzug, zwei Hunde an der Kette führend und häufig meckernd, in seinem Bezirke. Nach der Abendglocke hat er schon viele irre geführt oder mit Steinen geworfen; und als andere, um ihn zu verspotten, zu meckern anfingen, war er im Augenblick da und schlenderte sie den Bergabhang hinunter.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 52.



St. Maergen, früher „Maria Zell“ genannt, mit einem Gnadenbild, das im Jahre 1678 zu Allerheiligen in Freiburg bei einer Pulverexplosion unversehrt blieb.

St. Magnusstab
in Breitnau, Hinterzarten und Umgegend.

Unlängst stand in einigen Zeitungen, der durch Verscheuchung alles schädlichen Ungeziefers so berühmte Magnusstab aus Füeßen sei nach Freiburg i. B. abgegangen, wohin derselbe mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung soll abgefordert worden sein. Dieses Gerücht ist nur insofern wahr, als einige, zum Teil auch unter der Jurisdiction der Stadt Freiburg gelegene, Dorfgemeinden im Kirchzartner Thal und auf dem Schwarzwald, ohne daß ihnen dies von der Obrigkeit geradezu verboten wurde, den Magnusstab im vergangenen Monat Mai zu sich riefen und ihre Felder damit benedicieren (segnen) ließen. Nach Freyburg selbst ist das heilige Ding nicht gekommen*). Die Bauern hatten nämlich auf ihren Feldern verderbliche Insekten wahrgenommen, welche die Wurzeln der Früchte abfraßen und schon im vorigen Jahre großen Schaden sollen gethan haben. Die graffickingischen Gemeinden Breitnau, Hinterzarten und die Baron Pfirtsche Gemeinde Steig waren die ersten, welche auf den Einfall gerieten, die schädlichen Tiere mit dem Magnusstab auszurotten. Als letztere ihre Entschließung dem Amtmann entdeckte, suchte dieser ihr begreiflich zu machen, daß der Gebrauch des Magnusstabes eitel Aberglaube sei und zur Vertilgung der Insekten unmöglich etwas beitragen könne. Da aber die Bauern von ihrem Vorsatze nicht abzubringen waren, hielt es der Amtmann für ratsam, die Sache, um bei diesen kritischen Zeiten nicht darum

*) Über eine Anwendung des Magnusstabes in Freiburg siehe Schrelber, Taschenbuch für Geschichte und Altertum von Süddeutschland 1839 S. 329. Im Jahre 1711 wurde der Stab gegen Raupen angewendet, die daraufhin teils zu Grunde gingen; teils anderswohin auswanderten. Zur dankbaren Erinnerung hieran beschlossen die Freiburger den Tag St. Magni zu feiern. Acta Sanctorum september. Bd. II p. 774 ff.

zu verstoßen, der hohen Regierung zu Freyburg anzuzeigen. Dieselbe erwiderte: „Man solle, wenn die Bauern auf ihrem Vorhaben beharren, sie nicht daran hindern.“ Kaum war dies den Bauern zu Ohren gekommen, als sie keinen Augenblick versäumten, ein höfliches Einladungsschreiben an den Magnusstab nach Füeßen ergehen zu lassen, mit welchem dann ein Benediktiner aus diesem Kloster sehr bald eintraf und die gewöhnlichen Handlungen vornahm. Die benachbarten Gemeinden wollten nicht schlechter sein als die genannten; sie merkten jetzt auf ihren Feldern ähnliche Insekten, und so besuchte der Magnusstab, der, weil er nun einmal da war, immer wohlfeiler wurde, mehrere Gemeinden, z. B. Buchenbach, Falkensteig, Wagensteig, die zuvor nicht an ihn gedacht hatten. Die Vögte (Bürgermeister) schickten sogar förmliche Cirkularschreiben umher, um ihren Nachbarn die Anwesenheit dieses Wunderstabes kund zu machen. So schrieb der Vogt der Gemeinde Buchenbach nach Ibenthal: „An Lorentz Wirbser, vogt in Ibenthal.“ Insonders lieber Vogt! ich berichte eich, daß der Magnus herr wirklich in Braitnau ist und die gemein Wagenstay derselbe auch haben wil und die gemein Buchenbach wird der Morgen schlißen, daß man denselben auch haben wil und auff den Nachmittag in Braitnau bey dem Magnusherren erscheinen um demselben anzufragen, er bleibt nicht mer als biß auff den Dinstag in Breitnau, wan man ihn aber verlangt, So schreibt er heim und komt in mehre gemeindten, wan die Gemein Ibenthal denselben haben wil, so kan etwan der Vogt oder richter mit Buchenbach auff der Nachmittag mit mir anfragen. Buchenbach, den 30. Abril 1792. Johannes Zehringer.

Ein frommer Verehrer des Magnusstabes zu Freiburg, wird weiter berichtet, machte während dessen Anwesenheit in der Nachbarschaft ein andächtiges Lied auf ihn, dessen Strophen sich jedesmal mit den Versen endigten:

> O mache gewaltiger, daß jedes Insekt,
> Das uns zu beschädigen drohte, verreck!

Und unter anderm heißt es:

Berühmter Mörder aller Mäuse
Laß uns doch nimmermehr im Stich,
Und töte bald, wir bitten dich
Auch unsre Wanzen, Flöh und Läuse!

Der hl. Magnus lebte im 8. Jahrhundert. Im Jahre 725 war er von St. Gallen nach dem Allgäu gezogen, wo er durch Erbauung einer kleinen Kapelle den Grund zu dem Benediktinerkloster in Füßen legte. Ein ganzer Kreis von Legenden, worin er bald wie St. Pirmin auf der Reichenau Würmer und Schlangen vertreibt, mit dem ihm von St. Gallus hinterlassenen Stock einen fürchterlichen Drachen tötet, bildete sich um ihn, sodaß selbst die Bollandisten behaupten, es sei schwer, die Wahrheit herauszufinden. St. Magnus war der Schützer gegen den Mäuse- und Hamsterfraß, gegen jene kleinern schwarzen Ratten, die bei uns einheimisch waren, bevor sie von den jetzigen, eingewanderten, vertrieben und vermindert wurden. Der St. Magnusstab ist ein hölzerner, etwa 3 Fuß langer Stock, der nun in Silber gefaßt (vor 100 Jahren) und oben mit einem goldenen oder wenigstens vergoldeten Bildnis des Heiligen geziert ist. Im 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts war dieser Stock im Kloster St. Gallen; wie und wann er nach Füßen kam, weiß man nicht. Das Kloster Salmansweiler (Salem) soll ein Stück des Stabes besessen haben.

A. Birlinger aus Freyburger Beyträge zur Beförderung des ältesten Christentums und der neuesten Philosophie. Herausgegeben von Kaspar Ruef Ulm 1788, Alemannia XVIII. S. 267—270.

Wer einen Geist anredet, muß sterben.

Auf dem Fußweg, der von Posthalde nach Alpersbach führt, stieg am heitern Tag ein Köhler hinauf; da bemerkte er einen Mann, der ihm vorausging. „He, Du“, rief er ihm zu, „wart ein wenig, dann gehn wir mitnander“. Er hatte die Worte noch nicht beendigt, stand der andere schon neben ihm. Erschrocken stammelte der Köhler: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ „Und ich auch!“ erwiderte der andere und verschwand. Drei Tage nachher war der Köhler gestorben.

Mündlicher Bericht.

Weible an einem Bildstock.

Am Bruderſteig, wo der Weg durch den Wald führt, geht bei einem Bildſtöckle mitten im Walde ein altes Weible, das die Leute ſchon oft irre geführt hat. Mündlicher Bericht.

Kapelle Schwarzeck.

Vor Hunderten von Jahren verirrte ſich das Kind eines Falkenſteiger Hofbauern auf die Höhe der Schwarzeck und konnte aus der düſtern Waldung nicht wieder den Weg in's Elternhaus finden. Drei Tage und drei Nächte verbarg ſich das Kind unter einem großen Felſen, und jeden Morgen brachte ihm eine weißgekleidete Frau für ſeine Ernährung ein Brötchen. Nach langem Suchen endlich ward das Kind unverſehrt aufgefunden und zum Andenken an die glückliche Errettung des Kindes eine Kapelle geſtiftet.

Otto v. Elſengrein in Schauinsland XI S. 42.

Die Kapelle war früher ein ſehr beſuchter Wallfahrtsort. Auf eine hier übliche abergläubiſche Sitte, deutet die Redensart: Auf die Schwarzeck gehen zum „Federe bloſe." (Mündlicher Bericht.)

Rotheck.

In der Gegend zwiſchen Falkenſteig und dem Zaſtlerthal liegen die Rotheck und Schwarzeck nicht gar weit von einander. An beiden Orten ſollen in alter Zeit Burgen geſtanden haben. Heute ſind dieſe verſchwunden, und auch vom Dorfe, das ehemals am Fuße der hoch und ſteil gelegenen Rotheck lag, iſt nichts mehr zu ſchauen. Der letzte Burgherr war ein gar grauſamer Mann, der die Leute aus dem Dorfe quälte, wie es ihm ſein böſer Wille eingab. Bisweilen gefiel es ihm, einen der Dorfbewohner zu ſich auf's Schloß zu laden und trefflich zu bewirten, wobei ſeine ſchöne Tochter den Unglücklichen durch Geſang unterhalten mußte. Noch nie war einer der Eingeladenen je wieder in das Dorf zurückgekehrt. Nach der Mahlzeit hatte ſie der grauſame Schloßherr in den Zimmern der Burg umher und zuletzt hinaus in

einen Rosengarten geführt, der den Felsen zierte, da wo dieser gäh in einen tiefgelegenen See abstürzte. Dröhnend wurde hinter dem Gaste eine eiserne Thüre zugeworfen, und der Unglückliche blieb den Qualen des Hungers überlassen, bis er sich in der Verzweiflung über den Rand des Felsens hinunter in den See stürzte. Das war schon oft vorgekommen, und der Burgherr glaubte sich sicher in seinen festen Mauern, und nur um einer schon oft geübten Laune wieder Befriedigung zu verschaffen, lud er eines Tages einen jungen Burschen aus dem Dorfe zu sich auf's Schloß. Auch er ward mit der gleichen heuchlerischen Freundlichkeit behandelt, aber als zum Schluße die Thüre des Rosengartens dröhnend zuschlug, da erkannte er bald, welches Schicksal ihm bestimmt sei. Da wollte er nicht lange warten, bis der Hunger seine Kräfte verzehrt hatte; in kühnem Entschluß wollte er lieber auf der Stelle sterben. Darum schwang er sich über den Rand des Felsens, und unbetäubt von dem Sturze, fiel er in den See. Aus diesem tauchte ein Wassergeist auf, der ihn sicher an's Ufer trug. Vierzehn Tage, so lautete die Weisung des Geistes, solle sich der Jüngling im Dorfe verborgen halten, dann würden fremde Reiter in's Dorf kommen und würden ihm helfen, das Schloß einzunehmen.

Der Jüngling gehorchte. Als aber nach vierzehn Tagen fremde Reiter im Dorfe einkehrten, kam er aus seinem Verstecke hervor, und leicht ward das Schloß erstürmt und zerstört und der Burgherr in den Rosengarten gesperrt; aber als er sich verzweifelt in den See hinunter stürzte, da wurden Schloß und Garten und See von der Erde verschlungen, und die Reiter verschwanden wieder. Die Dorfbewohner lebten fortan ungestört. Das ist aber alles schon lange her, denn auch vom Dorfe ist keine Spur mehr zu sehen.

Nach mündl. Bericht, der uns nicht weiter bestätigt werden konnte.
Bei der Rotheck soll ein Rotheckweible umgegangen sein.

Die wilden Schneeburger.

Das enge Thal von Oberried gegen Todtnau wurde ehedem von der Schneeburg beherrscht, wo die von Schnewelin,

wie auf dem Schönberg bei Freiburg, eine Zwingburg gebaut hatten, die 1315 durch die Freiburger Bürger eingeäschert wurde. Wo Bruckbach und Haselbach sich vereinigen, in der Nähe der „üblen Brücke“, steht noch der uralte Bauernhof „zum Schneeberger“, einst des berüchtigten Holzschmugglers, des Schweitzerjörg, Behausung; darüber, am westlichen Abhang des hohen Farrenstein liegen die letzten Trümmer des Raubnestes, der Schneeburg.

Die Mönche von St. Wilhelm sollen einst viel zu leiden gehabt haben von den Raubrittern, sie griffen daher zu der bekannten List, ihren Pferden die Eisen verkehrt aufnageln zu lassen, wenn sie Gründe hatten, ihren Weg und ihr Reiseziel den Schneebergern zu verheimlichen. Der letzte Schneeberger soll durch den Verrat seiner Dienerin den Tod gefunden haben, indem sie den Feinden durch ein Zeichen kund gab, daß ihr Herr beim Mahle sitze; diese schossen nun durch das bezeichnete Fenster und trafen den Ritter zu Tode.

Mündlich durch H. Vergl. auch Schau-ins-Land J. VII.

Das Kloster zu Oberried.

Als einst Bauern von Oberried nach dem Walde gingen, um ihr nötiges Holz zu fällen, erblickten sie auf einem der Waldhügel hellglänzende Lichter und hörten ein liebliches Geläute. Dies ereignete sich öfter, sodaß die wunderbare Erscheinung Aufsehen erregte und zu Ohren der Herren von Thengen, welche die dortige Gegend von der Ablei St. Gallen zu Lehen trugen, gelangten.

Herr Rudolf von Thengen, damals Domprobst zu Straßburg, deutete die Erscheinung in seinem frommgläubigen Sinn als die Altarlichter und den Chorgesang einer Klosterkirche und erblickte darin die göttliche Aufforderung zur Errichtung eines Gotteshauses an dem wunderbaren Orte.

Wenige Jahre zuvor war das Nonnenkloster zu Güntersthal gegründet worden. Rudolf, dem diese neue Gründung sehr am Herzen lag, meinte, daß die Dienerinnen des Herrn zu Güntersthal besser thäten, die Nähe der geräuschvollen Stadt Freiburg zu verlassen und sich in der stillen

Abgeschiedenheit des Waldthales von Oberried anzusiedeln. Er beriet sich also mit seinen Brüdern und fand sie bereit, den Frauen von Günthersthal das Oberrieder Lehen als Widemgut zu vermachen, wenn sie darauf eingehen würden, sich alldort niederzulassen. Die Nonnen nahmen in ihrem klösterlichen Gehorsam das Anerbieten an, worauf sich der Dompropst nunmehr mit so dringlichen Bitten an den Abt zu St. Gallen wendete, daß dieser ihm willfahrte und als Lehensherr denselben gegen einen jährlichen Zins von zwei dreipfündigen Wachskerzen verschreiben ließ.

Sofort machten sich Äbtissin und Convent emsig daran, zu Oberried in der Gegend, wo die wunderbaren Lichter geleuchtet, ein Zellenhaus zu errichten. Der Bau war in Bälde hergestellt, und so verließen denn die guten Frauen während des Jahres 1238 ihre bisherige Heimat zu Günthersthal, um ihre neue in dem einsamen Bruckenthal, am Eingang des düsteren Zastlers, zwischen Felsen und Waldeshöhen, zu beziehen.

Diese neue Heimat aber war nicht allein eine abgelegene, stille Gegend, sondern auch eine schauerliche, kaum zugängliche, am Fuße des Feldbergs, in rauher Luft, auf steinigem Erdreich gelegene Wildnis, die von hohen, dicht bewaldeten Bergen und schroffen Felsen umschlossen ist.

Der Dompropst hatte in seinem frommen Eifer, die gottgeweihten Jungfrauen in dieser Abgelegenheit fern von den Verlockungen der Welt zu wissen, nicht an die Schwierigkeiten eines solchen Aufenthaltes gedacht.

Es gedieh beinahe nichts in der harten Einöde, und höchst beschwerlich war es, während der langen Winterszeit von außen her die nötigen Nahrungsmittel dahin zu führen. Die Nonnen ertrugen solchen Aufenthaltsort nicht lange ohne die mißlichsten Folgen. Als daher der Ordens-General ihren Notstand erfuhr, befahl er der Äbtissin und dem Convente, sich unverweilt aufzumachen und nach Günthersthal zurückzuführen. So bezogen denn die armen Gottesdienerinnen nach 6 Jahren voller Beschwerden und Entbehrungen ihre alte Heimat wieder. Hier folgte dem harten Anfang bald ein freudiges Gedeihen.

J. Bader in Diözes.-Archiv Bd. V.

Das Kreuz in der ehemalig. Klosterkirche zu Oberried

18 98



Gar Wunderbares berichtet uns die Sage von diesem merkwürdigen Kreuzbilde:

Waren einst, vor etwa 300 Jahren, drüben am Rheinufer ein Knecht und eine Magd, die auf einem Wagen Futter holen wollten, als sie plötzlich auf dem Rhein herab einen eigentümlichen Gegenstand schwimmen sahen, der allmählig an's Ufer trieb. Sie gewahrten alsbald ein Cruzifix von sonderbarem Aussehen; der lebensgroße Körper des Heilandes sah aus wie eine Leiche, die im Wasser gelegen. Sie zogen das Kreuz aus dem Rhein, banden es ihrer Kuh auf den Rücken und gingen damit in's nächste Dorf, um den Geistlichen um Rat zu fragen, was zu thun sei.

Dort angekommen, brachten sie die Kuh gar nicht zum Stillstehen, so daß der Pfarrer sagte, man solle das Tier mit dem Kreuz laufen lassen, wohin es wolle. So ließen sie die Kuh also weiterziehen u. gingen mit ihr, ostwärts durch Freiburg in's Dreisamthal nach Oberried, wo sie vor dem Kloster

Halt machte. Man erkannte also die Fügung Gottes und verbrachte das Kreuz in die Kirche, wo es dann aufgestellt und von jeher hoch verehrt wurde.

Merkwürdig ist ein Vorfall, der sich in einem der letzten Jahrzehnte zugetragen hat: Durch Beobachtung fand man heraus, daß der Bart, der von Naturhaaren ist, gewachsen sei, so daß allgemein davon geredet wurde. Ein Student wollte nun eine Probe machen und begab sich deshalb mit einem Messer auf eine Leiter und fing an, auf der rechten Kinnseite zu rasieren; aber — o Schreck — der Ungläubige fiel sofort herab und blieb tot am Boden liegen, und niemand hat seitdem gewagt, auch nur im geringsten das Kruzifix mit Händen zu berühren! —

Der Körper des Heilandes ist in größter Naturwahrheit geschnitzt, besonders sind die vielen Adern an Armen und Beinen auffallend stark modellirt und von bläulicher Färbung, die Fleischfarbe spielt in's Grünliche, wodurch der leichenhafte Eindruck hervorgerufen wird. Die Haare auf dem Haupte und der Bart sind nicht geschnitzt, sondern von natürlichen Menschenhaaren angefügt; thatsächlich bemerkt man am rechten Kinn eine Stelle des Bartes abgeschnitten. — Ebenso ist das Lendentuch nicht von Holz geschnitzt, sondern besteht aus einem alten weißgrauen Leinentuch; über demselben und weit mehr als jener zudeckend befindet sich seit neuerer Zeit eine seidene Schürze angeheftet. Dieses Kreuz ist ein Heiligtum der Bewohner der ganzen Gegend.

Der große Herrgott, der noch an einem Haus in Falkenstein zu sehen ist, soll ebenfalls auf dem Wasser hergeschwommen sein.

Mündlich.

Der Goldberg bei Oberried.

In dem Goldberg bei Oberried war vor Zeiten eine reiche Goldgrube, Sankt Martin genannt. Darin lag hinter einer silbernen Thüre ein Standbild dieses Heiligen verborgen, welches von lauterem Golde und dreihundert Mark schwer war. Noch im Jahre 1521 wurde der Bau betrieben, aber bald nachher wegen des hereinbrechenden Krieges eingestellt. Die Bergleute schlossen jedoch die Grube mit einer eisenbeschlagenen Thüre und schütteten dieselbe mit Erde und Steinen zu. Hierdurch gelang es ihnen, das Bergwerk den Augen der Feinde zu entziehen, die sich mit der Plünderung und

Verbrennung der Hoch- und Schmelzgebäude begnügen mußten. Kaum war es wieder ruhiger geworden, so kam die Pest und raffte die Bergleute weg oder scheuchte sie in entfernte Gegenden. Infolge dessen blieb die Grube uneröffnet, und mit der Zeit ist sie immer mehr in Vergessenheit geraten.

B. Baader, nach amtlichen Verhandlungen, Volkssagen 1859 Nr. 51.

Abschrift einer den „goldenen Markt" betr. Urkunde im Privatbesitze befindlich.

(Mitgeteilt in Schau-ins-Land I. Septemberheft.)

Anno 1511 habe ich, David Ludau, in der Gruben St. Georgen gearbeitet und bin daselbst Hauer gewesen, da ist mir mein Vater durch einen Eingang zu Tod gequetscht worden, da bin ich von dieser Gruben abgestanden und bin zum Thomas Hochberr, Thomas Freund gekommen. Da hab ich gearbeitet bis 1519, unterdessen ist unsere Grube Katharina sehr schwach geworden und die Gruben St. Georgen haben sich sehr reich vermehrt, so daß man schier von Ellenbogen zu Ellenbogen gewachsenes Gold gefunden, dieses in schmalen Splitter wie Pergament dick und einer Bommel breit, das Erz war ohnehin schon sehr reich und man hat alle Quart größere und reichere Quellen gefunden, so daß ich mich in dessendwegen ihrer schönen Flohr und guter Bezahlung dahin in Arbeit begeben habe. Solche Gruben laufen in drei der reichsten Flühren, von wo die der rechten Seite die reichste ist. Ich hatte das Glück, durch einen Keil den Vorhang, der uns lange hindert zu sprengen, und hinter diesem fanden wir so reiches Erz, so daß man jedem Bergmann mit 3 Mark Gold das Stillschweigen befohlen. Ich aber, der den Vorhang gesprengt, bekam 3 Mark Gold mehr als die Andern zum Geschenk und so arbeiteten ich und mein Bruder noch 3 Jahr in dieser Grube zu St. Martin, bis endlich der Krieg so weit um sich gefressen, daß niemand mehr sicher zu sein schien. Da hat unser hochwerther Meister aus Furcht der Krieger den Befehl gegeben, diese St. Martinsgruben von der Mündung 12 Ellenbogen an dem Eingang mit einer Tür von Eisen beschlagen zu beschließen und alle Schachten wohl zu verwahren und mit Schutt zu verhüllen, so daß es Niemand findet, bis wieder Ruh und Frieden im Land sei. Wir sind alle hernach in die Flucht und haben uns 4 Jahre im Zastler- und Feldgebirg aufgehalten; alle 7 Tage hat einer von uns nach dem Schmelz- und Pochwerk gesehen. Endlich ist solches im 2. Jahre im Monat November von den Soldaten ausgeputzt und verbrannt worden, dieses war alles was sie thun konnten; den St. Martini haben sie nicht gefunden, dieser ist in der Grube aufbewahrt, der ist von lauter Gold und wiegt 300 Mark, ich

freute mich öfters wegen diesem Stück, denn ich gedenke, wann ich das Leben davonbringe, so weiß ich St. Martin zu finden. Nun ist der Krieg etwas still geworden, alsdann fangt erst bei uns die Forcht an, da starben bei uns in 8 Tagen 12 Mann, Kinder und Weiber, darunter mein Geschwister, mein Eheweib und 3 Kinder, so daß ich mich noch alleinig mit einem Mitheuer flüchtig in die Schweiz nach Solothurn begab, und hoffe wieder zu St. Martin zu kommen, allein getraute mir nicht, da man neuerdings hörte, daß das Sterben noch immer fort in dem Breisgau dauerte. So hab ich dieses zu Solothurn aufgeschrieben und bei mir verwahrt.

Der diese Schrift nach meinem Tod findet, gehe auf Oberried, neben diesen zwei Rinden, alwo St. Wilhelmer und Zastler Thal zusammenfällt gegen Mittag liegt am rechten Ufer am St. Wilhelmer Wasser an dem Kabespitz rechts, unten auf der Fläche geht die Mündung hinein und zieht sich gegen Mittag in 11 Stunden oder Schirm.

Das ist wahrhaft, denn ich es mit meinen Augen gesehen und 3 Jahr darin gearbeitet.

Bitte den, der diese Schrift in seine Hände bekomme, St. Georgen dadurch finden, meine Seele auch der Ewigkeit zu gedenken und allen Abgestorbenen mit Hülfe beizuspringen.

Solothurn, den 19. März 1527.

(gez.) **David Ludau.**

Im badischen Oberlande berichtet man noch von zwei solcher „goldenen Männer"; wir finden auch in Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen einige ähnliche Gestalten. —



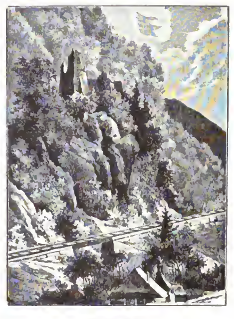
Wo Geschwister tanzen, hat der Böse keine Gewalt.

Der Böse kam einst auf einen Tanzboden; da fragte ihn jemand, was er da thue. Ergrimmt gab ihm der Böse, der auf dem Tanzboden wohl Unheil anzurichten gehofft hatte, zur Antwort: „Es ist nichts da zu machen, es tanzen drei Paar Geschwister, und wäre übergenug an einem."

Mündlich.



Alt-Falkenstein.


Falkenstein.

Das Höllenthal, weithin bekannt besonders seiner wilden Schönheit wegen, hat seine engste Stelle beim Hirschsprung, wo von einem höher gelegenen Orte aus ein Hirsch einen gewaltigen Sprung nach dem jenseits gelegenen Fels gemacht haben soll. Die Holzfigur eines Hirsches, 1874 anläßlich der Versammlung deutscher Forstmänner aufgestellt, sieht man an jener Stelle von der Straße und Bahnlinie aus bequem.

Noch unterhalb dieser Stelle lag durch einen vorgeschobenen Wartturm geschützt die Burg Falkenstein, dessen Besitzer einst zum angesehensten Hausadel der Zähringer gehörten. Die Sage nennt den Erbauer der einst gewaltigen Burg Kuno vom Stein und berichtet über ihn:

Als der hl. Bernhard von Clairvaux am Oberrhein das Kreuz predigte, beschloß auch Kuno von Alt-Falkenstein in's heilige Land zu ziehen. Schon jahrelang hatte er in kinderloser Ehe gelebt und hoffte zuversichtlich, daß ihm der Himmel für seine Kreuzfahrt einen Erben schenken werde. So nahm er denn schweren Herzens Abschied von seiner Gemahlin Ida, brach zum Zeichen gegenseitiger Treue den Ehering und überreichte ihr die eine Hälfte mit den Worten, sie solle sieben

Jahre lang auf seine Rückkunft warten, nach deren Verlauf aber dürfe sie als zuverlässig annehmen, daß er gefallen und somit ihre Ehe aufgelöst sei. Unter bitteren Thränen beschwor ihm Ida, was er verlangte, und alsbald eilte Kuno, sich dem großen Heereszuge anzuschließen.

Aber Krankheiten, Mangel an Lebensmitteln und das Schwert der Sarazenen richteten furchtbare Verheerungen unter den Pilgern an. Der Ritter Kuno selbst geriet in die Gefangenschaft der Türken. Zwar bot der Sultan, der den tapferen Kämpfer zu gewinnen suchte, demselben anfänglich die Hand einer Tochter an; als jedoch Kuno diese mit Abschen ausschlug, zwang ihn der ergrimmte Vater zu den niedrigsten Arbeiten, ließ ihn sogar wie ein Zugvieh vor den Pflug spannen und die Geißel des Sklaventreibers über ihm schwingen. In solchem Elend vergingen sieben Jahre, als es endlich dem Ritter gelang, aus seinem Gefängnis zu entfliehen. Aber noch waren seine Prüfungen nicht zu Ende. Unkundig der Wege irrte er umher, bis er endlich mit seinen drei verloren geglaubten Knechten zusammentraf. Aber nun ergab sich ein neues Hemmnis; sie gelangten vor eine hohe Mauer, welche keiner für sich allein übersteigen konnte. Da halfen zwei Knechte dem einen, der umherspähen und Nachricht geben sollte. Kaum war er jedoch oben, als er höhnisch herunterlachte und jenseits verschwand. So ging es auch mit dem zweiten und dritten. Da wurde es dem Ritter klar, daß dieses nicht die Mauer des Paradieses sein könne, vor welcher einst Alexander auf seiner Fahrt nach Indien gestanden. Er schlug daher andächtig ein Kreuz, und gleich den Knappen verschwand auch die Mauer, und nur eine endlose Sandwüste breitete sich vor dem Ritter aus.*)

*) Eine andere Version erzählt: Der Falkensteiner, dessen Standbild in der Kirche zu Kirchzarten sich befindet, wollte einst der Welt ein Ende laufen. Er nahm Abschied von seiner Gattin, der er die Hälfte seines Eherings überreichte. Dann zog er fort in die weite Welt. Da geriet er schließlich mit seinen drei Dienern vor eine hohe Mauer. Der erste der Diener stieg hinauf, lachte oben nach den



Erschöpft fiel jetzt Kuno in einen schweren Schlaf, und wie er aus beängstigenden Träumen auffuhr, in denen er sah, wie seine Gemahlin nach langem Widerstande nun doch gezwungen wurde, einem der übermütigen Nachbarn die Hand zu geben, da stand der Böse leibhaft vor ihm und bestätigte ihm grinsend, was er im Traume gesehen. Von Sehnsucht nach der Heimat und der Gemahlin ging er schließlich auf den Vorschlag des Bösen ein, ihm seine Seele zu verschreiben, wenn er auf der weiten Fahrt in die Heimat einschlafe. Augenblicklich öffnete sich ein tiefer Spalt in der Erde, unter Flammen und Rauch stieg ein Löwe empor, den Kuno sofort bestieg, und auf dem er hoch über Meer und Land dahinflog. Aber der Weg aus dem gelobten Lande bis an den Schwarzwald ist weit, und unmerklich wurde, so sehr er sich auch dagegen sträubte, der erschöpfte Ritter vom Schlafe beschlichen. Aber sieh! Da fliegt aus den Wolken ein Falke herab, der sich auf seinen Kopf setzt und mit Schnabel und Flügeln den Ritter wach erhält. Schon wurde der Münsterturm zu Freiburg sichtbar. Dann ging es flugs das Kirchzartner Thal hinauf, durch das Himmelreich in die Höllenschlucht, wo der Löwe, ergrimmt, um seine Beute gebracht zu sein, den Ritter am Fuß seiner Feste brüllend absetzte und verschwand.*)

So einsam es nun in der Tiefe war, so lärmend ging es oben zu, wo sich bereits die Hochzeitsgäste dem rauschenden Jubel hingaben.

Da meldete der Thorwart einen Pilger, der aus dem gelobten Land komme und um einen erquickenden Trunk bitte. Da füllte Ida trotz des Widerstrebens der Gäste einen Becher mit Wein. Den leerte der Fremde auf einen Zug und legte den halben Goldring zum Danke hinein. Wie nun der Thor-

andern zurück und sprang auf der andern Seite hinunter. Ebenso that der zweite und dritte Diener. Wie nun der Ritter allein vor der Mauer stand, erschien der Böse vor ihm und verkündete, daß seine Frau, da die sieben Jahre verflossen seien, eben Hochzeit feiere, u. s. w.

*) Der eingeschlagene Weg stimmt nicht ganz zu der Richtung, die das hl. Land mit der Burg Falkenstein verbindet. Vermutlich liegt hier nur eine poetische Licenz Schreibers vor.

wart den Becher seiner Gebieterin zurückbrachte, da erblickte sie des Pilgers Hochzeitsgabe; voller Ahnung warf auch sie den sorgsam aufbewahrten halben Ehering in den Becher, und siehe! die beiden Hälften vereinigten sich zu einem untrennbaren Ganzen.

Da eilte sie überglücklich mit dem Ehering hinaus an die Pforte und sank, um Verzeihung und Wiederaufnahme flehend, vor dem längst tot geglaubten Gemahl nieder. Während dieser sie unter Freudenthränen emporhob, zerstreuten sich die unberufenen Gäste, und nur der treue Falke fuhr fort, die Wiedervermählten zu umkreisen, ehe er in die höheren Lüfte zurückkehrte.

Fortan wurde ihnen auch reicher Kindersegen zu teil; ein Bild des rettenden Falken, schnäbelnd und mit geschwungenen Flügeln, nahm Kuno aus Dankbarkeit, wie noch alte Pergamentbriefe ausweisen, in sein und seiner Nachkommen Rittersiegel auf.

(Schreiber in Schönhut, Burgen u.s.w. Badens. S. 137 ff.)

Noch heute erscheint der Ritter da und dort als „freundlicher Alter“ und führt den einsamen Wanderer, wenn er, vielleicht getäuscht durch eine Irrlist oder geneckt von Koboldeu, auf wüster Haide oder im wild verwachsenen Walde des Weges Spur verlor, auf den rechten Weg zurück. Es wird erzählt: Der Löwe habe den Ritter vor dem in der Mitte des Dorfes gelegenen Wirtshaus abgesetzt, das von da ab den Schild „zum Pferdefuß“ erhalten habe.

(Otto v. Eisengrein in Schau-ins-Land XII S. 13.)

Des Raubnestes Fall.

Gegen Ende des 14. Jahrhundert waren die ehrenfesten Falkensteiner Raubritter, Diebe und Verführer geworden. Nicht einmal arme Fußwanderer kamen ungerupft durch die Hölle; doch nicht vergebens schrieen ihre fortgesetzt ehrlosen Handlungen nach Rache zum Himmel auf. Die Sage berichtet über den kaum erklärlichen Fall der so starken Feste folgendes: Unter den Gewaltthaten, welche die hier wohnenden Räuber verübt hätten, sei auch die Entführung einer wunder-

schönen Frau*) nicht zu vergessen, welche bestimmt war, hier diesen schändlichen Menschen preis gegeben zu werden. Da sie die Unmöglichkeit, von der Feste zu kommen, eingesehen, habe sie sich scheinbar gutwillig in ihr Loos gefügt und dadurch bei den Räubern den Wahn erregt, als sei sie nun mit voller Seele die Ihrige. Endlich habe sie es gewagt, um Erlaubnis zu bitten, einen Markt in Freiburg zu besuchen, um dort allerlei einzukaufen. Diese sei ihr auch geworden, und so habe sie dieselbe benützt, um bei dem Rate zu Freiburg die nötigen Anzeigen zu machen. Darauf habe sie unter anderm einen Schurz voll Erbsen gekauft und dieselben durch das Thal bis zum Eingange in die Burg verstreut. Die Freiburger seien sodann diesen Spuren nachgegangen und hätten, auf ein weiteres Zeichen, — ein ausgehängtes weißes Tuch, — das Thor gesprengt und die überraschten Räuber in ihrem Trunke niedergemacht oder gefangen genommen. —

Mit dem Schicksale der Burg Falkenstein scheint auch das des Geschlechtes verknüpft gewesen zu sein. Noch war jene nicht viel über ein Jahrhundert untergegangen, so sah man auch dieses, wenigstens in unsern Gegenden, verblüht.

Und so sind denn seit Jahrhunderten diese Trümmer in dem Zustande geblieben, in welchem die rächende Hand sie einst verlassen hat. Nur bisweilen wagt es ein Umwohner, vermeinten Schatzgewölben nachspürend, die ungeheueren Mauern da und dort anzubohren; wenn er aber dann unerwartet, statt der gehofften Schätze, auf einen Haufen modernder Knochen stößt, läßt er mit Entsetzen von seinem Unternehmen ab und versichert den Wanderer treuherzig, es seien dies noch Überreste von Reisenden, die einst in diesem Raubschloß erwürgt und verscharrt worden. Dr. Heinrich Schreiber.

(Vergl. auch „Taschenbuch für Geschichte und Altertum in Süddeutschland." IV. Bd. 1844. „Die Freiherrn von Falkenstein." S. 149.)

Noch heutzutage läßt der Volksglaube die Raubritter von Falkenstein, die mit dem Namen Buschklepper und Heckenfischer bezeichnet werden, um Mitternacht als feurige Männer auf dem Schauplatz ihrer Verbrechen umherziehen. Otto v. Eisengrein, Schauinsland XII S. 14.

*) Schreiber vermutet, in dieser Sage lebe die Erinnerung daran fort, daß Ritter Künin lange Zeit mit der Frau seines Knechtes Weltin, den er schließlich umbringen ließ, Umgang hatte.

Der Untergang der Falkenburg ist an höchst unscheinbare Veranlassungen geknüpft. Ein Mädchen aus dem Kirchzartner Thale, die Tochter Künin Henfelers, der Herrn Dietrich von Falkenstein leibeigen war, liebte Hans Schneider, einen Hintersaßen von Freiburg und ehelichte ihn gegen ihres Vaters und ihrer Freunde Willen. Ihr Mann war sehr arm und da auch sie nichts zur Mitgift erhielt, geriet sie nach und nach in eine so bedrängte Lage, daß sie es doch nach einigen Jahren, als sie schon ein Kind hatte und das andere trug, wagte, mit ihrem Manne zu ihrem Vater und ihren Geschwistern zu gehen und sie um eine Unterstützung zu bitten. Die Bitte war vergebens und hatte die Folge, daß der alte Groll wieder aufgefrischt wurde. Nur ein Bruder war auf eine unkluge Weise mitleidiger; er sagte der armen Frau, sie möge einen Rock nehmen, der in ihres Vaters Hause lag und ihrer Schwester angehörte, um doch etwas für ihre Notdurft zu haben. Aber eben dieser Rock wurde nachmals die Ursache ihres Unglücks. Der Vater und die übrigen Geschwister nämlich erklärten ihn für gestohlen, und ließen ihren Mann als mutmaßlichen Dieb zu Ebnet vor Gericht laden, wo er jedoch durch richterliches Urteil sogleich losgesprochen wurde.

Von nun an kochte die unversöhnlichste Rache in den Herzen dieser elenden Menschen, die unabläßig darauf ausgingen, den Gegenstand ihres Hasses aus dem Wege zu räumen. Künin Henfeler, der Vater selbst, beredete sich mit seinem Herrn, der ihm erlaubte, und ihn sogar aufforderte, den Hans Schneider zu fangen und ihn auf die Feste Falkenstein zu führen, wobei er ihm ein Wortzeichen an Henni Fräsſelin, den Thorwächter zu Falkenstein, gab, damit ihn dieser mit dem Gefangenen einließe. Das Wortzeichen bestand darin, daß Herrn Dieterichs Kellner zu Baldenweg dem Fräsſelin vor kurzem Brot und Fleisch in einem Sack gegeben habe.

Nun wurde dem Hans Schneider von allen Seiten aufgelauert, und es gelang auch dem Schlupf von Kappel, seinem Schwestersohne Hanmann Schlupf von Lützenweiler und Küni Weinmann von Kappel, ihn mit seiner Frau bei Freiburg festzunehmen und niederzuschlagen; als nun die Frau ein lautes Geschrei erhob, da erhielt auch sie einen Schlag mit einem Spieß über den Rücken, daß sie bewußtlos niedersank. Indessen wurde ihr Mann das Kirchzartner Thal hinauf, zu den Birken in ihres Vaters Haus, fortgeschleppt, wohin auch sie, sobald sie der Sinne wieder mächtig wurde, nachfolgte. Hier blieb er einen Freitag und Samstag gefangen; Sonntag morgens führte man ihn weiter auf die Burg Falkenstein, wo sie gleichfalls mit ihm einzudringen wußte. Nun legte man sie aber in eine Stube in Eisen, in der sie des folgenden Tages, von den Schlägen und dem Schrecken entkräftet, ein totes Kind gebar. „Und war“, erzählte sie nachher im Verhöre selbst, „niemand bei ihr von Frauen noch Mannen, der ihr in diesen Sachen zu statten

käme. Und dasselbe ihr totes Kind wand sie in ihren Dayhart und Morndes (künftigen Tages) auf Dienstag zu Mittag ward sie aus dem Gefängnis gelassen und trug ihr totes Kind bis nach Kirchzarten in das Dorf und begrub es da."

Indessen hatte man sich über ihren Mann aufs neue beratschlagt und Ritter Dietrich ihrem Vater erlaubt, mit demselben zu leben, wie er wolle. „Denn," sagte er zu ihm: „Es ist besser, du verdirbst den Gefangenen, als daß er dich verdirbt." So war der Unglückliche ganz in die Hände seines rachedurstigsten Feindes gegeben, der nur noch schwankte, ob man ihn auf's freie Feld vor die Feste führen und dort erstechen, oder in ein Bergloch werfen, oder von der Feste selbst herabstürzen solle, sich aber bald für das Letztere entschied. Somit nahm Künin Henseler noch einen seiner Söhne, ferner Hanmann Schlupf, Künin Weinmann und noch zwei andere zu sich und kündete dem unglücklichen Gefangenen das Todesurteil an, wobei man ihn fragte, ob er in den Kleidern herausfallen oder sie zum Heil seiner Seele in eine Kirche vergaben wolle. Hans Schneiders Antwort war: er wolle sie seinem Kinde geben, und somit zog er sich in Künins Hause, wo er gefangen gelepen hatte, bis auf sein Niedergewand und sein Hemd aus, und wurde auf den höchsten Punkt der Feste in Herrn Dietrichs Haus an ein Fenster geführt, unter dem sich der Abgrund auf anderthalbhundert Klafter vertiefte, wo man ihm das Haupt zu dem Fensterlein hinausdrückte und ihn Hanmann Schlupf vollends hinabstieß. Alle hatten Hand an ihn gelegt, nur Künin Henseler nicht, der Haupturheber seines Todes.



Am achten Tage, seit sie die Burg verlassen hatte, bekam endlich die Frau Nachricht von dem, was mit ihrem Manne zu Falkenstein vorgegangen war. „Da ging sie", fahren die Verhöracten fort, „mit ihrem kranken Leibe von Freiburg wieder gen Falkenstein unter die Burg an die Halde und suchte da ihren Mann, und fand ihn auch zerschmettert und modernd, und zog ihn herab an den Weg, und schuf, daß er ward begraben im Falkensteinerthal zu St. Oswalds Kirchen".

H. Schreiber aus den Prozeßakten.

ALT-FALKENSTEIN IM HÖLLENTHAL



Herr von Falkenstein.

(Altes Volkslied.)

Es reit' der Herr von Falkenstein,
Wohl über ein' breite Haide.
Was sieht er an dem Wege stehn?
Ein Madel mit weißem Kleide.

„Wohin, wohinaus du schöne Magd?
Was machst du hier alleine?
Willst du die Nacht wohl bei mir sein,
So reite du mit mir heime!"

„Mit Euch heimreiten, das thu' ich nicht,
Kann Euch doch nicht erkennen." —
„Ich bin der Herr von Falkenstein,
Und thu' mich selber nennen."

„Seid Ihr der Herr von Falkenstein,
Derselbe edle Herre,
So will ich euch bitten um'n Gefang'nen dein,
Den will ich haben zur Ehe."

„Den Gefangnen mein, den geb ich dir nicht,
Im Turm muß er vertrauren.
Zu Falkenstein steht ein tiefer Turm
Wohl zwischen zwei hohen Mauren."

„Steht zu Falkenstein ein tiefer Turm,
Wohl zwischen zwei hohen Mauren,
So will ich an den Mauren stehn,
Und will ihm helfen trauren." —

Sie ging den Turm wohl um und wieder um:
„Feinslieb, bist du darinnen?
Und wenn ich dich nicht sehen kann,
So komm ich von meinen Sinnen." —

Sie ging den Turm wohl um und wieder um,
Den Turm wollt sie aufschließen:
„Und wenn die Nacht ein Jahr lang wär;
Keine Stund thät mich verdrießen!"

„Ei dürfte ich scharfe Messer tragen,
Wie unsers Herrn seine Knechte,
Ich thät mit'm Herrn von Falkenstein,
Um meinen Herzliebsten fechten!"

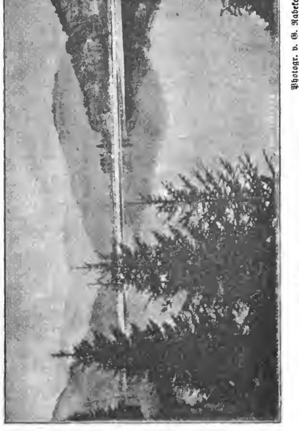
„Mit einer Jungfrau ficht ich nicht,
Dann wär mir immer ein Schande!
Ich will dir deinen Gefangnen geben;
Zieh mit ihm aus dem Lande!" —

„Wohl aus dem Lande, da zieh ich nicht,
Hab niemand was gestohlen:
Und wenn ich was hab liegen lahn',
So darf ich's wieder holen."

Aus: „Des Knaben Wunderhorn."

Der Titisee.

Unterhalb der Seesteige stand in uralter Zeit eine reiche Stadt mit einem Kloster.*) Als die Üppigkeit ihrer Bewohner so groß geworden war, daß sie Weißbrotlaibe aushöhlten, die Brosamen dem Vieh fütterten und in der Kruste



Der Titisee, Blick nach dem Feldberg. Photogr. v. G. Rabeke.

wie in Schuhen umhergingen, da versank die Stadt in die Erde, und an ihrer Stelle entstand der Titisee. In dessen

*) A. Steindorf, weiß in Tannenrauschen S. 240 nach einem alten Pergamentstreifen (?): „For vüllen hundert johren do hett gelewet zwischen

Tiefe ist bei hellem Wetter die Turmspitze des Klosters noch sichtbar, das, wenn jenes zu Friedenweiler versinkt, wieder aus dem Wasser emporsteigt, aus dem an stillen Sonntagsmorgen die Glocken der versunkenen Stadt noch herauftönen.

Vor vielen Jahren fing der See an, auszubrechen. Da kam in der Nacht eine alte Frau, verstopfte unter zauberhaften Worten die Öffnung mit ihrer weißen Haube und verhinderte dadurch den Ausfluß. Von der Haube verfault jedes Jahr ein Faden, und wenn der letzte Faden geschwunden ist, bricht der See aus und überschwemmt das ganze Dreisamthal und dann adje auch Du schönes Freiburg!**) Der unterirdische Kanal

---

den Velsen des Höllenthales ein Alt Hexenwib. Solches kunte Sich zu erschynen gäben in Allen gestalten und es Suchete so by tag als by Nächten, Wen es kunete verderwen. Und zu Selwiger zyten stunte zwischen den zwo bergen, wo Jetzet der see Sie wellen bloset, ein Kloster. Eyn Heilik man syner zyten höt es bawet un fil sang und beten drus Ertönete zum Himmel. Und in der kirchen syn glocken khanket, so man deren schwenkel beweget, so schünen klank Sie gäwen, daz alles Wit un breit us den thälern und us den bergen synd gestieken, um in der kirchen zu bäten.

Solches wahre aper nit zu sinnen Von daz hexenwib und drum daz Kloster und die Kirchen im wehre ein Gruel und sinnete um daz zu verderwen. Und es zeket sich in villen gestalten und gefallete gar sehr. —

Alz es zuweken gebracht waz es hatte gewöllet (durch seine Ver-Verführungskünste in den mancherlei Gestalten), daz Jüngst Gericht syn niterbrochen üwer daz Kloster Fom Himmel und us der Höllen syen wasser kimmen gar fülle. Die erten und die berken sollen Hawen gewackelt, alles höt brusen und daz Klofter syn versunken mit Samt allem un Eyn see syen tretten an daz stell. Us der höllen aber daz Wasser syen immer noch gestieken und als daz hexenwib geförchtet hatte, daz es sunsten zu vill kunte wörden, höt es knummen syn kappen und höt damit verstopfet daz Loch. Und daz hehwet, bis daz servulet syn wurden daz dink und noch heri steiget daz Wasser immer mer. Biz die spitzen der berken syn darunter ferschwunten mit allem, waz Dört han gelewet und dann kumt daz end un alz es denn syn wird us." — —

**) Ein zweiter Pergamentstreifen, nach A. Steindorf gefunden beim Abbruch eines Hauses, (?) berichtet über den drohenden Ausbruch des Sees: Und so gekumben syn die Zyten allwo syen versunken daz Kloster im see mit allem was hapen Dreyen gelewel, so also daz gestrofet die sünt, also dann wurd es gäben nur ain Mitel auf daz nit

zwischen Titisee und dem Löffelthal wird Dir Verderben bringen, wenn nicht der Klang des Silberglöckleins die Wasser verscheucht!

Nachdem es schon manche versucht, die Tiefe des Sees zu ergründen, fuhr einer auf einem Kahn in die Mitte desselben und warf an einer fast endlosen Schnur das Senkblei aus. Schon waren achtzig Spulen Faden im Wasser und noch genug zum Abwickeln vorhanden, da rief eine fürchterliche Stimme:

Missest Du mich,
So verschling ich Dich!

Voll Schrecken ließ der Mann von seinem Unternehmen ab, und seitdem hat es niemand mehr gewagt, nach der Tiefe**) des Sees zu forschen, erzählt die Sage. B. Baader, V.-S. 1851 Nr. 43.

Der See soll sich weithin unter dem Boden ausdehnen und direkt mit dem Meere in Verbindung stehen. Ein Bauer, der mit seinen Ochsen über den zugefrorenen See fuhr und dabei mit ihnen versank, soll bei der Schanz wieder herausgekommen sein. Die Alte soll den See mit Stuchen und Sturz verstopft haben, wovon jedes Jahr ein Faden verfault. — Sturz war eine alte weibliche Kopfbedeckung, die man im tiefsten Leide trug. Die Stuchen waren vorn auf der Stirne befestigt, die Sturz hinten und trugen im Ring herum brennende Lichter, die im Gedränge öfters Unheil anrichteten.
Nach mündl. Bericht.

Nach Otto v. Eisengrein, Schau-ins-Land XII S. 18 sollen im Titisee auch Seejungfern leben, die sich im Mondschein auf der Flut schaukeln oder neben dem See den Reigen tanzen. Zu dieser Sage gab wohl der Versuch die Veranlassung, den Namen „Titisee" (= See des Titus) von „Ditti" (= Jungfrau) herzuleiten.

---

verfulet die Hexenkappen im höllenloch und den styget daz wasser immer mehr un alles trin versufet und wurd tot syn waz haven dort gelewet.

Wen also dann in den zyten menschen kumpen würten, die könen gar fülleiley machen, alz sy es ein wunder, und so kunten auch machen, daz faaren in lanki zuken die waagen an den felzen die berk hinauf, ohne daz syn vorspannet ein ox oder ein roß und sy kunnten faaren geschwinter alk kunten sprinken der Mensch, und so wurd syn gut. Und wenn dan zu denen Zyten werden schlösser bawet am see, und drin wonen füll Lüt und schwimmen im Wasser und auch frawen schwimmen wie fisch daryn, und ein solch junke, brave Frawen losset fallen ihr kappen uf die Hexenkappen im Höllenloch, daz dann drum sain verstopfet mit der enkelskappen, und nix kann schlupfen mer durch das höllenloch, also denn der bös Zawer syen vrochen, und also geschühts. —

**) Die größte Tiefe ist 39 Meter.

Kuterwibli.

Uf de Fürsatzhöfe zwische Neustadt un de Viertäler hust au eine mit namens Kuterwibli. Des ging immer ohne Kopf rum un nebe de Lite her. So ging emol e Bur vo Venedinge über de Wistannehöh no Eckbach, uf eimol stellt sich vorem a schwarze Wand uf un lote gar nit dure. Er brobirts mehrmol, schliaßli got er wieder zruck in die Wirtschaft zum heilige Brunne (südlich der Weißtannenhöhe) un blibt dort über Nacht. Un der Geist isch au später no vo viele gsehe worre in alle Gstalte.

L. B. in Alemannia XIX S. 133.

Gespenstischer Hund.

Hisch au imme kleine Dörfli uf em Schwarzwald en Ma gstorbe un der het immer so viele arme Lit b'droge. Un wia er emol tot war, so isch an en schwarze Hund immer um des Hus rum gloffe. Do henn e bar junge Bursch dem Hund emol ufbaßt und henne welle verschiaßa, henne an gesehe, henn ufa gschosse aber net troffe, un der Hund het immer no si Unwesse triebe. Deno henn dem Verstorbene sini verwante zwische dem Betzitlite e Kriz ufrichte lan un sin e bar mol wahlfahre gange, un sit dem hört mer nit me von dem Hund.

L. B. in Alemannia XIX S. 134.

Moasannele.

An Geist isch uf de Hölzlibruck bim Posthüsle, de heißt Moasannele. Des het jede, wenn einer nachts über sell Brückle isch — 's isch nemli früher kei Stroß über de Bach gange, sonder nur so en Steg — in's Wasser abezoge un wäschte emol ganz ghörig. So isch au emol e Postbot z'nacht über des Brückle gange nach Neustadt un het en au's Moasannele gwäsche un 's isch im Winder gsi. Wie

er heimku isch, het er zittret und gschlottret am ganze Lib, un do henn sine Anghörige froget, was er denn hebb, un danno hat ers verzählt: Moasannele hette gwäsche, un do het er si Kindsmoatter verfrört.

L. B. in Alemannia XIX. S 183.

Unter der Hölzlesbrücke muß eine Vierthälerin als nächtlicher Geist waschen, weil sie bei ihren Lebzeiten es oft Sonntag Vormittag gethan hat. Leute, welche sie neckten, sind schon von ihr hier in's Wasser getaucht und tüchtig gewaschen und gestrehlt worden.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 28.



Die Sage von den Rhornhäusern.

Einsam zwischen dunklen Wäldern und rauhen Bergen des Schwarzwaldes versteckt liegen einige Bauernhöfe. Dort wohnte einst der Kreuzbauer. Von diesem wird erzählt: Er ging einmal in ein benachbartes Dorf, um Geschäfte und Einkäufe zu besorgen. Wie es nun manchmal geht, so auch hier; der Kreuzbauer traf Bekannte, als er in einem Wirtshaus unterwegs wieder hungrig und durstig einkehrte, und er ward eingeladen, mit ihnen ein Rißchen zu spielen; da noch Zeit genug war, um bei Tag nach Hause zu kommen und die Gelegenheit zu einem Spiel sich selten bot, so fing der Kreuzbauer zu spielen an. Als leidenschaftlicher Spieler merkte er nicht, daß es immer später und später wurde und schließlich die Nacht hereinbrach. Wie er endlich einmal auf die große schwarzwälder Uhr in der Wirtsstube schaute, war die Geisterstunde bereits herangerückt. Da endlich fiel es ihm ein, nach Hause zu gehen; er bezahlte seine Zeche, sagte „Gute Nacht" und trat seinen nicht gerade gemütlichen Heimweg an, denn er hatte etwas schwer geladen, und der Himmel war

stockfinster, voll dunkler Gewitterwolken, die jeden Augenblick ein furchtbares Wetter zu entladen drohten, und dazu ging der Weg durch finstere Waldungen. Als der Kreuzbauer so eine Strecke Wegs dahingeschwankt war, sah er plötzlich in der Ferne Licht schimmern und hörte Musik und Geschrei, als wenn da eine Tanzbelustigung wäre. Er ging mutig darauf zu, denn ein alter Bauer von echtem Schrot fürchtet sich nicht so leicht. Wie er näher kam, sah er wirklich eine lustige Gesellschaft von vielen hübsch geputzten Mädchen und Burschen, die tüchtig tanzten. Als nun der Kreuzbauer eine Zeit lang so dagestanden und zugeschaut hatte, trat plötzlich ein alter, ganz ehrwürdig aussehender Mann aus dem Kreise der Tanzenden zu ihm und sprach ihn an: „Nun, wie gefällt es Dir hier? Es ist doch gewiß lustig bei uns. Willst nicht tanzen oder gar unserm Verein beitreten? Es kostet ja nichts, im Gegenteil, Du bekommst noch Geld dazu, brauchst Dich nur hier in diesem Buch zu unterschreiben, so bist Du aufgenommen. Kannst nachher die Namen lesen, die hier eingeschrieben sind. Das Buch ist bereits voll. Lauter bessere Leut. Unterschreib Dich! bereust es gewiß nicht." Nun, wer könnte einer solchen Einladung widerstehen? Unser Kreuzbauer setzt sich hier an den nächsten Tisch und nimmt das Buch hin, um sich zu unterschreiben. Aber, o weh! Der Kreuzbauer und seinen Namen schreiben, wo er kaum den Federkiel halten konnte! Das war unmöglich. Je schwieriger ihm das ankam, desto lieber wäre er beigetreten; aber ohne geschrieben geht es nicht. Er denkt hin, er denkt her, doch halt, jetzt fällt ihm was ein: er kann sich ja mit drei Kreuzen unterschreiben. Gedacht, gethan; doch kaum hat er das erste Kreuz gemacht, so springt der Alte auf ihn zu und will ihm das Buch entreißen; aber zu spät! schon stehen die zwei andern Kreuze schwarz auf weiß da. Da thut's einen furchtbaren Krach, finstere Nacht umgiebt den Kreuzbauer, ein schreckliches Wetter bricht los. Vorbei ist der ganze Zauber, und das Zucken des Blitzes zeigt dem betäubten Kreuzbauer den Kreuzweg, wo er sich befand und dem bösen Bunde verschreiben wollte. Da

fühlt er noch das Buch in der Hand, das ihm von dem alten Manne gereicht worden war, und da eilt er, so schnell ihn die Füße tragen, durch Dunkel und strömenden Regen seiner Heimat zu, die er schließlich halbtot erreichte.

Man sollte glauben, der Bauer sei nach einem solch schauerlichen Abenteuer mindestens an einem bösen Fieber erkrankt; aber ihm that es nichts. Man konnte ihn am andern Morgen früh wieder kreuzfidel und munter unter seiner Hausthür stehen sehen, wie er seinen Nachbarn sein nächtliches Erlebnis erzählte. Von dem Buch aber sagte er nichts.

Von der Zeit an verstand der Kreuzbauer geheime Künste und Hexereien; denn das Buch, das ihm in der schaurigen Nacht geblieben, war ein Hexenbuch.

Einige Zeit nach diesem Abenteuer beschenkte den Kreuzbauer seine Frau mit einem Kind. Wie es noch heute üblich ist, so waren auch damals zum Tauffeste alle Nachbarn und Bekannte eingeladen, und es ging sehr lustig zu, zumal der Kreuzbauer bei solchen Festlichkeiten kein sparsamer Hausvater war und auftragen ließ, was das Herz begehrte. Wie nun Alles gegessen und getrunken hatte und fröhlich beisammen saß, fragte der Kreuzbauer: „Wünscht sich noch jemand etwas?“ Da antwortete ihm einer: „Wenn wir schon wünschen, werden wir's doch nicht bekommen.“ Aber der Bauer sprach: „Alles, was ihr auch hier wünscht, sollt ihr haben.“ „Nun“, rief lachend ein Bauerndirndel, das wahrscheinlich eine große Kirschenfreundin war, „so wünsche ich mir sofort frische Kirschen.“ Unter großem Gelächter wünschten alle Anwesenden dasselbe; denn es war Winter und nicht daran zu denken, frische Kirschen zu bekommen. Aber der Kreuzbauer war nicht verlegen. „Die Kirschen sollt ihr haben!“ sagte er, ging in seine Kammer, nahm das Hexenbuch und fing an zu lesen. Wie er nun las, kam ein Geist. Den fragte er: „Wie geschwind bist Du?“ „Wie die Kugel aus dem Rohr“, erwiderte der Geist. „Dann kann ich Dich nicht brauchen“, sagte der

Bauer. Der Geist verschwand und ein anderer kam. Wieder fragte der Bauer, und der Geist antwortete: „Wie der Wind!" „Verschwinde!" rief der Bauer. Da kam der dritte Geist, der gab auf die gleiche Frage die Antwort: „So geschwind bin ich wie Menschengedanken." Da sprach der Bauer: „Du bist der rechte. Sofort hole frische Kirschen!" Kaum war das Wort ausgesprochen, so war der Geist verschwunden, und an seiner Stelle stand ein Korb mit frischen Kirschen, die der Bauer nun seinen erstaunten Gästen brachte. Verwundert sahen die einander an und konnten sich dies Wunder nicht erklären; doch aßen sie die Wunderkirschen auf, sie schmeckten ausgezeichnet. Der Kreuzbauer galt aber von da als Hexenmeister, und das brachte ihm noch den Tod. Das ging nun so zu:

Eines Tages, es war während der Heuernte, fragte ihn einer seiner Knechte: „Bauer, ich habe eine Bitte, es ist heute Markt in Neustadt, darf ich da hin gehn? Ich sollte mir etwas kaufen." Der Bauer erwiderte: „Wenn die große Wiese abgemäht hast, kannst gehen, vorher nicht." Da sprach der Knecht murrend: „Dann komme ich ja nicht fort; das ist nicht möglich, daß ich die Wiese abmähe in einem halben Tag, wo doch sonst vier zwei Tage daran zu thun haben." Damit wollte er wieder an die Arbeit gehen, aber der Bauer rief ihn zurück und sprach: „Fange nur an zu mähen, darfst aber nicht rückwärts schauen und nie deine Sense schärfen, bis du von oben nach unten gemäht hast. Dann sieh zu, was noch steht. Wenn Du aber rückwärts schaust, dann bist verloren." Der Knecht ging hin und mähte, wie der Bauer gesagt. Als er nun unten ankam und sich umschaute, war die ganze Wiese gemäht. Wie es zugegangen, wußte er nicht. Von diesem Wunder ward überall gesprochen, es kam auch zu Ohren der Obrigkeit. Da ward der Bauer als Hexenmeister angeklagt und mußte verbrannt werden. Vor seinem Tode aber sprach er: „Zum Zeichen, daß ich unschuldig verbrannt worden bin, soll bei meinem Haus ein großer Ahornbaum wachsen." Und so geschah es. Es wuchs ein mächtiger Ahorn, und seit der

Zeit heißen die Höfe, die jetzt zu Schwärzenbach bei Neustadt gehören, Ahornhäuser.

Dr. Friedrich Pfaff in Alemannia XXII S. 65 ff., wo diese Sage nach ihren Hauptbestandteilen kritisch behandelt ist.

Ein mächtiger Ahorn galt ehedem als Merkzeichen der Gegend.

Ebendas. S. 72.

Feuerfeste Höfe in Schwärzenbach.

Im Schwärzenbachthal bei Neustadt stehen mehrere große Einödhöfe. Die Alten sagen, die Heiden hätten sie erbaut, und sie wären feuerfest, obwohl ganz von Holz. Ich geb' zwar wenig auf abergläubisches Wesen, doch hab' ich mich mit eigenen Augen überzeugt, daß, wären die Balken über'm Feuerherd von gewöhnlichem Holz, sie schon längst in Flammen aufgegangen sein müßten, wie denn auch schon oft die Probe mit untergehaltenen Feuerbränden gemacht worden ist. Die Heiden, so behaupten unsere Voreltern hätten das Geheimnis gekannt, das Holz im rechten Zeichen, nach Gestirn und Mond zu schlagen, also daß es weder leicht verbrennbar, noch durch Werfen oder Schwinden untauglich geworden wäre.

Aus Lucian Reich, Wanderblüten S. 104.

Kind wird dem Teufel verschrieben.

Ein armer Landmann geriet mit einer Fuhr Holz so tief in den Kot, daß er sie trotz aller Anstrengung nicht mehr herausbrachte. Da kam aus dem nahen Wald ein Jäger auf einem Schwein geritten und erbot sich, den Wagen herauszuziehen, wenn der Mann ihm das verschreibe, was jetzt hinter seiner Stubenthüre stehe; nach sieben Jahren müßte er es dann hierher auf den Platz bringen. In der Meinung, es sei wie gewöhnlich nur der Besen hinter der Thüre, willigte der Bauer ein, sagte aber, daß er keine Tinte bei sich habe. „Schwarz gilt bei mir nichts, bei mir ist alles schwarz, ich muß rot haben!“ erwiderte der Jäger, worauf der Mann sich

den Finger ritzte und mit seinem Blute schrieb. Als dies geschehen, zog der Jäger den Wagen aus dem Kot und gab noch dem Bauer einen großen Beutel mit Gold. Voll Freude brachte derselbe den Reichtum nach Hans und erzählte seiner Frau das Geschehene. Da erfuhr er von ihr, daß er sein Kind verschrieben, welches damals zur Strafe hinter der Thür hatte stehen müssen. Sie waren nun sehr traurig und beschlossen, das Kind zu aller Frömmigkeit zu erziehen, was sie in den sieben Jahren auch thaten. Während dieser Zeit befanden sie sich in stetem Wohlstande, weil das Geld des Jägers niemals ausging. Als die bedungene Frist um war, brachte der Mann in Begleitung vieler Leute sein Kind auf den bestimmten Platz; der Jäger kam wieder auf dem Schwein angeritten und führte das Kind auf immer hinweg. Nachher hat auch das Geld des Bauern ein Ende genommen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 16.

Räuber werden gebannt.

In ein Wirtshaus, das in einer Einöde des Schwarzwaldes stand, hatte sich ein Mädchen als Magd verdingt. Bald merkte sie, daß sie bei Raubmördern sei, welche ihr auch sagten, daß sie sie niemals mehr aus dem Hause lassen, ihr aber stets einen guten Lohn geben würden. Nach einem Jahre war ihre Lage so unerträglich geworden, daß sie Tag und Nacht um Befreiung betete. Da kam eines Abends ein verirrter Metzgergesell mit einer Gurt Geld und einem gewaltigen Hunde und begehrte im Hause zu übernachten. Das Mädchen hatte mit dem hübschen Burschen großes Mitleid, und als sie ihm, während die Wirtin in der Küche war, Wein in die Wirtsstube brachte, worin er allein saß, flüsterte sie ihm schnell zu, daß er sich unter Räubern befinde, bei denen auch sie wider ihren Willen sei, und daß er augenblicklich entfliehen solle, ehe dieselben heimkämen und ihn umbrächten. „So gegefährlich ist es nicht, ich werde mir schon helfen“, erwiderte

ruhig der Bursch, ließ sich Essen und Trinken wohlschmecken und zuletzt einen ganzen Kübel Wein vor sich hinstellen. Um zwölf Uhr kam der Wirt mit seinen elf Genossen nach Hause, und als sie den Metzger sahen, erklärten sie ihm gleich, daß er jetzt sterben müsse. Derselbe bat nur noch um einige Augenblicke, um sich zum Tode vorzubereiten, zog ein Büchlein hervor und sprach daraus ein Gebet her, wodurch die Räuber gebannt wurden, daß sie kein Glied bewegen konnten. Hierauf nahm er den Kübel und begoß sie mit dem Weine, ließ dann einen nach dem andern durch seinen Hund niederreißen und hieb ihm mit einem ihrer Säbel den Kopf ab. Als alle getötet waren, kam gerade die Wirtin in's Zimmer und ward auch von ihm unschädlich gemacht. Nachher suchte er das Mädchen auf und fand sie im Hühnerstall, wohin sie sich aus Furcht vor ihm versteckt hatte. Auf ihre Bitte um Schonung ihres Lebens beteuerte er ihr seine Liebe und begab sich dann mit ihr in den nächsten Ort, wo sie alles anzeigten. Bei Durchsuchung



Im Herrgottswinkel.

des Hauses fand man im Keller die Knochen der von den Räubern Erschlagenen und den zusammengestohlenen Reichtum. Dieser wurde dem Metzger und dem Mädchen zuerkannt, die bald darauf einander heirateten; das Wirtshaus aber wurde angezündet und dem Boden gleich gemacht.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 17.

Der Mühlknecht und die Hexen.

In einer Dorfmühle auf dem Schwarzwald waren nachts beim Mahlen viele Knechte nach einander von Katzen arg verkratzt, ja einige sogar um's Leben gebracht worden. Hierdurch kam die Mühle so sehr in Verruf, daß kein Mühlknecht mehr darin dienen wollte. Endlich fand der Müller, als er über eine Brücke fuhr, darunter einen Mühlknecht sitzen, der ihn fragte, ob er für ihn keine Arbeit wisse. Jener erwiderte, daß er selbst schon lange einen Knecht brauche, aber wegen der Katzen keinen mehr bekommen könne. Da trat der Bursch ohne Bedenken in des Müllers Dienste, und als er in der Nacht mahlen mußte, nahm er ein scharfes Beil zu sich und legte um seinen Leib einen eisernen Reif. Gegen Mitternacht liefen zwölf Katzen herein und auf ihn los, blieben aber vor ihm stehen, und die hinteren riefen der vordersten zu anzugreifen, worauf diese erwiderte, sie könne nicht. Endlich sprang sie doch an dem Burschen hinauf und erfaßte den Ring; er aber hieb ihr mit dem Beile die Pfote ab, so daß sie mit den übrigen Katzen schreiend davonlief. Nach zwei Stunden kam der Müller und erzählte, daß seiner Frau die Hand abgehauen worden sei, ohne daß sie wisse wie. Da floh der Bursch aus der Mühle und zeigte die Sache dem Gericht an. Durch scharfe Untersuchung brachte dasselbe heraus, daß die Müllerin und elf andere der angesehensten Dorffrauen die Katzen gewesen seien, und ließ sie dann als Hexen auf dem Scheiterhaufen verbrennen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 18.



Das Kolmen-Weibchen.

Oberhalb des großen Hofes der Thalgemeinde Schwärzenbach, wird die Höhe der Kolmen genannt. Die Umgebung desselben ist der Aufenthalt eines sogenannten Bergweibchens, unter dem Namen „Kolmen-Wible“ genannt. Dieses rätselhafte Wesen sei, wie diejenigen, welche ihm zufällig begegneten, es beschreiben, von kleiner, gedrungener Gestalt, habe ein Grechsle oder Hutte (Tragkorb) auf dem Rücken und einen langen Stock in der Hand; die Kleidertracht sei jene der Bewohner des Thales von St. Märgen; kurze Jüppe (Rock) mit dreifarbiger unten vorstehender sogen. B'lege. —

Das Kolmenweibchen treibt verschiedenartigen Spuck; folgender Vorfall ist aus neuerer Zeit.

An einem Spätherbstmorgen ritt der Obervogt von Neustadt quer über den Kolmen in das Schollacher Thal. Er hatte lederne Handschuhe an. Um bequemer eine Prise Taback aus der Dose nehmen zu können, zieht er den einen aus und will ihn unter dem linken Arm festhalten; er entfällt ihm jedoch und schon ist er Willens vom Pferde zu steigen, als er vom nahen Waldrand eine kleine weibliche Person bis auf etwa fünfzehn Schritte eilig auf ihn zukommen sieht. Der Obervogt ruft: „He Weible, sei so gut und hebe mir gegen eine Belohnung meinen Handschuh auf!“ Dieses bleibt jedoch, beide Hände auf den Stock gestützt und auf diese das Kinn legend, unbeweglich und starr ihn anblickend, stehen. Der Obervogt, in der Meinung, das Weibchen höre nicht gut, ruft wiederholt und stärker und langt zugleich ein Geldstück aus der Tasche, das er als Belohnung verspricht. Als aber das Weiblein nach wie vor unbeweglich stehen bleibt, ruft ihm der Reiter verdrießlich zu: „ich glaubte dich nicht so reich, daß du den kleinen Dienst nicht um ein Sechskreuzerstück mir thun könntest!“ und begleitete diese Worte mit einem gewöhnlichen Fluch. Doch kaum war das Wort aus seinem Munde, so verlängerte sich die Gestalt des Persönchens um das Doppelte und fuhr, geschwind wie der Wind an dem

Pferde (das laut zu wiehern anfing) vorüber bis an den andern Saum des Waldes, in welchem es verschwand. Der Obervogt, obgleich ihn Furcht ergriff, stieg dennoch ab und hob den Handschuh selbst auf, das Pferd, so „tuglich“ selbes sonst war, ließ ihn aber bis Schollach durchaus nicht mehr aufsitzen, obgleich er dies wiederholt versuchte und demselben auf alle mögliche Art schmeichelte. —

Nicht selten geschieht es, daß Leute, die nachts über den Kolmen gehen, sich verirren, obgleich ihnen der Weg sonst wohl bekannt ist. Bald kommen sie nach stundenlangem Umherlaufen wieder auf der nämlichen Stelle an, wo sie vom Wege abkamen, oder sie schlagen eine ganz andere Richtung ein, bald bergaufwärts durch Wald oder thalabwärts durch Brachfeld und Wiesland, oft halbe, ja ganze Nächte sich abmüdend. Gewöhnlich haben sie das Kolmenweibchen zur Begleiterin, das bald näher oder ferner, vor- oder seitwärts wandelt, doch nur von Denjenigen gesehen wird, welche in den sogenannten Frohnfastenwochen geboren sind.

J. A. Rueb.



Neustadt.
(Nach einem alten Gemälde auf Schloß Heiligenberg mit Erlaubnis S. Durchlaucht des Fürsten von Fürstenberg aufgenommen.)



Gründung von Lenzkirch.

Als ältestes Haus von Lenzkirch nennt die Sage die zur Zeit noch bestehende Pfränglemühle, welches zuerst seine Gründung als ein großer, herrschaftlicher Meierhof erhielt. Einer der frühesten Bewohner, Namens Lorenz, der Lenz genannt, hatte eine Kapelle errichtet, die man allgemein nach ihrem Gründer des Lenzen Kapelle nannte. Bei dem allmählichen Zuwachs der Häuser und Einwohner wurde diese Kapelle auch vergrößert und zu einer Kirche erhoben, die man dann Lenzenkirche nannte, wovon zuletzt der immer mehr sich vergrößernde Ort selbst den Namen Lenzkirch bekam.

Für die Wahrscheinlichkeit der Sage dürfte der Umstand sprechen, daß das Wappen von Lenzkirch eine Kirche trägt.

J. Rombach, Geschichte von Lenzkirch S. 3 f.

Soldatendank.

Im Jahre 1713 wurde Oberlenzkirch durch französische Truppen, die auf dem Rückmarsch begriffen waren, beinahe ganz in Asche gelegt. Als während der Brunst ein Soldat der Reiterei den Riegelhof jenseits der Haslach noch unversehrt vom Feuer sah, sprengte er flugs über den Bach und legte Feuer in den Hof. Auch in Mühlingen, Saig, wo die Pfarrkirche abbrannte, und in Unterlenzkirch wurden mehrere Häuser zerstört. Als im letzteren Orte die Brandfackel in des Kaspar Bauern Haus geworfen wurde, sprang eiligst ein Soldat herbei mit dem Rufe: „Schonet dieses Haus, denn hier speiste man mich einst als hungriger Reisender mit Milch und Brot.“

Rombach, Geschichte von Lenzkirch S. 42.

Schatz im Schloße Urach.

Im Schloß Urach isch au an Geist. Do soll e Kiste Gold vergraba si un dia wird vome große, schwarze Hund ghiatat, un do hot emol en Taglöhner vo Lenzkirch de Hund

beschwöre welle, das er dia Kiste Gold kriagt het; sisch im aber nit glunge. So soll au e alt Wibli mit so eme gele Strauhoat si Undabe drübe ha. Au andere mit Namens Pflüger wollt au die Geldkiste ha und het nograbe zwische elf un zwölf Uhr nachts un het de Hund au beschwore mit ere Noata. Sisch im aber später underjagt worra vom Amt us.

L. B. in Alemannia XIX. S. 133.

Vom Schröttele.

S'het emol en Bur e Magd gha un dia isch jede Nacht ufgstande un het gar kei Roa gha. Do het sie emol der Bur gfroget, was sie denn hebb, un do het sie gsait, wenn sie ihm derf da größte Ochs tot drücke, wo er im Stall het, no hebb si Roa. Der Bur het natürli glachet un het er es verloubt. Un wia er am Morga in Stall ku isch, do isch da Ochs tot doglege un sie ufem obe gesesse. Von der Zit a het si aber Roa gha vorm Schröttele.

So soll es au no en Sege gege 's Schrötteli gebe wie folgt: „Wenn alle Hagstecke spitzscht un alle Berg durgrabst un alle Bäch durwatst, nochher kannst kumme, wenn du willst." Un die drei höchste Name un das dreimal sage, damit kann mer Schröttele verbanne.

So sin au in alle Ställ un Keller so ganz kleine Bündele an Bühne ufe ghangt un do sin so Gebete un Sprüch ibunde für so verschiedene Krankheite vom Vieh, au het mer vor de Stalltür so a Bündele vergrabe mit so eme Sege das kein böse Geist ans Vieh ku isch, wie z. B. Schröttele.

Ufem Schwarzwald isch en alte Burehof, 300 Jahr alt, do hen die alte Lit, wenne a Roß krepirt isch, de Kopf devo in Kuch oder Schirr ghängt, un des het no dafür helfe solle, daß des andere Vieh vo der Kranket bewohrt bliebe isch.

L. B. in Alemannia XIX S. 134.

Selbstmörder gehört nicht in geweihte Erde.

Ein Mann in Lenzkirch, der sich in seinem Hause erhängt hatte, wurde gegen des Pfarrers Willen auf dem Kirchhof begraben. „Da erstanden in der folgenden Nacht aus den Gräbern die Toten, rissen den Selbstmörder aus der geweihten

Erde und warfen ihn vor den Gottesacker. Darauf hin begrub man ihn im Huckenloch, einer wilden Schlucht des Schwarzwaldes, wo er mit dem Strick um den Hals noch heute umgeht. B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 19.

Gespenstisches Weib.

Sisch emol ame Sundig en junge Bursch, en Musiigant vo Raitheboach (Raithenbuch), ins Lenzkirch heimgange, un wia er am Kohlplatz vorbikunt, sieht er uf eimol e alts Wible vorem her renne. 's war scho no da zwölfe Nachts; er hett em aber nit gfürcht, dann der Mo het heiter gschunne. No het er dem Wible greaft: Halt, Alte, i gang au mit! Wia ärger er aber gloffen isch, wia ärger isch's Wible grennt. Schliaßli isch er falsch worre un het greaft: Wart, du alte Hegz, dich kreage scho! un het agfange springe, un die Alt als vorem her; hets aber nit verwischt. No het er Stei ufghebt un het ems welle awerfe, hets aber nit troffe. Ein Stei isch ganz no am Hoat vorbei, 's het nemli so an geln Stranzilinder ufgha. Wie er aber doch emol fast binem gsi isch, uf eimol isch es über die Weg abe und hesch me gse un nimme. No het er em aber so gfürcht un isch so gsprunge, daß er, woer heimku isch, ganz naß gsi isch vor lutter Schwitze un het zitteret am ganze Lib. Un vo do a het er an Geister glaubt. L. B. in Alemannia XIX S. 132.

Der Ursee.

Am Fahrweg von Raithenbuch gen Fischbach, wo der „Tabaksbue" sein neckend Unwesen treibt, der einst zu Lebzeiten „Grenzsteine" versetzte, türmt sich über einem traurigen Seelein, dem Ursee, ein gewaltiger Fels auf mit einer kleinen Höhle. „Stoßfelsen" ist er benannt und die Höhle „Bärenhöhle", weil einst hier Bären gehaust haben sollen. Ließ man in dieser Höhle durch einen Felsspalt ein Steinchen fallen,

so hörte man früher nach einigen Minuten deutlich das Aufschlagen auf dem Wasser des Ursees, der sich weit unter der Erde gen Westen zieht.

Bei diesem See pflügte einst ein Bauer mit einem Joch prächtiger Ochsen, sein kleines Büblein machte den Treiber. Die Ochsen wurden störrisch und kain „ho hü" half, da that der Bauer den Fluch: „Wenn eich nu allzsämme der Teufel hole thät!" Kaum gesagt, ziehen die Ochsen an und eilen schnurstracks ins Wasser, den Knaben mit sich reißend, der sich noch im letzten Augenblick retten konnte. Vom Gespann sah man nichts wieder, bis nach einigen Jahren das Jochholz plötzlich am Titisee ans Ufer geschwemmt wurde, was man als Beweis nahm, daß zwischen Ursee und Titisee eine Verbindung bestehe.*)

Am Ursee, dessen Wasser unermeßlich tief ist, hatten von jeher die Hexen ihren Tummelplatz, wo sie mit dem Leibhaftigen ihre Orgien feierten und ihre den umliegenden Höfen gefährliche Beratungen hielten. Noch jetzt kann man, besonders in der Walpurgisnacht gar deutlich deren Thun und Treiben beobachten.

H. Schaefle, L.

*) Vergl. dazu B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 48.

Der Enkligeist.

Das Kloster Friedenweiler hatte einst einen Prozeß wegen eines Waldes. Um „e rote Moß Wi" schwur der Förster, daß der Enklisteigwald zwischen Röthenbach und Kappel von alters her fürs Kloster ausgesteint wurde, worauf das Gericht den Wald dem Kloster zusprach.

Nicht lange darnach starb der Förster und muß seitdem am Enklesteig geisten und als „näckete Ma" umlaufen; wenns zu Kappel am Abend Betzeit läutet, hört man ihn rufen: „Juche, um o roti Moß Wi!"

Einstmals neckte ein Bauernknecht, der von einer Hochzeit heimkehrte, den Geist durch obigen Ruf, flugs hatte er eins

hinter den Ohren, wütend kratzte ihn der Geist an Gesicht und Händen und warf ihn die Halde hinunter in den Bach.

A. Schaefle, Hüfingen.

Fußtritt im Stein.

Geht man von Altglashütten Falkau zu, so liegt am Fußweg ein Stein, unscheinbar, aber mit einem Merkmal, das genau die Form einer Fußsohle hat, schwarz, in einem grauen Granitblocke. Der Stein ragt etwas über der Erde hervor. Der wird seit uralter Zeit für heilig gehalten, weil die Fußspur der Tritt der Muttergottes sei. Jetzt wird dorthin durch fromme Stiftung eine kleine Kapelle gebaut.

Birlinger, Aus Schwaben I S. 285.

Menzenschwand.

Die Gemarkung Menzenschwand gehörte ehedem zum Zwing und Bann des Klosters St. Blasien. Bei der Abtretung und Bildung der einzelnen Gemarkungen wurde bestimmt, daß sich die Grenzen über den Kamm der Gebirge ziehen also der Wasserscheide nach bewegen sollen. So sollte deshalb auch die Gemarkungslinie vom Silberfelsen über den Kapellenkopf nach dem Klinglenfelsen ziehen. Diese geht jedoch in der Wirklichkeit vom Silberfelsen in gerader Richtung, mit Umgehung des Kapellenkopfes, nach dem Klinglenfelsen, weshalb die ärarische Gemarkung daselbst ganz in die Tiefe des Thales hinabreicht. Als da einmal ein Mann von Altglashütte über die Farenwitte nach Menzenschwand ging, soll ihm auf der Höhe beim Übergang über den Hauptweg plötzlich ein unbekannter Mann begegnet sein mit dem Gruße: „O, weh!“ Ebenso plötzlich wäre derselbe wieder verschwunden. Bangen Schrittes zog der Wanderer abwärts und als er am Walde unten anlangte, sei ihm auf dieselbe Weise wieder ein Mann begegnet mit den Worten: „O Armut!“ Ebenso rasch wäre derselbe wieder verschwunden. Über die geheimnisvolle Be-

gegnung und Begrüßung nachdenkend, erreichte der Wanderer den unteren Weg, nahe der ärarischen Grenze. Auch da zeigte sich derselbe Mann wieder und sprach: „O ungerechtes Gut!“, worauf er wieder verschwand.

Vergl. dazu folgendes:

Ein Abt mußte mit zwei seiner Untergebenen ruhelos umhergeisten, weil er mit deren Hilfe manche Bedrückung verübt haben soll. Später sollen die Spuckenden von einem Kapuziner aus Staufen auf den Feldberg gebannt worden sein, wo sie noch zuweilen als wunderliche Fischer oder Jäger in waidmännischen Aufzügen erscheinen sollen.

Einem Bürstenhändler von Menzenschwand und später einem Todtnauer Zundelhändler begegneten die drei in ihrer Ordenstracht an der Bärenhalde, einer hinter dem andern hergehend. Der Vorderste, mit einem goldenen Kreuz auf der Brust, sprach: „O weh!“, der zweite: „Die Armut!“ und der dritte endlich: „Das ungerechte Gut!“

Lucian Reich, Wanderblüten S. 48 f.

Scheibenfelsen.

Bei Menzenschwand-Hinterdorf liegen auf der rechten Thalseite die Scheibenfelsen. Dort wurden in früherer Zeit über die Fastnachttage von den jungen Leuten feurige Scheiben geschlagen, wie solches auf dem Schwarzwalde noch mancherorts der Fall ist. Bevor das Schlagen anfing, liefen die Jungen hintereinander gereiht um das Feuer herum und beteten. Befand sich die Scheibe im glühenden Zustande, so eilte der Schlagende dem Schlagbrette (Scheibenstuhl genannt) zu, den Spruch vor sich herrufend:

Scheibe, Scheibe den Rai ab,
Küchlepfanne hats Bai ab,
Ankenhafen den Bod'n aus,
Morgen ist die Fastnacht aus.

Eine jede Scheibe wurde jemanden zu Ehren geschlagen, was nach dem Abschlagen mit lauter Stimme gerufen wurde; die erste wurde gewöhnlich Gott, die zweite der Mutter Gottes, die dritte dem Vater, u. s. w. geweiht.

Einmal wurden die Jungen einig, dem Teufel noch eine Scheibe zu weihen. Als diese abgeschlagen war, rasselte sie durch die Luft und soll bis zum Rabenfelsen hingeflogen sein. Voll Schrecken flohen die Schlagenden alle nach Hause und von dieser Zeit an wurden am selbigen Orte keine Scheiben mehr geschlagen.

Schwedenschanze.

Auf dem Herzogenhorn, am westlichen Abhange des Gipfels, nahe dem Waldsaume, befindet sich in der Ausdehnung von etwa 4 Ar in der Form eines Quadrates ein Schanzwerk, aus Gräben und Wällen bestehend. Dasselbe soll aus der Zeit des 30-jährigen Krieges herrühren und von den Schweden gemacht worden sein. Dorthin kamen zu dieser Zeit, wahrscheinlich aus dem Wiesenthale von Präg her, berittene Soldaten (1634), welche dann gegen Norden vordrangen. Der Gegend unkundig, sprengten dieselben auf den Rand des Gebirges und stürzten die Halde hinunter, dabei sollen etliche ganz unbeschädigt davon gekommen sein. In späterer Zeit wurden am Fuße der Halde verschiedene Kriegsgerätschaften, besonders Reitersäbel aufgefunden. Die geschichtliche Erklärung von Kriegshalde ist hierdurch wohl erbracht.

Kriegshalde.

Ein Hirtenknabe führte einst seine Herde an den Fuß derselben. Wie er auf einmal in die Höhe blickte, sah er an den Felsen mächtige, weiße, silberglänzende Zapfen hängen. Er glaubte, es wären keine rechten Dinge, faßte Schrecken und lief nach Hause. Als er dort seine Erlebnisse erzählte, wurde ihm gesagt, daß er die Zapfen hätte rasch ergreifen sollen, denn sie wären von lauter Silber gewesen. Deshalb begab sich der Hirte sofort wieder dahin; aber er konnte keine Spur mehr davon erblicken; alles war dahin.

Ebenso kam ein Waldhüter auf seinem Waldgange zur Winterszeit, als überall tiefer Schnee die Erde bedeckte, an dieselbe Stelle. Plötzlich gewahrte er vor sich große Maulwurfshügel auf der Schneedecke. Von Schrecken ergriffen, da es hier nicht mit rechten Dingen zugehe, eilte er, an Händen und Füßen zitternd, der Heimat zu und machte darüber Mitteilung. Hätte er diese Hügel schnell gefaßt, so wäre ihm ein großer Reichtum zugefallen, da es verborgene Schätze aus Gold und Silber waren, die ihrer Befreiung harren. Als aber des andern Tages sich Leute dorthin begaben, um dieselben aufzunehmen, war keine Spur mehr davon zu sehen, und so war alles Glück wieder verschwunden.

Aus diesen beiden Sagen erklärt sich der unter dem Volke verbreitete Glaube, daß unterhalb der Kriegshalde Schätze von Gold und Silber, aus der früheren Klosterzeit stammend, vergraben liegen.

St. Georg. Die Kriegshalde bei Menzenschwand bildet einen wohl 100 Fuß hohen Abhang. Da hat St. Georg den Drachen erlegt und soll hinabgeritten sein. Die ganze Geschichte befindet sich auch dort abgebildet. Birlinger, Aus Schwaben I S. 15.

Die Kinder im Stollenbach.

Auf der Mitternachtseite des Feldbergs liegt der Stollenbach, die Viehhütte der Gemeinde Zastler; dort begab es sich vor etwa 30 Jahren, daß ein Paar Kinder, ein Knabe und ein Mägdlein, als sie den ganzen Sommer hindurch — von morgens früh bis abends spät beisammen allein gelassen, — die Herde weideten, sich nach und nach eine ganz eigene Sprache bildeten. Als man nach Heiligkreuz wieder heimfuhr in's Thal, zeigte sich's, daß diese Kinder die gewöhnliche Sprache gar nicht mehr verstunden; dagegen bedienten sie sich nun einer ganz eigenen, selbst erfundenen. Sie schnalzten nämlich auf eine besondere, so verschiedenartige Weise mit der Zunge, daß sie einander ganz wohl verstanden; auch wollten sie anfangs gar nicht anders miteinander sprechen, als so. Man mußte sie mit Gewalt dazu nötigen, die gewöhnliche Wortsprache wieder neu zu lernen und anzunehmen.



DER DENGLEGEIST vom FELDBERG
NACH DER ALTEN VOLKSSAGE.

FELDBERG-SAGEN

Geisterbesuch auf dem Feldberg.

„Hani gmeint, der Dengle-geist, ihr Chnabe vo Todt-nau, Seig e böse Geist, jez wüßte andre B'richt z'ge."

Der Denglegeist ist durch Hebels „Geisterbesuch" welt-bekannt geworden. Was durch Nachfragen bei Be-wohnern der Umgegend des Feldberges in Er-fahrung gebracht wer-den konnte, paßt indeß nicht im entferntesten zu der lieblichen Hebel'schen Be-schreibung, die übrigens auch gar nicht recht zu den über-lieferten Sagen stimmt. Nach einer Aussage ist der Dengele „schwarz und sieht aus wie der Tod", nach andere ist er wie ein großer Holzhauer und trägt die Sense geschultert. Sogar zum gewöhnlichen Klopfgeist,*) der durch sein Klopfen Tod ankündigt, ist er sicher schon seit den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts herabgesunken. Die meisten Leute wußten indes gar nichts Näheres mehr anzugeben weder von seinem Aus-

*) Wenn sich der Dangelmann in der Wand hören läßt, stirbt bald jemand aus der Freundschaft.

Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I Nr. 700.

sehen noch von seinen Thaten. Von einem Begleiter, dem Puhn, wie im Wiesenthal die feurigen Männer heißen, wissen die Leute nichts. Man darf daher wohl annehmen, daß Hebel den Dengele dichterisch frei behandelt hat. Wie er in dieser Beziehung dachte, ergiebt sich aus folgender Stelle seiner Werke, G. A. VII 242: „Indessen ist es nun mit unseren Volksaberglauben wie es ist, und die Zeit, die ihn uns gegeben hat, läßt sich nicht mehr zurückspinnen. Aber ich glaube, es wäre dem Beruf weiser Volkslehrer angemessener, ihn einzuschränken, ihn wo möglich zu verschönern und zu veredeln und durch besonnene Leitung unschädlich zu machen und zu moralischen Zwecken zu benutzen."

Lassen wir Hebel sprechen, was er mit dem Denglegeist verhandelt hat, den er um 11 Uhr nachts im Gespräch mit einem andern Geist belauschte:

. . . . so fangen uf eimol,
Ihrer Zwe ne G'sprächli a. I mein, i ha g'loset! —
„Gell, i chumm hüt spot? Drum isch e Meideli g'storbe
Z'Mambach; 's het e Fieberli g'ha und leidige Gichter.
's isch em wohl. Der Todesbecher hani em g'heldet,
Aß es ringer gang; und d'Auge hani em zuedruckt.
Un ha g'seit: Schlof wohl! Mer wenn die wecke, wenn's Zit isch. —
Gang und biß so gut und hol mer e wengeli Wasser
In der silberne Schaale, i will jez mi Sägese dengle."
Dengle? hani denkt, e Geist! und düsele'n use.
Woni lueg, so sitzt e Chnab mit goldene Fegge
Und mit wißem G'wand und rosefarbigem Gürtel
Schön und liebli do, und nebenem brenne zwei Liechtli.
„Alli guete Geister . . ." sagi, — „Herr Engel, Gott grüeß di!"
„Loben ihre Meister!" — seit druf der Engel — „Gott dank der!" —
„Nüt für übel, Herr Geist, und wenn e Frögli erlaubt isch,
Sag mer, was hesch du denn z'dengle?" — „D'Sägese" — seit er.
„Jo, sel siehni," — sagi — „und ebe das möchti gern wisse,

Wozue du ne Sägese bruuchsch"? — „Zum Meihe, was
hesch g'meint?"
Seit er zue mer. Druf sagi: „Und ebe das möchti gern wisse;"
Sagi zuenem, — „Isch's verlaubt? Was hesch du denn
z'meihe?"
„Gras; und was hesch du so spot do hinte z'verrichte?"
„Nit gar viel," — hani gseit — „i trink e wengeli Tuback;
Wäri nit verirrt, wohl wär's mer z'Todtnau im Adler.
Aber mi Red nit z'vergesse, se sag mer, wenn d'witt so guet sy,
Was du nittem Gras witt mache?" — „Fuetere" — seit
er. —
„Eben und das nimmt mi Wunder, de wirsch doch, Gott
will, ke Chue ha?" —
„Nei, ne Chue just nit, doch Chalbele" — seit er — „und Esel;
Siehsch dört selli Stern?" — Druf het er mer obe ne
Stern zeigt,
„'s Wienecht-Chindli's Esel, und's heilige Fridoli's Chalble*)
Othme d'Sterne-Luft dört oben und warten ufs Fueter.
Und dört wachst kei Gras! Dört wachse numme Rosinli",
Het er g'seit — „und Milch und Hunig rieslen im Bäche,
Aber 's Vieh isch semper, 's will alli Morge si Gras ha,
Und e Löckli Heu! und Wasser us irdische Quelle.
Dorduwille dengli jez und willi gho meihe.
Wärsch nit der Ehre wert, und seisch, de wellsch mer au
helfe?" —
So het der Engel g'seit. Druf sagi wieder zuem Engel:
„Lueg, 's isch so ne Sach: Es sott mer e herzligi Freud sy;
D'Stadtlüt wisse nüt vo dem; mer rechnen und schribe;
Zähle Geld, sell chönne mer, und messen und wäge,
Laden uf und laden ab, und esse und trinke.
Was me bruucht in's Muul, in Cuchi, Cheller und Chammer,
Strömt zu alle Thoren i, in Zeinen und Chretze;
's lauft in alle Gassen, es rüeft an allen Ecke:

---

*) Nach der alten Sage hätte der heilige Fridolin mit zwei jungen Kühen eine Tanne bei Säckingen in den Rhein geführt und dadurch diesen Fluß von der einen Seite der Stadt auf die andere geleitet.

Chromet Chirsi, chromet Anke, chromet Andivi!
Chromet Ziebele, geli Ruebe, Peterliwurze!
Schwebelhölzli, Schwebelhölzli, Bodekolrabe!
Paraplü', wer koof? Reckholderberi und Chümmi?
Alles für baar Geld und alles für Zucker und Kaffi, ...
— Hesch du au scho Kaffi trunke, Herr Engel, wie schmeckt's der?" —
„Schwetz mer nit so närsch!" — seit druf der Engel und lächlet —
„Nei, mer trinke Himmelsluft und esse Rosinli,
Vieri alle Tag, und an de Sunntige fünfi.
Chumm jez, wenn de mit mer witt, jez gangi go meihe,
Hinter Todtnau abe, am Weg, an grasige Halde." —
„Jo, Herr Engel, frili willi, wenn de mi mit niemsch,
's wird afange chüel. I will der d'Sägese trage.
Magsch e Pfifli Taback rauche, stohts der zue Dienste!" —
Sieder rüeft der Engel: „Puhuh!" — Ne füürige Ma stoht,
Wie im Wetter do. — Chumm, zündis abe go Todtnau!"
Seits und voris her marschiert der Puhu in Flamme,
Ueber Stock und Stei und Dorn, e ledigi Fackle.
„Gelt, 's isch chummli so?" — seit jez der Engel — „was machsch echt?
Worum schlagsch denn Füür? Und worum zündisch dei Pfifli
Nit am Puhu a? De wirsch en doch öbbe nit förchte,
So ne Frausaste-Chind, wie du bisch, — het er di g'fresse?" —
„Nei, Her Engel, g'fresse nit; doch mueßi bikenne,
Halber hani'm numme traut. Guet brennt mer der Tuback.
Selle Fehler hanni, die füürige Manne förchi;
Lieber sieben Engel, as so ne brennige Satan!" —
„'s isch doch au ne Gruus," — seit jez der Engel — „aß d'Mensche
So ne Furcht vor G'spenstere hen, und hätte's nit nötig.
's sin zwee einzigi Geister de Mensche g'fährli und furchtbar:
Irrgeist heißt der eint', und Ploggeist heißt der ander;
Und der Irrgeist wohnt im Wi. Us Channe und Chruse
Stigt er eim in Chopf und macht zerrütteti Sinne.
Selle Geist führt irr im Wald uf Wegen und Stege,

's goht mit eim z'unterst und z'öberst, der Bode will unter eim breche;
D'Brucke schwanke, d'Berg bewerge si, alles isch doppelt.
Nimm di vorem in Acht!" — Druf sagi wieder zuem Engel:
„'s isch e Stich, er bluetet nit! Herr Gleitsma, i merk di.
Nüechter bini g'wis. J ha en einzig Schöppli
Trunke g'ha im Adler, und frog der Adlerwirt selber.
Aber biß so guet und sag mer, wer isch der Ander?" —
„Wer der Ander isch?" — seit jez der Engel — „das frogsch mi!
Es isch e böse Geist, Gott well di vorem biwahre!
Wennme früeih verwacht, um Vieri oder um Fünfi,
Stoht er vorem Bett mit große, füürige Auge,
Seit eim guete Tag mit glüehige Rueten und Zange.
's hilft kei das walt Gott, und hilft kei Ave Maria!
Wemme bete will, enanderno hebt er eim 's Muul zu.
Wemmen an Himmel luegt, so streut er Aeschen in d'Auge; —
Het me Hunger, — und ißt, — er wirft eim Wermut in d'Suppe;
Möcht mer z'Obe trinke, er schüttet Gallen in Becher.
Lauft me wie ne Hirz, er au, und blibt nit dehinte.
Schlicht me wie ne Schatte, se seit er: Jo, mer wenn g'mach thue.
Stoht er nit in der Chilchen und sitzt er nit zue der in's Wirtshuus?
Wo de gohsch und wo de stohsch, sin G'spenster und G'spenster.
Gohsch in's Bett, thuesch d'Auge zue, se seit er: 's pressirt nit
Mittem Schlofe. Los, i will der näumis verzehle:
Weisch no, wie de g'stohle hesch, und d'Waisli bitroge,
So und so, und das und deis; und wenn er am End isch,
Fangt er vo vornen a, und viel will's Schlofe nit sage."
So het der Engel g'seit, und wie ne füürige Luppe
Het der Puhu g'sprützt. Druf sagi wieder: „J bi doch
Aue ne Sunntig-Chind, mit mengem Geistli bifründet,
Aber b'hüet mi Gott der Herr!" — Druf lächlet der Engel:
„B'halt di G'wisse rein, 's goht über d'siebmen und d'segne,
Und gang jez das Wegli ab, dort nieden isch Todtnau.

Nimm der Puhu mit, und lösch en ab in der Wiese,
Aß er nit in d'Dörfer rennt und d'Schnüüe nit azündt.
B'huet di Gott, und halt di wohl!" — Druf sagi: „Her Engel!
B'hnet di Gott der Her, und zürne nüt! Wenn de in d'Stadt chunnsch,
In der heilige Zit, se b'suech mi, 's soll mer en Ehr sy.
s stöhn der Rosinli z'Dienst und Hypokras, wenn er di animmt.
D'Sterneluft isch rau, absonderli nebe der Birsig.*)"
Drüber grant der Tag, und richtig chummt go Todtnau,
Und gang wieder Basel zue im lieblige Schatte.
Woni an Mambach chumm, se trage sie 's Meideli use,
Mittem heilige Chrüz und mit der verblichene Fahne,
Mittem Chranz am Totebaum, und briegen und schluchze.
Hent oers denn nit g'hört? Er will's jo wecke, wenn's Zit isch.
Und am Zistig druf, se chummi wieder zuem Vetter;
D'Tubak Dose hani richtig nänme lo liege.

J. Peter Hebel.

*) Birsig, ein Flüßchen, welches durch Basel fließt.

Der Jäger.

Nicht ferne vom Feldberg, über einer der einsamsten Schluchten des Schwarzwaldes, sieht man noch das zerbröckelte Gemäuer einer alten Burg, deren Namen verloren gegangen ist. Doch hat sich noch folgende Sage davon erhalten.

Der letzte Bewohner des Schlosses war ein reicher Graf, der jedoch, außer dem Waidwerk, keine andere Lust und Beschäftigung kannte. Er hegte das Wild in seinen Forsten so reichlich, daß es die Felder der umwohnenden Bauern gänzlich verwüstete und viele armen Leute darüber Hungers starben.

Einst, am Vorabend eines kirchlichen Festes, trieb er sich, wie gewöhnlich, bis tief in die Nacht im Walde herum, kam dabei ab von seinem Gefolge und verirrte sich in eine ihm völlig unbekannte Gegend. Umsonst gab er sich alle Mühe, einen Pfad zu entdecken; die Wildnis wurde immer verwachsener

und ihm blieb zuletzt kaum so viel Kraft, sich durch das dichte Gestrüpp hindurch zu arbeiten. Endlich um Mitternacht kam er auf einen freien Platz im tiefsten Forste, wo er sich auf den Rasen niederwarf, um zu rasten. Da vernahm er ein Rauschen und Stöhnen in den Gebüschen und griff rasch nach seinem Jagdspieße; doch seine Hunde begannen so ängstlich zu winseln und sich hinter ihm zu verkriechen, daß es ihm selbst, so beherzt er sonst war, ganz unheimlich zu Mute wurde. Plötzlich stürzte ein hoher, stattlicher Mann, einen Schießbogen in der Hand und ein Hifthorn an der Seite, aus dem Walde hervor auf den freien Platz, und hinter ihm drein klappernd und rasselnd eine Schaar von Totengerippen, sämtlich auf gewaltigen Sechzehnendern daherjagend. Der Mann suchte ihnen, so schnell ihn seine Füße tragen konnten, zu entrinnen, aber wohin er sich auch wenden mochte, von allen Seiten kam ihm ein Trupp solcher mit langen Spießen bewaffneter knöcherner Reiter entgegen und hetzte ihn wohl über eine Stunde lang auf dem Platze hin und her, bis der Graf in der Angst seines Herzens mit lauter Stimme den Namen des Erlösers anrief, worauf im Nu die Gerippe auf ihren Hirschen nach allen Richtungen auseinanderstoben und verschwanden. Der Mann aber, den sie so umhergejagt hatten, trat zum Grafen und sagte im hohlen Tone:

„Ich bin der Geist deines Urgroßvaters und habe, wie Du, mein Leben lang Wild und Menschen zu Tode gequält. Wohl hundert arme Wilderer, die sich in meinen Bann wagten, ließ ich lebendig auf Hirsche schmieden und diese dann durch meine Hunde hetzen, bis sie dem Tode nah zusammenstürzten, während die Unglücklichen, die darauf saßen, unter langen Qualen ihren Atem verhauchten. Zur Strafe muß ich nun jede Nacht in diesen Wäldern umherirren; jede Nacht werde ich nun selbst verfolgt und gehetzt von dem Schwarme der von mir Ermordeten und ich büße tausendfach für das, was ich an ihnen verübt. Laß dich mein jammervolles Beispiel warnen: gehe nach Hause und werde menschlicher als ich es war!“

Mit diesen Worten verschwand die Erscheinung. Der Graf aber war so vom Schrecken gelähmt, daß er sich nicht von der Stelle zu bewegen vermochte. Erst am Morgen fanden ihn seine Leute dort liegen, allein seine Züge waren so sehr entstellt, daß sie kaum ihn mehr noch erkannten. Sie wollten ihn auf seine Burg tragen, aber er that ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kund, an diesem Orte eine Klause zu bauen, und bis diese fertig sein würde, einstweilen in einer nahegelegenen Felsenhöhle zu wohnen. Seine bewegliche Habe ließ er unter die Armen verteilen und alle Zugänge zu seiner Burg vermauern, damit kein menschliches Wesen dieselbe mehr betreten könne, und der Name seines Geschlechtes verschwinde unter den Menschen.

Nach Aloys Schreiber.



Feldsee.

Feldsee.

Der Feldsee hat eine düstere, geheimnisvolle Lage und ist mit seiner zauberischen Umgebung die Wohnstätte so vieler geistiger Wesen, die uns überall an ähnlichen Orten begegnen. Es sind dies wohl die Geister, die durch Gebete und Ceremonien heiliger oder frommer Personen aus verschiedenen Orten dorthin verbannt wurden. Als nun jemand so neugierig war und die Größe des Geisterschlosses erforschen wollte, sollen jene aus der Tiefe gerufen haben: „Wenn du mich willst messen, so will ich dich fressen", worauf dieser von seinem Vorhaben abließ, und seitdem bleiben die Wesen daselbst in Ruhe.

Geisterbannungen.

1. Ein Fürstabt und zwei andere Benediktiner von St. Blasien, welche zusammen die Unterthanen der Abtei unbarmherzig gedrückt und benachbarte Gemeinden übervorteilt hatten, mußten nach ihrem Tode im Kloster umgehen. Um sie fortzuschaffen, berief man den Kapuziner-Quardian von Staufen, der wegen seiner Frömmigkeit weit und breit bekannt war. Derselbe beschwur die Geister in Säcke und trug sie mit zwei Männern auf den Feldberg, wo er und die beiden andern, rückwärts gehend und ohne umzuschauen, sie in den Feldsee abluden. In diesen und einen weiten Bezirk umher bannte er die Gespenster, welche daselbst in den heiligen Zeiten sich zu zeigen pflegen. Zuweilen fischen sie am See oder jagen in der Jagdkleidung im Walde. Einem Löffelschnitzer von Menzenschwand begegneten sie in ihrer Ordenstracht, einer hinter dem andern gehend, auf der Bärhalde. Der vorderste, durch sein goldenes Kreuz als Abt kenntlich, sprach: „O weh!" Der zweite: „Die Armut!" Der dritte: „Das ungerechte Gut!" Mit diesen Worten gingen sie an dem Manne vorüber, wobei er bemerkte, daß ihre Gesichtshaut wie Tannenrinde aussah.

Zu drei andern Menzenschwandern, die am Vorabend des Christtages über den Feldberg gingen, kamen sie in ihren schwarzen Kutten auf Kohlrappen geritten. Sie sprengten um die Männer, die keine Köpfe an ihnen wahrnahmen, her und riefen stets: „Ungerechtes Gut, Du hast uns betrogen!“ Nachdem sie so die davon eilenden Männer eine gute Strecke begleitet hatten, verschwanden sie an einem Kreuzwege.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 47.

Nach Steindorf, Tannenrauschen S. 255 wäre der umgebende Fürstabt der berüchtigte Abt Coloman.

2. In einem Haus auf dem Dinkelberg spuckte der verstorbene Eigentümer so arg, daß die Bewohner beschlossen, ihn fortzuschaffen. Zu diesem Zwecke ließen sie nacheinander etliche Geistliche kommen, aber keiner derselben vermochte über das Gespenst Herr zu werden. Endlich ward ein Priester von ausgezeichneter Frömmigkeit berufen, zu welchem der Geist gleich sagte: „Was willst Du mit mir, hast Du nicht auch einmal beim Vorbeigehen an einem Rübenacker eine Rübe herausgezogen?“ „Ja, das habe ich gethan“, antwortete der Geistliche, „aber weißt Du nicht, daß ich nur die eine Hälfte aß und in die andere, welche ich zurückließ, einen Groschen steckte und damit die ganze Rübe übergenug bezahlte?“ Auf dieses mußte das Gespenst schweigen und dann auf des Priesters Beschwörung sich in eine Flasche begeben. Dieselbe wurde nun zugedeckt und von einem rüstigen Mann in einem neuen Reff nach dem Feldberg, dem Bestimmungsort des Geistes, getragen. Unterwegs durfte der Mann nicht rückwärts sehen, keinen Schritt zurückgehen und das Reff nicht abstellen, obgleich die Flasche von Schritt zu Schritt schwerer wurde. Als er anfing, den Feldberg zu besteigen, rief hinter ihm eine Stimme: „He, ihr geht ja fehl, wenn ihr auf den Feldberg wollt, so müßt ihr den andern Weg einschlagen!“ Betroffen schaute er um und erblickte niemand; aber im Augenblicke war die Flasche weg und wieder in dem Hause. Auf's neue mußte er sie von dort forttragen; diesmal jedoch machte er alles recht und gelangte von seiner Last fast erdrückt

auf den Gipfel des Feldbergs, wo das Gespenst zu bleiben gezwungen war. — Auf diesen Berg sind noch viele Geister gebannt, welche nach Kreuzerhöhung nachts das Vieh in den dortigen Ställen so arg plagen*), daß die Hirten um diese Zeit mit ihren Herden den Berg verlassen müssen.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 13.

*) Wird auch dem Dengelegeist nachgesagt.

3) In einem Hause zu Todtnau soll einst ein Geist gegangen sein. Um denselben zu befreien, wurde ein Kapuziner berufen, der ihn beschwören sollte. Nachdem dieser die bezüglichen Gebete und Ceremonien verrichtet hatte, wurde der Geist in eine Flasche gebannt. Derselbe sollte nun mit der Flasche in den Feldsee verbracht werden, allein niemand wollte trotz hoher Belohnung dieses besorgen. Endlich faßte ein Mann hiezu den Mut, besprengte sich mit Weihwasser und trug in den 3 höchsten Namen die Flasche dem Feldberg zu, um sie in dem See zu versenken. Je länger und weiter er ging, um so schwerer wurde der Geist, so daß es dem Manne fast nicht mehr möglich war, denselben weiter zu tragen, um ihn vor Sonnenuntergang an sein Ziel zu bringen. Dem See bis auf einige Schritte nahe gebracht, zersprang die Flasche und der Geist konnte entweichen. Er sprach noch zu dem Träger: „Wenn Du Dich nicht so gut gesegnet hättest, oder Dich umgeschaut, so könntest Du jetzt schauen, wie es Dir gehen würde."

Diesen Beitrag und das von Menzenschwand Mitgeteilte lieferte Herr Hauptlehrer Schaefer dort.

Nach dem Inhalt dieser Sagen kann sich auf den Feldsee beziehen, was der Chronist der Zimmerischen Chronik I 475 erzählt:

Herr Ludwig von Liechtenberg im Elsaß hat einen spiritum familiarem in einer Laden gehabt, den hat er bei seinen Lebzeiten einem Pfaffen zugestellt. Nach desselbigen Pfaffen Absterben hat ihn Herr Wilhalm von Rappolstain überkommen. Der hat viel Wunders damit getrieben, und so ihn was von seinem Frauenzimmer gewundert, hat er diesen spiritum deshalb befragt, und damit hat er sich gegen denselbigen nit fast holdselig gemacht. Nachdem die Familie von Liechtenberg ausgestorben, da hat Herr Schmasman von Rapolstain bemeldeten Herrn spiritum, den sie verschlossen gehabt, an sich gebracht und damit mancher Abenteuer sich unterstanden. Aber als er einstmals gebeichtet,

da ward er vom Priester dahin beredet, so daß er zusagte, sich dieses unchristlichen Wesens zu entschlagen und den bösen Geist zu verlassen. Deshalb entschloß er sich, den Geist in einen See, liegt bei . . . . in aller Höhe, wird genannt der . . . . See, zu versenken. Wie er nun in dieser Meinung im Kloster zu . . . . übernachtet und des andern Tags allein ohne alle Gesellschaft oder Gefährten auf den Berg zum See ging, da befahl er seinen Dienern und männiglich, daß sich bis zu seiner Wiederkunft niemand um ihn kümmern oder annehmen, viel weniger ihm nachfolgen sollte. Diesem Befehle kamen seine Diener nach. Aber es war ein junger Mönch im Kloster, der ließ sich von seinem Fürwitz überwinden und schlich ihm heimlich nach. Der ward unterwegs am Berg vom bösen Geist umgebracht. Wie nun Herr Schmasmann den Geist in der Höhe versenkt und am Umkehren war, findet er unterwegs den toten Mönch. Das sagt er im Kloster, sie sollten am Berg sehen, da würden sie ihrer Brüder einen finden, den der Geist umgebracht habe, und sollten ihn begraben.

Zimmerische Chronik I 47 f.

Wenn mit dem nicht genau bezeichneten Kloster St. Blasien gemeint wäre, wie es nötig wäre, wenn der Bericht sich auf den Feldsee bezieht, so ließe sich ein Aufenthalt des Herrn von Rapolstain im Schwarzwald wohl durch den Umstand erklären, daß seine Sohnsfrau eine Gräfin von Fürstenberg und überdies seinem abenteuerlichen Treiben feind war. (Ibid. I 476.)

Feldberg.

Der Name Feldberg, der auch sonst noch (häufig) vorkommt, hat zu etymologischen Künsteleien verschiedener Art Anlaß gegeben; schon der alte Gerbert von St. Blasien glaubte dagegen ein Wort sagen zu müssen. Die nüchterne Forschung unserer Tage bringt mit ihm das Wort Feld in Beziehung zu der kahlen Kammfläche des Berges. Frühzeitig schon geschieht seiner Erwähnung in Urkunden; er ist als weithin nach allen Richtungen sichtbare Erhebung Gemarkungsgrenze in alter wie neuer Zeit. Alp- und Breisgau schieden sich an diesem Punkte. Auch der düstere, an dem steilen Nordabhang eingebettete Feldsee war wie auch heute noch hälftig geteilt. Anno 1100 erhielt das Kloster St. Peter die Hälfte davon neben andern Gütern von einem Reginhard de Wilar als Schenkung. Südlich ragten an den Feldberg heran die Besitzungen des Albthalklosters St. Blasien, das in diesem Thal wie auch von der Expositur Todtnau aus im hinteren Wiesenthal die Flößerei begünstigte. Wallartige Erhebungen (Klusen genannt) zeigen noch heute in beiden Thälern von der alten

Art, wie die Schwarzwaldtannen zu Thal geförbet wurden. An den westlichen Hängen des großen Bergstockes wurde im Mittelalter ein schwunghafter Bergbau betrieben; zahlreiches urkundliches Material, ein Glasgemälde im Freiburger Münster, auf dem sich die Bergwerkszunft von Todtnau verewigt, häufige Namen wie Silberberg, Poche 2c., verfallene Stollen, sind die letzten Erinnerungen, die uns berichten von dem verschwundenen Erwerbszweig, der einst in Todtnau und in Oberried geblüht hatte. Auf der Gemarkung von Oberried lag auch die klösterliche Niederlassung der Wilhelmiten, die dem ganzen Thal den Namen gebend als Nachfolger der nur kurze Zeit hier lebenden Cistercienserinnen (1237—1244) von Güntersthal, aller Ungunst des Klimas und der wilden Einsamkeit lange Zeit getrotzt haben. — Die Höhen des Feldbergs haben auf ihren grasreichen Triften schon im frühen Mittelalter eine blühende Weidewirtschaft gesehen, woran die verschiedenen, jedenfalls alten Viehhütten erinnern. Ein Absolon zahlte (1365) 1 fl. Abgabe für die Weide auf dem Feldberg. Ohne Zweifel alten Ursprungs ist auch die feierliche Eröffnung der Sommerweide an Peter und Paul und der Lorenzenmarkt (10. August), welch beide Tage noch alljährlich viel Interessenten nach dem Feldberg führen.

Hat der Feldberg in der Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwaldes bis in's graue Altertum hinauf eine bedeutende Rolle gespielt, so hat ihm seine weite Entfernung von jenen Straßen, auf denen die politische Geschichte wandelt, so gut wie gar keinen Anteil an bedeutsamen öffentlichen Ereignissen zugewiesen. Nur die Kriegsläufe des 17. und 18. Jhh. scheinen auch bis hierher ihren Einfluß geltend gemacht zu haben. Eine kleine Verschanzung am Südhang des Herzogenhorns, Schweden- oder Franzosenschanze genannt, scheint der Überwachung der verschiedenen hier sich treffenden Paßübergänge (Wiesen-, Alb- und Höllenthal) gedient zu haben. In unsem Jahrhundert suchten 1848 Hecker und seine Freischärler von Todtnau aus eine Zuflucht auf den Feldberg.

Was heute den Feldberg so beliebt macht, das kannte die frühere Zeit wohl kaum. Erst beim feinsinnigen Abt Gerbert von St. Blasien finden wir eine interessante Würdigung der landschaftlichen Schönheiten dieses Berges. (Iter allemanicum 1773 p. 404. 405.) Rühmt er seinen Reichtum an Nutz- und Heilkräutern und an botanischen Merkwürdigkeiten; so blieb er auch für die Fernsicht nicht unempfänglich. „So schwierig auch der Aufstieg zum Gipfel ist, so erfreulich ist, namentlich bei klarem Wetter, die Aussicht nach allen Seiten, über die ganzen Schwarzwald- und die Hegauer Berge nicht nur, sondern auch auf die Höhen des Jura und der Vogesen, auf die Schweizer Alpen und die dazwischen liegenden Ebenen, in denen lachende Wiesen, üppige Weinberge, fruchtbare Äcker, weithin sich

schlängelnde Flüsse, Wälder, Städte und Dörfer und was sonst nicht alles noch? dem Auge sich darbieten von dem an und für sich ungastlichen und unbewohnbaren Berg." An einem schönen Sommermorgen bei Sonnenaufgang hatte Gerbert dies entzückende Bild geschaut, allerdings auch die Ungastlichkeit kennen gelernt, da er seine vom Frost fast erstarrten Finger wieder aufwärmen mußte an einem kleinen Feuerchen. J. S.



Todtnau.

Todtnau soll einst gänzlich ausgestorben gewesen sein. Da nun auf einmal alle daselbst seßhaften Menschen dahingestorben waren, soll der menschenleere Ort „todte Au" genannt worden und daraus der Name Todtnau entstanden sein. Vorher hätte der Ort Reichenau geheißen, von dem reichen Bergbau herrührend.

Nach Rombach S. 70 lassen sich von einem Auftreten der Pest, womit das Aussterben des Ortes in Verbindung gebracht werden könnte, keine Nachrichten aufweisen. Rombach, Todtnau S. 70.

Die Todtnauer und Schönauer waren ein herrliches, riches Volk, welches us grossem Richtumb und Güt, so sy

von dem Bergwerk gehebt, mit Silberkleinotern und anderm Überfluß ain semlichen Mutwillen getriben, daß sich das Glück des Bergwerkes von jnen gewent hat.

Zeitschr. f. Gesch. des Oberrheins N.F. I. Bd. S. 203 aus Abt Caspars lib. orig. 120.

Das Erliegen der Bergwerke zu Todtnau soll hauptsächlich dadurch bewirkt worden sein, daß plötzlich der Schacht mit Wasser angefüllt worden ist. Ein Mann aus Fahl, namens Herr, soll einst darin gearbeitet und einen Schuß abgefeuert haben, worauf augenblicklich Wasser hervorsprudelte; er soll eine Ader im Felsen getroffen haben, welche den Ausfluß des Wassers hervorbrachte, das dann den Schacht ausfüllte.

Rombach, Todtnau S. 55.

Gründung des Fahl.

Fahl heißt der hinterste Winkel des Wiesenthals, tief am Fuß des Feldbergs. Wegen des sonderbaren Namens werden die wenigen Bewohner des Ortes oft verhöhnt. Als unser Herrgott, so wird erzählt, die Erde schuf und in die einsame Gegend kam, da ließ er auch noch etwas Samen fallen. „Da fahl au no abi", sagte er gutmütig, und seither heißt der Ort der Fahl.

(Mündlich.)

Erdmännle vertrieben.

Das letzte Erdmännle und Erdweible, die in einer Höhle bei St. Wilhelm wohnten, kamen besonders gern zu einem Bauer im Wiesenthal und halfen ihm bei der Arbeit. Einst, als sie ausblieben, ging der Bauer zu ihrer Höhle und machte ein Feuer davor. Da kam das Erdmännle und entschuldigte sich, seine Frau sei krank, deshalb könne es nicht kommen und bat, daß er das Feuer löschen möge. Der Bauer aber hatte im Zorn das Feuer so groß gemacht, daß er 's nicht löschen konnte und so brennen lassen mußte. In der-

selben Nacht starb diesem Bauer all sein Vieh, und das letzte Erdmännle mit seinem Weible ließ sich nie wieder sehen.

E. Maier, Deutsche Sagen aus Schwaben I S. 66.

Die Maus.

1. An einer Gebirgsstelle bei Todtnau schürfte ein Bergmann längere Zeit vergebens nach Erz. Einst, als er von der Arbeit ausruhte, sah er aus einer Felsenspalte eine Maus schlüpfen. Sie lief zu dem Brot, welches er für sich mitzunehmen und nebenhin auf den Boden zu legen pflegte, und begann es anzufressen. Da schleuderte er seinen Fäustel nach ihr, traf aber die nahe Bergwand und warf ein großes Loch hinein. Aus diesem blinkte ihm ein mächtiges Lager gewachsenen Silbers entgegen, welches ihn auf einmal zum reichen Mann machte. Zum Dank gab er der Grube den Namen „Die Maus", unter welchem sie noch heute bekannt ist.

2. Durch langes, fruchtloses Schürfen an einer Bergstelle bei Todtnau war ein Bergmann um sein und seiner Frau ganzes Vermögen gekommen. Dennoch verlor er nicht Mut und Gottvertrauen und ging eines Morgens mit neuer Hoffnung in die Grube. Darin sah er ein weißes Mäuslein in eine Felsspalte schlüpfen, was er für einen Wink des Himmels hielt. Er erweiterte die Spalte und fand dahinter reichen Anbruch. Zum Dank nannte er das Bergwerk, welches viele Jahre lang von großer Ergiebigkeit war, gegenwärtig aber nicht mehr betrieben wird, „Die Maus".

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 31.

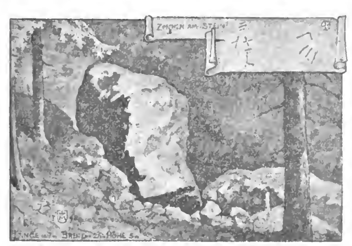
Die Grube Maus am Brandenberg bei Todtnau ist wohl die zuletzt eingegangene der Gruben um den Feldberg, denn sie war noch in den zwanziger Jahren in Betrieb. Es wurde hier silberhaltiger Bleiglanz, von Braunspat und schönem Flußspat begleitet, gebrochen.

Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie S. 94.

Alle Bergwerke, zumal wo nur Erz gegraben wird, haben ihren Grubengeist. Der Berggeist in seiner ursprünglichen Gestalt ist ein guter, hilfreicher Geist, er hält Ordnung und Zucht in der Grube aufrecht und bestraft deren Verletzung, duldet kein Fluchen

und Pfeiffen und ratet und rettet in der Gefahr; manch Bedürftigen und Fleißigen hat er schon plötzlich reich gemacht. — Zu seinen Lebzeiten war er Bergmeister mit Leib und Seele und bat auf dem Totenbette, Gott möge ihm statt der seligen Ruh im Himmel die Erlaubnis geben, bis auf den jüngsten Tag in Gruben und Schächten herum zu hantieren. Seine ächte Gestalt ist die eines Obersteigers, selten zeigt er sich auch in Tiergestalt: als Mäuschen, als Roß mit einem Auge auf der Stirn und als großer schwarzer Vogel ohne Kopf. Meist sind die Sagen vom Berggeist mit Zwergsagen vereinigt; als Zwerggeist ist er gutmütig oft und hilfreich, oft bösartig auch und ein todanzeigender Klopfgeist.

Vergl. Wrubel, Sammlung bergmännischer Sagen, Freiberg 1883, Einleitung.



Der Schatz-Stein im Walde beim Todtnauer Wasserfall.

Als die Franzosen im spanischen Erbfolgekrieg die Waldstädte zerstört hatten und durch das Wehrathal herauf durch den Hotzenwald zogen, kamen plötzlich beim Todtnauberger Wasserfall die Österreicher über sie, sodaß sie kaum noch Zeit fanden, ihre Kriegskasse zu bergen.

Um die Wende des vergangenen Jahrhunderts erhielt eine alte Todtnauer Familie, die in der Nähe des Schatzsteines

begütert war, einen Brief von einem französischen Offizier aus Nancy — er hatte einst sein Quartier in der Familie gehabt — worin er schrieb, am angegebenen Orte, so und so weit vom Wasserfall habe das Regiment bei der Überrumpelung durch die Österreicher viel Geld vergraben müssen.

Heute noch sucht man — besonders in der Fastenzeit — vergebens nach den Schätzen, und man erzählt über merkwürdige Vorkommnisse bei solchen nächtlichen Arbeiten. Die Runen am Stein, die von rätselhaftem Aussehen und offenbar sehr alt sind, nimmt das Volk als die Maße an, mittelst derer man — sobald man ihre Anwendung heraus hat — die genaue Lage des Schatzes leicht bestimmen kann.

Mündlicher Bericht durch J. A.

Man beachte die vielen Berichte über „sagenhafte Steine“ im Wiesenthal.

Stein als Rächer.

Etwa eine halbe Stunde unterhalb Todtmoos führt ein schmaler Pfad von der Wehrastraße wenige Schritte weit in's dichte Gestrüpp zu einem etwa mannshohen Steine, der von oben bis unten durch einen Spalt von einem halben Meter auseinandergerissen ist. Eine fromme Jungfrau, so erzählt die Sage, kehrte einst von ihrer Wallfahrt zur schmerzhaften Mutter in Todtmoos zurück und wurde auf dem Heimweg von einem Räuber angefallen. Das Mädchen floh durch diesen Felsenspalt; der ihr nachsetzende Bösewicht aber wurde in dem Spalt eingeklemmt und starb eines elenden Todes.

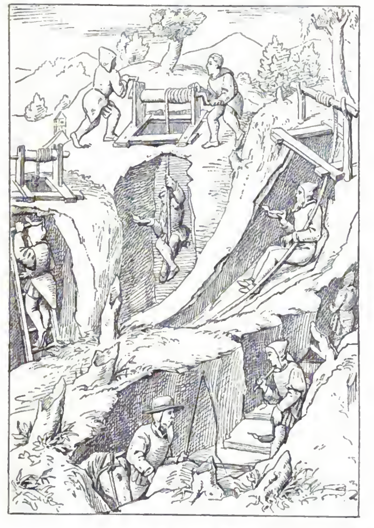
Der Stein trägt die Jahreszahl 1730.

Jakob Obenthal, Vom Wandern und Wallfahren in Alte und Neue Welt XXXIII. 1899 S. 282.

Mit Bangen unternehmen auch die Kinder von Schönau die erste Wallfahrt in's Todtmoos, denn auf ihrem Wege im Fuchswald befindet sich ein Fels, der sogenannte Klepfstein, der von einem Bären bewacht wird. Jeder, der zum ersten Mal in's Todtmoos pilgert, muß durch einen Biß in diesen Stein seine Würdigkeit erproben.

Mündlich durch B.

Aus Agricolas Buch vom Bergwerk 1557.



Die Einfahrt in die Grube. Schau-ins-Land XIII 63.

Ibach.

Die Gemeinde Ibach hielt in der guten alten Zeit eine gemeinsame Backmulde für die Hausfrauen des Ortes. Einstmals stellte sich bei den meisten zu gleicher Zeit heraus, daß der Brotvorrat zu Ende gieng. Da wollte jede den ersten Anspruch haben auf die Mulde, und es erhob sich ein Gezerr und Gezeter: I bach! I bach! So erhielt der Ort den Namen.

Zu Unteribach in der „neuen Zelle" bewahrte man einst das Haupt des hl. Cyrillus, das Rudolf von Habsburg zweimal nach Hauenstein bringen ließ, aber beide Mal stand es andern Tags wieder in der Kapelle. —

Das Ibacher Kreuz auf dem Hörnleberg, das im Oktober 1898 sehr beschädigt wurde, stammt aus dem Jahre 1777 und wurde von einem St. Blasianer Mönch in sieben Jahren erstellt. Nach dem Volksglauben sei ein Splitter vom Kreuz ein sicher Mittel gegen Zahnweh, beim Kreuze selbst aber ist viel Geld vergraben.

Auf der Kohlhütte, zwischen dem Ibacher Kreuz und Muttelslehen soll ein Kloster gestanden haben, dessen Insassen sich wider Gott versündigten, so daß sie und das Kloster vom Erdboden vertilgt werden mußten. Die Frösche, meint das Volk, die jedes Frühjahr in erklecklicher Anzahl dort erscheinen, seien Überbleibsel jener Mönche; das gehe daraus hervor, daß ein jeder, so man ihm das Leben nehmen wolle, wie ein Mensch flehend die Vordergliedmassen aufhalte. — Dann betet man für ihre armen Seelen.

Vergl. Alb-Bote 49. Jahrgg. (1899) Nr. 61 4. Blatt.

Der Glockenfelsen im Wehrathal.

Als Gersbach in alter Zeit vom katholischen zum protestantischen Glauben überging, da flogen die geweihten Glocken aus dem Kirchturm heraus und über Feld und Wald hinunter in das Wehrathal. Dort ist ein riesig hoher Felsen. Der öffnete sich und nahm die Glocken auf. Davon heißt der Felsen noch heute der Glockenfelsen, und wem es glücken

mag, der kann heute noch in dem Felsen drinnen die Glocken läuten hören.

Jeremias Krittler, im Schwarzwald-Kalender 1895 S. 52.

Die Menebauern in Gersbach.

Eine Gräfin von Hatz soll einst Gersbach und die umliegenden Waldungen besessen und etwa 20 Zinsbauern auf ihren Höfen gehabt haben. Durch der Gräfin Vermächtnis kam der Hof Gersbach und die zugehörigen Güter nebst 3247 Morgen Wald an diese 20 Zinsbauern. Sofort wurde die Erbschaft in sogenannte Menen*) zu je 90 Morgen eingeteilt. Die 25 Menebauern nahmen Taglöhner für den Bau ihres Gutes zu Hilfe, welche mit der Zeit teils selbst zu Reichtum und Ansehen gelangten, teils auch infolge ehelicher Verbindungen mit den Familien der Menebauern rechtliche Ansprüche an Menewald und Menefeld erwarben und geltend machten.

Mehr als 200 Jahre dauerte mit verschiedenen Unterbrechungen der Rechtsstreit. Im Jahre 1835 ließen sich die Menebauern bestimmen, 1387 Morgen Wald zu Gemeindewald abzutreten, um den Anteil an dem Menefeld aber währt der Prozeß noch bis auf den heutigen Tag.

Fecht, der südwestliche Schwarzwald II. Abt. S. 487.

*) Fecht leitet das Wort vom mhd mene = Fuhr- und Zugvieh ab, wovon menewec = Fahrweg kommt. Menwege kommen im Breisgau hie und da vor.

Der verschwundene Knecht.

Am Südabhange der hohen Möhr liegt zwischen den Weilern Sattelhof und Kehrigraben ein waldbedeckter Hügel, der heißt Burgwäldle, weil auf ihm einmal eine Ritterburg gestanden hat. Jetzt sind davon freilich nur noch kümmerliche Mauerreste vorhanden. In dem Burgwäldele sind noch unterirdische Gänge, und darin liegen große, verwunschene Schätze. Aber niemand kann mit Vorsatz und Gewalt hineindringen, und wem sich die Gelegenheit freiwillig bietet hineinzukommen, der muß es benützen; denn zum zweiten Male käme er bös weg. Das hat vor langer Zeit auch einmal ein Knecht vom Sattelhof erfahren. Der ging in der heiligen Christnacht an

dem Burgwäldele vorbei und erblickte plötzlich zur Seite des Weges in der Hügelwand einen höhlenartigen Gang, aus dessen Tiefe ein großer Geldhaufen herausleuchtete. Schon wollte sich der Knecht in den Gang stürzen, um den Schatz zu holen, da sah er über dem Eingang einen großen Mühlstein an einem dünnen Faden hängen. Auf dem Mühlstein aber stand ein häßlicher Zwerg und machte Miene, den Faden mit einer großen Scheere zu durchschneiden. Da ergriff den Knecht ein Schauder, und er rannte davon. Hintennach aber reute ihn die Sache, und in der nächsten Christnacht eilte er wieder zum Burgwäldele. Da zeigten sich der Gang, der Geldhaufen und der Mühlstein wieder. Aber der letztere kümmerte diesmal den Knecht nicht; er stürzte auf den Schatz zu, und kein Mensch hat den Burschen je wieder gesehen.

Jeremias Krittler im Schwarzwaldkalender 1895 S. 52.

Die Bäuerin und die Kröte.

Ein Bauer hatte eine Frau und eine Magd. Wenn die drei auf dem Feld arbeiteten, dann mußte gegen Mittag die Frau oder die Magd heimgehen und kochen und das Essen auf das Feld bringen; meistenteils aber ging die Frau. Und wenn sie heimging, dann war es wunderbar, wie schnell sie wieder mit dem Essen kam. Und das Essen war immer gut. Wenn aber die Magd kochen mußte, dann ging es immer viel länger, und das Essen war dann auch lange nicht so gut. Darüber brummte denn der Meister und sagte einmal: „Lueg au zue, wie d' Meischteri kochet un mach's au e so!“ Das ärgerte die Magd, die schon lange mißtrauisch auf die Kocherei der Bäuerin war. So paßte sie ihr denn heimlich auf. Da bemerkte sie, wie die Meisterin mit einer Schüssel in den Keller ging und schlich ihr leise nach. Im Keller aber sah sie, wie aus der dunkelsten Ecke eine ungeheure Kröte der Meisterin entgegenhüpfte. Dieser stellte die Frau die Schüssel hin und sagte: „Krot, sch . . . . mir Knöpfli!“ Und sofort

hatte sie eine ganze Schüssel voll der schönsten Knöpfle. Der Magd aber wurde ganz übel, und sie hätte in dem Hause keinen Bissen mehr genießen können. Erst sagte sie dem Bauer noch die Sache und ging dann am selben Tage noch aus dem Hause. Die Bäuerin aber hatte das letzte Mal für das Essen gesorgt.

Jeremias Krittler im Schwarzwaldkalender 1896 S. 67.

Vom Donnerstein.

Ein Hofbauer in einem Thal des südlichen Schwarzwaldes besaß einen Donnerstein, der mit Blitz und Donner herunterkommt. Wer einen solchen Stein hat, dem schlägt kein Donnerwetter in's Haus. Aber wenn das Wetter in der Nähe in ein Haus einschlägt, nimmt es den Donnerstein wieder mit fort. Der Stein des Hofbauern war ziemlich groß und von grauschwarzem Aussehen. Man konnte mit dem größten Hammer aus Leibeskräften draufschlagen, ohne daß er verfuhr; aber brenzelt hat er darnach wie Schwefel. Der Bauer besaß ihn lange, aber wie einmal der Blitz in ein Haus auf dem nahen Berg einschlug, war der Donnerstein verschwunden.

Jeremias Krittler im Schwarzwaldkalender 1896 S. 69.

Der Geisterspötter.

Drei starke Burschen gingen einmal nachts z'Liecht. Sie kamen an ein Brücklein, wo es nicht geheuer war, denn ein Geist ging an der Stelle um. Da rief der Bursche, der in der Mitte ging, höhnisch aus: „Gott verdammi, wenn ne Geist do isch, söll er ko!" — Aber dem erging es übel. Seine beiden Kameraden sahen, wie er aus ihrer Mitte weg in die Luft emporgerissen wurde, immer höher und höher. Eine Zeitlang hörten sie noch sein Heulen und Schreien; dann wurde es stiller. Den Zurückgebliebenen aber war es nicht mehr darum, z'Liecht zu gehen; sie liefen voll Schrecken eilends

heim. Den dritten aber fand man am andern Morgen weit von dem Orte weg, jammernd und klagend auf einem Steinhaufen liegen. Er hatte beide Beine gebrochen. Mit dem Leben kam er zwar davon, behielt aber kranke Beine bis an seinen Tod.

Jeremias Krittler im Schwarzwaldkalender 1896 S. 73.

Gottes Hilfe.

Es war einmal ein frommer Mann. Der machte eine Wallfahrt in das heilige Land. Unterwegs aber wurde er von einer Räuberbande gefangen. Die Räuber schleppten ihn in ihre Höhle, ketteten ihn dort an und gingen dann wieder fort; denn sie hatten noch andere Übelthaten im Sinne und wollten den Gefangenen erst später umbringen. Wie nun der arme Mann so allein in der Höhle gefangen lag, sah er plötzlich aus einer dunkeln Ecke eine mächtige Schlange hervorkriechen, und er hatte Angst, sie würde ihn beißen. Doch die Schlange kroch zu einem Wandbrette. Darauf stand eine große Schüssel voll Milch, die trank die Schlange ganz aus; aber sie spie die Milch gleich wieder in die Schüssel und kroch davon. Nicht lange, so kamen die Räuber wieder nach Hause und dachten daran, ihren Gefangenen umzubringen. Da sie aber erhitzt waren und großen Durst hatten, tranken sie alle von der Milch in der Schüssel. Die Schlange aber hatte die Milch vergiftet. So fielen die Räuber auf den Boden und starben unter schrecklichen Schmerzen. Und wie sie tot waren, da erschien in der Höhle ein altes, graues Männlein. Das machte den Gefangenen frei, gab ihm seine Habe wieder und führte ihn auf den rechten Weg. Dort verschwand es. So hatte der liebe Gott dem frommen Pilgersmann wunderbar geholfen.

Jeremias Krittler im Schwarzwaldkalender 1896 S. 78.

Ordenskomthurei Beuggen im oberen Rheinthal.



Schau-ins-Land XXI S. 29.

Schönenberg.

Vor Zeiten waren in Schönenberg mehrere ergiebige Silbergruben nebst einem Goldbergwerk, und Wohlstand herrschte in der ganzen Gegend. Da diese keine eigene Pfarrkirche hatte, stiftete zur Erbauung eine reiche Grubenbesitzerin

einen halben, oder wie andere sagen, einen ganzen Sester Silber. Hiemit konnte das Gotteshaus, ohne den Turm, aufgeführt werden, welches aber statt auf den Schönenberg, wo die Frau wohnte, nach Schönau*) kam, damit nicht die Thalbewohner ihre Toten auf die beschwerliche Höhe bringen müßten. In der Kirche erhielten die Schönenberger als die Hauptstifter gewisse Vorrechte; auch übernahm es die Gemeinde vor jedem Sonn- und Feiertag den Weg, das sogen. Silbergäßle, von der Wohnung der Bergfrau bis hinunter zum Gotteshaus sauber abzukehren.

Als es nachmals Krieg gab, verschütteten die Bergleute alle Gruben, nachdem sie ihr Arbeitszeug darin verborgen hatten, um sie vor dem kommenden Feinde zu sichern. Sie hofften, die Gruben später wieder zu öffnen; allein das Landsterben brach herein und ließ niemand übrig, der die Bergwerke wieder zu finden wußte. Damals war die Sterblichkeit so groß, daß von Wieden, Geschwänd, Utzenfeld und Präg nur noch drei Ehepaare in ihre Pfarrkirche zu Schönau kamen. Die Wiedener führten ganze Leiterwagen voll Toten auf den Schönauer Gottesacker. Einmal fiel ihnen unterwegs, bei der Königshütte, ein Leichnam vom Wagen, und davon heißt der Ort noch heute der Totenhügel.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 27.

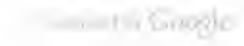
Vergl. auch Caspar, Abt von St. Blasien, in Mone's Quellens. III.

Alte Leute wissen mit großem Ernste zu berichten, daß Schönenberg auf einem See stehe, der im Innern des Berges vom Bache, der ab der hängenden Matte kommt, gespeist wird. Oberhalb Schönenberg verschwindet nämlich der Bach, um unterhalb davon als starke Quelle wieder herauszukommen. Die Öffnung des Sees sei durch eine Vorrichtung verschlossen, die nur an einem Faden hänge; ist der durchgefault, dann steigt der See heraus und reißt im Absturz Schönenberg in's Thal hinunter auf Schönau. —

Bei Kastel mußten früher die Schönauer, die nach dem 5 Stunden entfernten Tegernaw eingepfarrt waren, bei ihrem Kirchgang über einen See fahren, der jetzt verschwunden ist.

Nach mündl. Bericht durch B.

*) Diese Kirche ließ Abt Günther von St. Blasien auf das Drängen des Konstanzer Bischofs erbauen; sie ward in wenigen Jahren erstellt und im Jahre 1164 vom Bischof Ortlieb von Basel eingeweiht. Rombach, Todtnau 1856 S. 10.



Die Glocke Susanne zu Schönau i. W.

Für das Münster zu Basel und die Kirche zu Schönau, so geht die Sage, wurden die gleichen Glocken gegossen, die beide in herrlicher Weise erklangen. Da sollen die Basler einst einen Abgesandten des Papstes fortgejagt und bei seiner Wiederkunft in den Rhein gesprengt haben. Zur Strafe dafür wurde Basel von einem Erdbeben heimgesucht, das auch den Glockenturm erschütterte, so daß ein Teil mit samt der schönen Glocke, Lucia genannt, in den vorbeifließenden Rhein stürzte.

Da wollten die Basler die Schwester ihrer versunkenen Glocke sich aneignen, umsomehr, da man ihr herrlich Läuten zu Basel auf der Rheinbrücke vernehmen konnte. Sie zogen nun hinauf in den Schwarzwald und nahmen zu Schönau die Glocke weg, brachten sie aber nur bis zum roten Kreuz (heute Bierkeller des Ochsenwirts). Als da die Basler unverrichteter Sache abziehen mußten, hängten die Schönauer schnell ihre Glocke wieder auf, die den Herren aus der Großstadt noch das Geleite gab:

„Mi Schwester Luci
Lit zu Basel im Rhi;
Si wird nimme usecho
Bis Basel katholisch wird si."

Da sie vor Hagel und Sturm Felder und Wald behütet, soll sie die Inschrift tragen:

Susanne heiß i,
Die schwere Watter weiß i,
Zieh mi bi Zite an,
Daß i die schwere Watter verdriebe cha!

(Theol. B.)

Schönenbuchen.

Steigt man in der Wallfahrtskapelle bei Schönau eine kurze Steintreppe hinab, so kommt man in ein düsteres Kreuzgewölbe, das einen aus dem Boden herausschauenden Felsen einschließt, auf dem einst der hl. Petrus gekniet sein soll, wovon noch deutliche Eindrücke zu sehen sind.

Oben in der Kapelle zeigt ein großes, auf Tannenbretter gemaltes Wandbild eine Kriegsthat der Schönauer Thalbewohner; es wird erzählt:

Ein Teil von dem Heere des Herzogs von Armagnak, eines französischen Feldherrn, unternahm einen Streifzug über den Schwarzwald, in der Absicht, im Kloster St. Blasien reiche Beute zu machen. Dabei kam der Heereszug auch bis in den hintersten Teil des Wiesenthales. Die Soldaten, es waren Reiter, nannte man Armeniazi oder arme Jäcken, auch Walchen, Schnacken oder Schinder. Um das Vordringen und den Aufenthalt dieser unheimlichen und unwerten Gäste zu verhindern und sie zu vertreiben, verfertigten die Thalbewohner kleine, sternförmige, vierspitzige Wurfeisen derart, daß immer eine Spitze in die Höhe stand, man mochte sie werfen, wie man wollte. Diese streuten sie auf die schmalen und schlechten Wege hin, wo sie dann in die Hufe der Pferde eindrangen; die Pferde wurden scheu, und die Reiter, die nicht wußten, woher dieses kam, gingen erbittert auf einander los, mordeten sich wechselseitig und richteten ein so entsetzliches Blutbad an, daß das Wasser der Wiese vom Blute rot gefärbt wurde.

Eine andere Sage berichtet:

Im dreißigjährigen Kriege zog aus dem obern Wiesenthale ein Heer Schweden*) feindlich gegen Schönau heran. Als sie dessen Kirchturm erblickten, rief ihr Anführer:

Blaser, blas auf!
Pfeifer, pfeif auf! wir sehen das Schönauer Geißhaus.

Rascher rückten sie nun vorwärts. Aber auf den Bergen bei Schönenbuchen standen Engel, wie Schwarzwälder gekleidet, und warfen den Andringenden unbemerkt kleine vierspitzige Eisen in den Weg. Da diese aber in jeder Lage eine Spitze in die Höhe streckten, so drangen sie den darauf tretenden Pferden in die Hufe, wodurch dieselben scheu wurden und das

*) Unten im Gurgelwalde ist in einen Stein ein Kreuz eingemeiselt, unter diesem Stein soll ein in voller Rüstung befindlicher Schwede begraben liegen, woher der Stein „Schwedenstein“ genannt wird.
Mündlich durch B.

Heer in Verwirrung brachten. Die vorderen Truppen gaben den hintern, diese jenen die Schuld; so gerieten sie miteinander in's Handgemenge und rieben sich bis auf den letzten Mann auf. Von ihrem Blute rötete sich die Wiese bis nach Kleinhüningen. Schönau aber war gerettet, und zum Dank stifteten seine Bewohner eine Abbildung der Schlacht nach Schönenbuchen.

Rombach, Todtnau S. 78. ff. Vergl. auch Schaubinger, Geschichte der Pfarrei Schönau.

Wurfeisćhen findet man heute noch beim Umpflügen der Äcker, obiges Treffen dürfte 1444 nach der Schlacht bei St. Jakob stattgefunden haben.

Goldtinktur.

Vor sechzig Jahren, also etwa 1800, lebte in Käsern ein Mann, welcher die Goldtinktur aus Amerika mitgebracht hatte. Er arbeitete nichts, lag Tag und Nacht in den Wirtshäusern und spielte um Goldstücke, die sein gewöhnliches Geld waren. Wenn er solches bedurfte, kaufte er auf dem Werke zu Hausen Eisenstäbchen, verwandelte sie durch Bestreichen mit der Tinktur in Gold und ließ sich daraus in Basel Münzen schlagen. B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 22.

Fußstapfen im Felsen.

Hoch oben auf dem Pfaffenberg bei Wambach wurden einmal zwei Ochsen an einem Fruchtwagen scheu, sprangen vom Weg ab und schossen den steilen Abhang gegen das Wiesenthal hinunter. Ihr Herr, der vorn am Wagen war und mit fortgerissen wurde, gelobte eine Wallfahrt nach Maria Einsiedeln, wenn er und sein Vieh gerettet würde. Da blieb er mit seinem Fuhrwerk auf einem Felsen, weit unten am Berg, unverletzt stehen, indem seine Füße und die der Ochsen, ebenso der Peitschenstiel, auf welchen er sich zu stützen suchte, in den harten Stein wie in weiches Wachs sich drückten. In dem Felsen, welcher der Bettlerfelsen heißt, sind die Eindrücke noch heute vorhanden. B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 24.

Zigeuner.

Es mag hundert Jahre her sein, daß im obern Wiesenthal eine Sippschaft von fünf Zigeunern sich umhertrieb. Sie besuchten besonders die einsamen Höfe und ernährten sich mit Wahrsagen, Betteln und Stehlen. Dies letztere erleichterten sie sich dadurch, daß die einen mit einem Tonwerkzeug die Leute in die Stube lockten, und während sie ihren Marsch spielten, welcher lautete:

„Tummelt euch drin,
Tummelt euch draus!",

konnten die andern in Küche und Keller ungestört einpacken.

Eines Nachmittags begehrte ein Zigeunerweib von einer Bäuerin Milch, und als dieselbe antwortete, sie habe keine, sprach das Weib im Fortgehen: „So sollt ihr auch keine haben." Beim Melken am Abend erhielt die Bäuerin von ihren sämtlichen Kühen keinen Tropfen Milch. Wegen all dieses Unfugs ließ endlich die Obrigkeit die Zigeuner in Zell einsetzen und verurteilte sie zum Tode. Unter starker Bedeckung wurden sie aus dem Gefängnis geführt, um zum Hochgericht zu gehen; allein kaum hatten sie die bloße Erde betreten, so waren sie verschwunden. Durch eine weit verbreitete Streife fing man sie zwar wieder ein; aber als man sie hinrichten wollte, ging es gerade wie das vorige Mal. Hierdurch sicher gemacht, ließen die Zigeuner nach einiger Zeit sich wieder in der Gegend sehen, und da sie ihr früheres Unwesen fortsetzten, wurden sie von neuem festgenommen. Damit sie jedoch nicht auch diesmal der verdienten Strafe entgehen möchten, ließ man sie nicht mehr die bloße Erde betreten, sondern brachte sie über eine Brücke aus dem Gefängnis auf den Sünderkarren, und ebenso von diesem auf das Blutgerüst. Weil unter ihnen eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit war, ließ die Obrigkeit ausrufen: Wenn jemand das Mädchen heiraten wolle, so solle er vortreten und sie in Empfang nehmen; es würden ihr dann Leben und Freiheit geschenkt. Nicht ohne Hoffnung sah die Jungfrau

nach einem Retter sich um; aber aus Furcht vor ihrer Heidenkunst meldete sich keiner, und so ward sie mit den vier andern Zigeunern enthauptet. Die Wiese, auf welcher dies geschehen, wird davon noch heute die Heidenmatte genannt.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 18.

Die Zigeuner erschienen allgemein als im Bunde mit dem Teufel stehend. In Offenburg wurden zwei Zigeunerinnen als Hexen verbrannt. Freiburger Adreßkalender 1836. S. 42.

Brennende Männer.

Auf den Matten und Äckern des Wiesenthales erscheinen in manchen Nächten brennende Mannen, die bei ihren Lebzeiten durch Versetzung der Marksteine ihre Grundstücke betrügerisch vergrößert haben. Mit Blitzesschnelle fahren sie von einem Ort zum andern, springen den Leuten, die etwas tragen, darauf und lassen sich mit fortschleppen. Einem Bauer von Freiatzenbach, welcher mit einem Sacke Mehl aus der Zeller Mühle heimkehrte, setzte sich ein solches Gespenst auf den Sack und ließ sich, immer schwerer werdend, bis an dessen Hausthüre tragen. Als dieselbe auf des Bauers Klopfen von seiner Frau geöffnet worden, rief letztere aus: „Was Teufels hast denn Du auf dem Sacke?“ Da verließ das Gespenst den Bauer, welcher wohl gemerkt hatte, daß er außer dem Mehle noch einen brennenden Mann auf dem Rücken habe.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 21.

Fronfastenweiber.

In Zell hatte ein Adelsberger Mann für seine niedergekommene Frau ein Fäßlein guten Weins gekauft und wollte es in der Nacht heimtragen. Unterwegs sah er aus der Ferne einige Frauen herbeikommen, die er an ihren weißen Schleiern für Fronfastenweiber erkannte. Schnell verbarg er das Fäßlein in den Weggraben und sich selbst eine Strecke davon

hinter eine Staude. Als die Weiber zu dem Fäßlein kamen, lagerten sie sich um dasselbe, tranken lustig daraus und entfernten sich erst nach einer guten Weile. Betrübt ging nun der Mann zu dem Fäßlein, welches er halb ausgetrunken wähnte; allein beim Aufladen fand er es nur wenig leichter geworden. Zu Hause zapfte er lange Zeit daraus, und als es gar nicht leer werden wollte, schaute er endlich hinein; da war nichts mehr darin. Ohne das Hineinsehen wäre aber das Fäßlein niemals leer geworden.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 20.

Bei Zell soll ein Heidenschloß gestanden haben, das ein heidnischer Ritter mit seiner Tochter bewohnte, die viel für die armen Leute that und später Christin wurde.

Zaubermelkerei.

Ein Steinhauer aus Zell erzählte: „Ehe ich Meister war, schaffte ich eines Winters in einer Steingrube bei Rheinfelden. Neben mir arbeitete ein Geselle, der, wenn er Durst hatte, seinen Spitzhammer in den Gerüstbalken schlug, auf dem sein Arbeitsstein lag, sodann aus dem Stiele des Hammers Milch in seinen Filzhut molk und daraus nach Herzenslust trank. Als er mir auch einmal zu trinken anbot, dankte ich, weil ich nicht wisse, was das für Milch sei, und darauf erwiderte er: „Dies ist gewöhnliche Kuhmilch; der Bauer, welchem die Kuh gehört, weiß aber nicht, warum sie ihm so wenig Milch giebt, und noch weniger, daß er mich, einen Steinhauer, zum Melker hat."

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 19.

Reiter mit Geißfüßen.

Ein Mann aus Zell erzählte: „Als ich in einer Winternacht auf dem Heimwege in der Hausener Hammerschmiede eingesprochen hatte, hörte ich nach 11 Uhr einen Reiter herankommen, in dem ich einen Begleiter zu finden hoffte. Ich machte die Thüre auf und sah im Scheine des

Schmiedfeuers draußen einen Rappen vorbeischreiten, welcher seinen jenseits neben ihm gehenden Reiter fast ganz verdeckte. Nur so viel konnte ich wahrnehmen, daß derselbe Ziegenfüße habe. Neugierig folgte ich ihm bald und war, da er sehr langsam ritt, in kurzem nicht mehr weit von ihm. Plötzlich stürzte er mit seinem Pferde links in den Straßengraben. Erschrocken rief ich ihm zu, ob ich ihm helfen sollte, erhielt jedoch keine Antwort, und im Graben war alles grabesstill. Da machte ich mich weiter; aber bald hörte ich den Reiter mir nachspringen. Um ihn im Vorüberreiten zu betrachten, blieb ich stehen, allein da hielt auch er, bis ich wieder fortging. Ebenso machte er es, als ich bei der Ziegelhütte ihn erwartete. An der Zeller Kapelle stellte ich mich zum dritten Mal auf, um ihn beschauen zu können; aber sobald er in ihre Nähe kam, warf er schnell sein Pferd herum und jagte das Thal hinunter, daß die Funken stoben. Jetzt wußte ich, daß der Reiter ein böser Geist sei, welchen das Gotteshäuslein davonscheuchte."

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 17.

Das unbekannte Mädchen.

Bei einem Bauer in Holl diente ein unbekanntes Mädchen, das sehr fleißig und ordentlich war, aber durchaus nicht sagte, wie es heiße. Als einst der Mann, ein Joch tragend, vom Felde heimging, rief ihm die Stimme eines Unsichtbaren mehrmals nach: „Jochträger! sage der Gloria, der Kanzelmann sei gestorben." Erst beim Nachtessen erinnerte sich der Bauer wieder des Vorfalls und erzählte ihn dem Mädchen mit dem Beifügen, nun wisse er, daß sie Gloria heiße. Da sprang das Mädchen über Hals und Kopf davon und ließ sich nie wieder sehen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 26.



Schwarzer Mann will erlöst werden.

Als morgens am Charfreitag ein Damberger Bube unten an der verfallenen Burg bei Tegernau vorüberging, rief und winkte ihm von dort ein schwarzer Mann, hinauf zu kommen. Ohne Furcht ging der Knabe auf einem Weg, den er jetzt zum ersten Mal an dem steilen Schloßfelsen sah, hin zu dem Gespenste. Dieses sagte ihm, er könne es erlösen und den Schatz auf der Burg gewinnen, wenn er jetzt niederkniee und das nachbete, was es ihm vorbeten werde. Der Bube gehorchte; während er betete, kamen drei Häfen aus dem Boden, die beiden äußern ganz, der mittlere, worin Gold funkelte, zur Hälfte. Dreimal sprach der Knabe das Gebet, ohne je das letzte Wort nachsagen zu können; da krachte es fürchterlich, Mann und Häfen versanken, und der Bube lief erschrocken davon. Der Weg, worauf er hinauf und herunter gekommen, war nachher wieder verschwunden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 25.

Die gestörten Schatzgräber.

Ungefähr eine Viertelstunde nordwestlich von dem nach Wiesleth eingepfarrten kleinen Dorfe Enkenstein, drei Viertelstunden von Schopfheim, befinden sich auf einem Bergkopfe die noch wenigen Mauerreste einer Burg, welche den ehemaligen Herren von Enkenstein gehörte und von wo eine reiche Aus- und Fernsicht in das idyllische Wiesenthal und über die Vorberge des Schwarzwaldes hinweg auf die Vogesen und die gletscherblitzende Alpenkette der Schweiz zu genießen ist. —

Innerhalb der Burgmauern soll von einem der frühern Schloßbesitzer ein bedeutender Schatz vergraben worden sein, welcher unablässig von einem schwarzen zottigen Hund bewacht wird, den früher s. g. Fronfasten-Kinder auch gesehen haben wollen. Da es sonach innerhalb der Ruine und in deren Umgebung nicht geheuer sein mag, geht man zu gewissen Zeiten nicht gerne dorthin, obgleich der zu hebende Schatz manchen

dazu verlocken möchte, und wirklich soll im vorigen Jahrhundert einmal etlichen jungen rüstigen Burschen, die keinen Zweifel in ihre Herzhaftigkeit und das Gelingen setzten, die Lust angekommen sein, durch Hebung des Schatzes auf leichte Art reich zu werden. — Um wo möglich sicher das Wagstück zu bestehen und den Zweck erreichen zu können, verschafften sie sich nicht ohne langes Umherforschen ein durchaus schwarzes Böcklein als Sühnopfer, machten sich mit den nötigen Zauberformeln und Gebeten bekannt und hingen geweihte Heiligenbilder an die Brust. In einer Freitagsnacht zur Geisterstunde begannen sie, still und stumm, wie die schauerliche Natur um sie her, die Arbeit, und betrieben sie mit solcher Emsigkeit, daß ihnen der Schweiß von Stirn und Wangen floß. Doch die Sterne schienen nicht günstig zu leuchten. Schon hatten sie eine Stunde lang unausgesetzt gegraben und schon stießen sie auf eine dumpftönende Stelle, als es auf dem Kirchturm zu Wiesleth Ein Uhr schlug und eine Eule dicht ob ihren Köpfen kreischend hinweg flog. Plötzlich erbebte der Boden unter ihren Füßen und die tiefe Stille verwandelte sich in wilden Aufruhr; eiskalt lief es ihnen über den Rücken und wie von unsichtbarer Hand ergriffen, fühlten sie sich zu Boden geworfen. Als sie sich nach geraumer Weile aus ihrer Besinnungslosigkeit wieder erholten und eben der Mond in seinem letzten Viertel am tiefblauen Himmel aufging, sahen sie sich, statt auf dem Platze, wo sie zu graben angefangen, mitten in ein nahes, mit Brennesseln verwachsenes Dorngebüsch gelagert, und Gesicht, Hände und Füße auf's Empfindlichste verletzt. Beschämt und den Schatz in des Schloßbergs innerste Tiefe verwünschend, zogen sie heim und zeigten von nun an keine Lust mehr, durch Hebung von vergrabenen Schätzen reich zu werden.

J. A. Rueb.



Das Schloßfräulein von Rotenburg.

(Im Wiesenthal.)

Schau-ins-Land XIV S. 35.

Ihr Chnaben jung, ihr Chnaben alt,
I weiß e guete Schick;
Wenn ein' ne Butelli zahlt,
So hilf em zue sim Glück.
Doch nei, was feit mi Geld und Gunst,
I sag üch's lieber umesunst:
Der Schick isch in der Nächi,
Bi Wiesleth uf der Höchi.

Dört wo jetz Epheu, G'heid und Moos
Um alti Trümmer hangt,
Dört het sust 's Roteburger Schloß
Gar stolz und lustig prangt;
Drin wohnt e riche Edelma,
Der het e schöni Tochter gha,
Die het denn au vor Alle,
De Ritterchnabe gfalle.

Und menge stigt zuem Ritterhus,
Het Schweiß und Müeh nit gspart,
Doch unser Fräuli, s'isch e Grus,
Het alli gfoppt und gnarrt;
Drum isch, wie's goht, au no und no
Ein um der Ander nümmi cho,
En Einzige isch bliebe
Und het's no länger triebe.

Der Junker Waldeck, brav und guet,
Wirbt treu um ihre Herz,
Doch's Fräuli in sim Übermuet
Tribt numme G'spaß und Scherz;
Und wo n'er ernstlich frogt und säit:
„O Fräuli, gent mer guete Bscheid!"
So rüeft's: „vor siebe Johre
Isch alli Müeh verlore!"

In siebe Johre 'n uf der Tag,
Do will i Antwort geh,
Und sieder hilft kei Bitt' und Chlag,
Kei Süfzer und kei Weh.
O, säit der Junker, das isch z'viel,
So tribt me mit der Lieb' nit 's Spiel;
Und chunt's emol zum Reue,
So mög üch Gott verzeihe.

Und uf und furt, der Junker zieht
Mit Mann und Roß in's Feld —
Jez fallt's im Fräuli schwer uf's Gmüet,
Jez süehlt's es, was em fehlt;
Kei Junker rittet meh in's Thor,
Wo's goht und stoht, so ruscht's em vor:
Je lueg, vor siebe Johre
Isch alli Müeh verlore.

Und langsam rinne d'Stunden ab.
's goht Johr und Johr vorbei;
Der Rotenburger sinkt in's Grab,
Mi Fräuli sitzt alei.
Es sitzt im öde Ritterhus
Und denkt im chranke Herzen us,
Was 's Schicksal ihm wurd bschcere,
Wenn d' Johr gar ume wäre.

Un was vo Zins und Gülte fallt
Und Schmuck und Geld und Guet,
Das treit 's in tiefe Cheller-Ghalt,
Wo's still verborge rueht.
Denn sorglich deckt's e jedi Spur
Und stigt mit lisem Tritt uf d'Mur,
Und luegt vo hoche Zinne
Ins Thal mit trüebe Sinne.

No siebe Johr uf Tag und Stund
Luegt 's an vom hoche Schloß,
Wie ebe stolz dur d'Matte chunt
E ritterliche Troß.
„Was zieht dört her vo Langenau?"
„Der Waldeck mit si'r junge Frau — —"
So tönt's em grell in d'Ohre. —
„O weh, i bi verlore!"

Und sinkt und stirbt im tiefe Weh
Der Lib verfallt in Staub,
Mi Schlößli het kei Herrschaft meh,
Und würd der Zite Raub;
Doch schwebt no alli siebe Johr
Um's Gmür e Geist im wiße Flor,
Er winkt mit trüebe Mine
Und zeigt in d'Trümmer ine.

's isch's Fräuli's Geist, er hüetet no
Si Brutschatz tief im Grund,
Goht eine selle Winke no,
Er macht e guete Fund,
Er hilft im Geist zu seiner Rueh.
Und profitiert der Schatz derzue.
Ihr Chnabe, wend' ers woge!
I denk, i bruch nit z'froge.

Uehlin.

Ennikon.

Dieser Ort wird schon 1394 als zu Schopfheim gehörig, erwähnt. Dieser zu Wiechs gehörige Weiler soll noch vor 200 Jahren bestanden haben, und ist nach der Sage

versunken. Schon 1158 wird er nicht mehr unter den Filialen von Schopfheim genannt.

Ein Gewann von Wiechs trägt noch den Namen von Enningen.

Fecht, der südwestliche Schwarzwald II. Abt. S. 522.



Eingang zur Hasler Höhle.

Erdmännlein in der Hasler Höhle.

Die große Tropfsteinhöhle bei Hasel wurde vor Zeiten von Erdmännlein und Erdweiblein bewohnt und heißt davon Erdmännleinsloch oder Erdmannshöhle. Diese Leute waren sehr klein und hübsch und standen mit den Haslern in freundschaftlichem Verkehr. Den Bösen geben sie heilsame Ermahnungen, den Guten halfen sie bei den Haus- und Feldgeschäften, die dadurch auf's beste gediehen. Manchmal nahmen sie aber auch den Arbeitern auf dem Felde Brot und Kuchen weg und legten dafür Steine aus ihrer Höhle hin, welche ganz das Aussehen dieser Gebäcke hatten. Als einst in dem Thälchen gegen Wehr ein Erdmännlein von einigen Leuten

erhascht wurde, rief ihm ein anderes angelegentlich zu: „Sage nur nicht, wozu das Haberbrot und der kleine Kostets gut ist!“

Späterhin, da in Hasel große Sittenlosigkeit eingerissen, ließen die Erdleute sich nicht mehr sehen, außer in dem ersten (1851 dem zweiten) Haus von der Höhle her, dessen Bewohner allein der Tugend treu geblieben waren. In dasselbe kamen eines Winterabends zwei Erdmännlein und baten den Bauer um Essen, wofür sie ihm ihre Bergwerke zu zeigen versprachen. Nachdem sie Suppe bekommen, nahmen sie den Mann mit in die Höhle. Darin gelangten sie an ein fließendes Wasser, über das sie in einem Kahne setzten, und dann öffneten die Männlein den Eingang der Bergwerke. In diesen waren viel tausend Erdleute mit der Gewinnung und Bearbeitung von Gold und Silber beschäftigt. Als der Bauer alles betrachtet hatte, wurde er mit einem Goldstänglein beschänkt und bis vor die Höhle zurückgeführt. Von nun an kamen die Männlein jeden Abend in das Haus, um Suppe zu essen, worauf sie den Mann stets mit in die Höhle nahmen und ihm eine kleine Goldstange schenkten. Hierdurch ward er allmählich sehr reich, ohne daß jemand im Orte erriet, auf welche Weise. Weil die Erdleute alle so lange Kleider trugen, daß ihre Füße ganz davon bedeckt wurden, sie auch überhaupt diese aufs sorgfältigste verbargen, ließ sich der Bauer endlich durch die Neugierde verleiten, abends in seinen Hausgang gesiebte Asche zu streuen. In dieser zeigten sich dann, nachdem die Männlein darüber gegangen, deren Fußstapfen, die denen der Gänse ganz ähnlich waren. Als die Erdleute das Geschehene merkten, ließen sie sich nie wieder sehen, und wahrscheinlich haben sie die Gegend gänzlich verlassen. Gleich nachher fiel der Bauer in eine langwierige Krankheit, welche fortwährend zunahm; dabei büßte er immer mehr sein Vermögen ein und starb zuletzt im tiefsten Elende.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 22.

Erdmännle vertrieben. In der Tropfsteinhöhle bei Hasel hielten sich sonst Erdmännle auf und halfen bei jeder Arbeit, aber nur den frommen Leuten. Da wollte einmal ein neugieriger Mann wissen, was sie wohl für Füße hätten, denn die kriegte man nie zu

sehen, und streute deshalb Asche auf den Weg, den sie betreten mußten. Da fand er Gänsefüße darin abgedrückt. Seitdem sind aber die Erdmännle nie wieder in das Dorf gekommen.

E. Maier, Deutsche Sagen aus Schwaben I S. 66.

Die Erdmännlein wiegten den Säugling, wenn die Mutter im Walde dürre Reiser sammelte, in Schlummer, sie löschten den glimmenden Funken, ehe er des Armen Strohdach erfaßte und legten dem halbschlummernden Kranken labende Speise auf die Decke seines Bettes. Fecht, der südwestliche Schwarzwald II. Abt. S. 487.

Erdleute.

Als in der Höhle bei Hasel noch Erdleute wohnten, kamen sie nicht allein in dieses Dorf, sondern auch in andere Orte der Umgegend. Die Erdweiblein brachten den Leuten von ihren frisch gebackenen Kuchen, wiegten in Abwesenheit der Mutter die kleinen Kinder, fanden abends mit ihren Kindern sich in den Spinnstuben ein, blieben aber nie länger als bis zehn Uhr, weil sonst, wie sie sagten, ihr Herr sie zankte. Auch halfen sie und die Erdmännlein Hanf schleißen, das Vieh pflegen, welches dabei vorzüglich gedieh, die Frucht schneiden und in Garben binden. Hierbei sprang einmal einem der Männlein ein Knebel so heftig an den Kopf, daß es ein klägliches Geschrei erhob. Auf dieses liefen alle Erdleute aus der Nähe herbei und fragten, was geschehen sei; aber als sie es erfahren, gingen sie mit den Worten „Selber than, selber han" wieder auseinander. Bei Hausen hatten sie eine kleine Höhle, die das Erdmännleinsloch hieß, und in die dortige Hammerschmiede kamen oft nachts solche Männlein und arbeiteten wacker mit.

Ein anderes Erdmännlein pflegte bei Nacht in der Wehrer Mühle, wenn der Mühler schlief, für ihn zu mahlen. Weil es immer so schlecht gekleidet war, ließ er ihm heimlich einen neuen Anzug machen, legte ihn abends auf den Mühlstein und verbarg sich dann oben an eine Speicheröffnung, um das Männlein zu beobachten. Als dasselbe kam und die Kleider

sah, zog es sie sogleich an, ging darauf hinweg und betrat die Mühle niemals wieder.

Für ihre Dienstleistungen begehrten die Erdleute nur hie und da Obst oder reinlich bereiteten Kuchen. Wo sie hinkamen, brachten sie Glück und Segen; durch Fluchen aber wurden sie augenblicklich vertrieben.

In dem Thälchen zwischen Wehr und Hasel war ein Erdloch, worin ein Mann einen Dachs vermutete. Er ließ seinen Hund hinein und hielt einen offenen Sack hart an dasselbe. Nicht lange, so sprang etwas in den Sack, welchen der Mann sogleich zuband und, ihn auf den Rücken nehmend, davon ging. Plötzlich rief in der Nähe ein Erdmännlein: „Krachöhrle! wo bist Du?“ „Auf dem Buckel im Sack!“ antwortete aus diesem eine Stimme und belehrte so den Mann, daß er statt eines Dachses ein Erdmännlein gefangen habe, welches er dann ungesäumt in Freiheit setzte.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 16.



Ritter v. Bärenfels und die Erdmännlein.

Ein Ritter Rupprecht von Bärenfels verübte mancherle Unthaten gegen die in der Hasler Höhle wohnenden Erdmännlein, welche der Grausame mit seinen Fanghunden verfolgte. Als er nun seine Schwester Adelgunde zur verhaßten Ehe mit Brunno von Steinegg, dem Ritter einer nahen Burg, zwingen wollte, da entfloh sie mit ihrem Vetter Burkard; bald wurden sie verfolgt, aber das Erdmännlein verlieh ihnen Zuflucht in der Höhle, und ein herabrollendes Felsstück zerschmetterte die Verfolger Ruprecht und Bruno.

Schau-ins-Land 1878 V. Jahrg. S. 16.

Der Sengelebrunnen.

Südlich von Schopfheim, an der Straße nach Dossenbach, liegt das Sengelewäldele. Hierher geht zuweilen der Wanderer, um aus der oberhalb sprudelnden frischen Quelle, dem Sengelebrunnen zu trinken, deren Genuß nach der Volkssage dem Fremdling Schopfheim zur unvergessenen, stets teuren Heimat macht.

Fecht, der südwestl. Schwarzwald II. Abt. S. 517.

In Schopfheim soll ein unterirdischer Gang bis zur Kirche geführt haben. Eberlin, Schopfheim S. 14 vgl. Anm. S. 74.

Der See bei Eichen.

Auf einem Berg bei Eichen liegt das Becken eines Sees, welches bald ganz trocken und mit Feldfrüchten bebaut, bald mit Wasser gefüllt ist, das darin allenthalben hervorgequollen. Dieses brach einmal so schnell herein, daß ein Brautpaar, welches Hand in Hand in dem Becken ging, sich nicht mehr flüchten konnte und ertrank. Mit dem Bache in der Hasler Höhle und den Brunnen zu Tüllingen bei Lörrach

steht der See in Verbindung; letztere fließen nicht, sobald er vorhanden ist. Nach der Sibyllen Weissagung bricht er einst aus und reißt halb Eichen und den westlichen Teil Schopfheims mit der Kirche weg. Der Schlüssel der letzteren wird dann in Höllstein wiedergefunden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 52.

Eine alte Sage berichtet, daß von Eichen bis an den Rhein dichter Eichenwald gestanden sei. Ein Nonnenkloster in Schopfheim habe hier, mitten im Eichwald, vor allem weitern Anbau vier Klosterhöfe besessen, darunter den jetzt noch stehenden Freihof mit dem gotischen Türmchen, der später Herrensitz des adeligen Geschlechtes von Ulm wurde und jetzt Privateigentum ist.

Auch da, wo jetzt das Eichener Kirchlein steht, soll einst der riesige Eichwald gestanden sein. Ein Anwohner, namens Pankratius, sei beim Fällen eines Baumes von demselben erschlagen worden. Da habe die zahlreiche Nachkommenschaft und Verwandtschaft ihm zum Andenken in einen der benachbarten Riesenstämme eine Nische gehauen und in derselben das Bild des heiligen Pankratius aufgestellt. Aus der Baumnische mit dem wunderthätigen Heiligenbild ward mit der Zeit eine Kapelle, zu deren Wunderbild bis zur Zeit der Reformation zahlreiche Hilfesuchende wallfahrteten.

Wegen Baufälligkeit der alten Kapelle ward in unserm Jahrhundert das jetzige Eichener Kirchlein errichtet.

In der Nähe des Ortes liegt der bekannte Eichener See, der bald gefüllt, bald leer ist. Fecht erwähnt Seite 465 die Erzählung älterer Leute, wonach einst Häcksel, der in das abfließende Wasser des Sees geworfen wurde, in dem bei Dossenbach aus dem Berge hervorquellenden Bache wieder zum Vorschein kam. Offenbar steht der See mit unterirdischen Höhlen in Verbindung, denn die Brunnen zu Eichen, und der Bach zu Dossenbach nehmen mit dem Steigen und Fallen des Sees an Wassermenge zu und ab.

Fecht, der südwestliche Schwarzwald und das anstoßende Rheingebiet II. Abt. S. 468.





Johann Peter Hebel

der Allemanische Dichter

Die Irrlichter.

Es wandlen in der stille helle Nacht
Wohl Engel um, mit Sterneblueme b'chrönt,
Uf grüene Matte, bis der Tag verwacht,
Und do und dört e Betzitglocke tönt.

Sie spröche mitenander deis un das,
Sie machen öbbis mitenander us;
's sin gheimi Sache, niemes rotet, was?
Druf göhn sie wieder furt und richte's us.

Und stoht ke Stern am Himmel un ke Mon,
Und wemme nümme sieht, wo d'Nußbäum stöhn,

Mü'en selli Marcher usem Füür an d'Frohn,
Sie mü'n den Engle zünde, wo sie göhn.

Und jedem hangt e Bederthalben a,
Un wenn's em öd wird, lengt er ebe dri,
Un büßt e Stückli Schwefelschnitten a,
Und trinkt e Schlückli Treberbrentewi.

Druf puzt er d'Schnören amme Tschäubli ab,
Hui, flakeret'ts in lichte Flammen uf,
Und hui, goht's wieder d'Matten uf und ab,
Mit neue Chräfte, d'Matten ab und uf!

S'isch chummlicher so, wenn eim vorem Fuß
Un vor den Auge d'Togge selber rennt,
Aß wemme sie mit Hände trage muß,
Und öbbe gar no d'Finger dra verbrennt.

Un schritet spot e Mensch dur d'Nacht derher,
Un sieht vo witem scho die Kerli goh',
Un betet lisli: „Das walt Gott der Her" —
„Ach bleib bei uns —" im Wetter sin sie do.

Warum? Sobald der Engel bete hört,
So heimelet's en a, der möcht derzu.
Der füürig Marcher blieb' so lieber dört,
Und wenn er chunnt, so hebt er d'Ohre zu.

Und schritet öbsch e trunke Ma dur d'Nacht,
Er fluecht und sapermentet: „Chrüz und Stern!"
Und alli Zeichen, aß der Bode chracht,
Sell hörti wol der füürig Marcher gern.

Doch wird's em nit so gut. Der Engel seit:
„Furt, weidli furt! Do mag i nit dervo!"
Im Wetterleich, sen isch der wüt und breit
Kei Marcher me, und au kei Engel do.

Doch goht me still si Gang in Gottis G'leit,
Un denkt: „der chönnet bliben oder cho,
Ne jede weiß si Weg, und 's Thal isch breit."
Sell isch's vernünftigst, un sie lön ein go.

Doch wenn der Wunderwitz ein öbbe brennt,
Me lauft im Uhverstand den Engle no,
Sell isch ene wie Gift und Poperment,
Im Augenblick, se lön sie alles stoh.

Z'erst sage sie: „Denkwol es isch si Weg,
Er goht vorbei, mer wenn e wenig z'ruck!"
So sage sie, un wandle still es Weg:
Und sider nimmt der füürig Ma ne Schluck.

Doch folgt mer witers über Steg un Bort,
Wo nummen au der Engel goht un' stoht,
Se seit er z'letzt: „Was gilt's, i find' en Ort,
Du Lappi, wo di Weg nit dure goht?"

Der Marcher muss vora, mit stillem Tritt,
Der Engel hinterher, un lauft me no,

Se sinkt me in e Gülle, 's fehlt si nit;
Jez weisch di B'richt, un jez chasch wieder goh!

Nei, wart e wenig, 's chunnt e guti Lehr!
Vergiß mer's nit, schreib's lieber in e Buch.
Zum Erste sagi: Das walt Gott der Her!
Isch allewil no besser, aß e Fluch.

Der Fluch jagt d'Engel mittem Heil dervo;
Ne christli G'müet und 's Bete zieht sie a,
Und wemme meint, me seh ne Marcher cho,
's isch numme so d'Laterne vorne dra.

Zum Anderen, un wenn en Ehrema
Ne G'schäft für ihn ellei z'verrichte het,
Se loß en mache, was goht's di denn a?
Un los nit, wemme mit dem Nachber redt!

Un goht me der us Weg, se lauf nit no!
Ganz diner Wege furt in Gottis G'leit!
's isch Uhverstand, me merkts enanderno,
Und 's git en Unehr. — Sag, i heig der's gseit!

J. Peter Hebel.

Der wilde Jäger.

Auch im Wiesenthal haust der wilde Jäger Habsberg. Oft hört man ihn nachts, wie er seine bellenden Hunde hetzt, durch die Lüfte fahren. Einmal zog er, am hellen Tag, unsichtbar durch den Wald bei Hägelberg, rief einem Bauer zu, aus dem Wege zu fahren, und warf ihn, da derselbe nicht gleich gehorchte, vom Wagen hinunter.

(Siehe Mone's Anzeiger. 3. Jahrgang 1835.)

Ein Mann aus Maulburg im Wiesenthale hörte einst den wilden Jäger jagen, wie er beständig sein „huhu!" hören ließ. Da kam es dem Manne in den Sinn, den wilden Jäger nachzuäffen und auch „huhu!" zu schreien. Plötzlich aber warf dieser ihm einen Knochen zu und rief:

„Hasch mer helfe jage,
Muesch au helfe nage."

Seit der Zeit ist der Mann krank gewesen und endlich an der Auszehrung gestorben.

E. Maier, Deutsche Sagen aus Schwaben I S. 119.

Steinen.

Eine unverbürgte Ortsüberlieferung berichtet, vor 200 Jahren sei hier in der Thalsohle keine Straße gewesen, sondern nur fahrbare Wege hätten sich längs der Berge hin für leichtere Fuhrwerke gezogen. Um den Absatz der Erzeugnisse des Waldes, des Holzes und der Kohlen, möglich zu machen, sei am Fuße der linken Thalseite hin von Hausen bis gegen Basel ein schiffbarer Kanal gegraben worden, von dem sich noch jetzt Spuren bei Fahrnau und Maulburg vorfinden sollen. Ein zur Zeit Fecht's lebender Mann, namens Laib in Höllstein, erzählte, sein Großvater sei als Flößer auf diesem Kanal thätig gewesen.

Die Namen Steinen und Höllstein hat man in Zusammenhang mit zahlreichen, ehemaligen Sandsteinbrüchen der Nachbarschaft zu bringen gesucht, die nach einer Überlieferung im Jahre 1356 das Material zum Aufbau der durch ein Erdbeben zerstörten Stadt Basel größtenteils geliefert hätten. Höllstein soll Hol Stein bedeuten, weil hier die auf dem erwähnten Kanal versendeten Steine verladen wurden.

Im 14. Jahrhundert hieß Steinen „Stein am Steinenbach“
Fecht, der südwestliche Schwarzwald II. Abt. S. 334. 335.

Unterhalb Niederschwörstatt, im sogenannten Ried, sollen früher Überreste von Mauern gefunden worden sein. Hier soll einst eine große Stadt gestanden haben, welche von hier östlich bis Öflingen, nach andern Berichten westlich bis Herthen sich erstreckt haben soll. An der Stelle sollen nächtlich wandelnde Gespenster und weiße Frauen umgegangen sein.

Oberhalb der Straße gegen Oberschwörstatt steht eine 2′ dicke, 10′ breite und von dem Boden aus 9′ hohe Kalksteinplatte. Etwas über dem zweiten Dritteil der Höhe befindet sich ein länglich rundes, nicht sehr weites Loch. Dieser sogen. „Heidentempel“ soll nach der Volkssage aus zwei entsprechenden Seitenwänden und dem Deckel bestanden; beim Öffnen seien menschliche Gebeine darin gefunden worden. Der Deckel soll noch zur Zeit Fechts einem Schmied in Schwörstatt als Schleifstein gedient haben.
Fecht, der südwestl. Schwarzwald II. Abt. S. 210 f.

Bei diesem Dolmen soll es zu gewissen Zeiten nicht geheuer gewesen sein.
Schreiber, Taschenbuch für Geschichte und Altertum von Süddeutschland 1844 S. 261 ff.

Die Häfnet-Jungfrau.

In dem Schlößlein zu Steinen wohnten vor Zeiten die Zwingherren der Gegend. Die Tochter des einen war so hoffärtig, daß sie nicht auf der bloßen Erde in die Kirche gehen wollte und sich darum stets vom Schlößlein bis zum Kirchhof, ja über denselben bis zum Gotteshaus einen Dielenweg legen ließ, der mit Tuch oder Taffet belegt werden mußte. Als sie gestorben und beerdigt war, stand der Sarg in der nächsten Frühe außen an der Kirchhofmauer, und ebenso die zwei folgenden Morgen, nachdem er jedesmal wieder auf dem Gottesacker eingegraben worden war. Jetzt lud man den Sarg auf einen zweirädrigen Wagen, spannte an letztern zwei junge, schwarze Stiere, welche noch kein Joch getragen, und ließ sie laufen, wohin sie wollten. Stracks gingen sie auf den Häfnetbuck, wo sie im unwegsamen Wald an einer Quelle stehen blieben. Hier nun verscharrte man den Sarg, wo er auch im Boden blieb; das Fräulein aber geht daselbst um, und die Quelle heißt nach ihr der Jungfernbrunnen. Bei Sonnenaufgang wäscht und kämmt sie sich daran, aber auch Vorübergehende, die schmutzig und ungestrehlt waren, hat sie schon in dem Brunnen gewaltsam gereinigt und mit derben Strichen gekämmt. Beim Schlößlein zeigt sie sich ebenfalls und pflegt dort im Bach ihr Weißzeug zu waschen.

B. Baader, Volkssagen 1856 Nr. 15.

Hebel's Gedicht „Die Häfnet-Jungfrau" giebt die Sage mit einigen Erweiterungen wieder. H. Albrecht, der Verfasser von „Die Häfnetjungfer" berichtet uns von einem Männlein, das die Schloßherrin warnte, ihren Übermut zu weit zu treiben; dasselbe alte Männlein soll der Jungfrau dann auch den Platz auf dem Friedhof verwehrt haben: „Hast Du den Kirchhof nit möge, mag er Dich auch nit."

(Briefl. Mitteilung.)

Unke in Geld verwandeln.

Vor zehn Jahren fand ein Mann in Haagen, welcher sich einen Keller grub, im Boden eine Menge Unken. Er that sie in einen Korb und trug sie in den nahen Wassergraben. Hierauf zurückgekommen, entdeckte er, daß eine Unke,

die im Korbe hangen geblieben, sich in ein Goldstück verwandelt hatte. Sogleich eilte er an den Graben und suchte die Unken, fand aber weder sie noch Goldmünzen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 21.

Von der Burg Rötteln.

Auf der Burg Rötteln liegt viel Geld vergraben, bei dem ein Fräulein in weißem Kleid und Schleier umgeht. Am Tage sitzt sie öfters auf der Burgbrücke und spinnt, oder sie lustwandelt in der Umgebung des Schlosses. Von da hat



Burg Rötteln.

sie einmal Kindern vergebens gewinkt, zu ihr zu kommen. Beim Mondschein wurde schon ein Unsichtbarer gehört, der, wie unter einer Last keuchend, nach der Burg ging. In dieser erscheinen in manchen Nächten gespenstige Lichter, auch schwebt zuweilen aus dem nahen Wald eine einsame Flamme herbei

und fährt an der steilen Mauer hinauf und zu einem Erkerfenster hinein. Auf dem Burghof hat schon ein Mann eine mannsdicke, baumlange Schlange in der Sonne liegen sehen, und in früherer Zeit sind manchmal nachts feurige Drachen von dem Schloß nach der Chrischona Kapelle, oder von dieser nach dem Schloß geflogen. Daselbst befindet sich ein Kegelspiel, welches derjenige, der es fortnimmt, nicht behalten kann, sondern wieder herbringen muß. Was man in den Felsenkeller thut, wird in der Nacht von unbekannter Gewalt herausgeworfen. Von der Burg geht ein unterirdischer Gang, unter dem Wiesenfluß hinweg, in das Brombacher Schlößlein; er ist aber gegenwärtig größtentheils verschüttet.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 14.

Als im dreißigjährigen Krieg die Schweden, unter denen sich auch Deutsche befanden, wieder aus der Gegend zogen, soll ein Georg Friedrich Heidenreich zurückgeblieben sein, der die Tochter des Scharfrichters Günter, Anna Maria, geheiratet habe, worauf ihm die Stelle eines Scharfrichtes übertragen worden sei.

Eine Inschrift an der Kirche zu Rötteln, die besagt, daß 1658 Anna Maria Günterin, Ehefrau des ehrsamen Georg Adolf Heidenreich, Scharfrichter im Alter von 46 Jahren 4 Monaten gestorben sei

Wagner, Schloßruine Rötteln S. 22.

Das Dorf Eichsel auf dem Dinkelberge,
Amt Schopfheim; dessen Name und Ursprung.

Aus längstvergangener Zeit wird berichtet, daß einst drei christliche Jungfrauen, Kunigundis, Mechtundis und Wibrandis mit Namen, aus einem Schiffe, das den Rhein hinabfuhr, bei dem Dorfe Wyhlen an das Land gestiegen und über den Rührberg auf den Dinkelberg bis zu einem Hofe gekommen seien gelegen in Rapperswyl, welches ein Zinken der Gemeinde Adelhausen ist, eine Viertelstunde von Eichsel entfernt. Auf dem Wege dahin ließen sich die Jungfrauen

ermüdet von der Anstrengung der Reise einige Zeit zur Ruhe nieder. An der Ruhestätte entsprang eine Quelle, an deren Wasser sie sich erquickten und fließt dieselbe bis auf den heutigen Tag unter dem Namen „Mägdebrunnen“ zwischen Eichsel und Adelhausen. In Rapperswyl fanden die Jungfrauen gastfreundliche Aufnahme und starben dort eines frommen, erbaulichen Todes. Ihrem Wunsche gemäß, den sie vor ihrem Hinscheiden kund gaben, wurden die Leichname auf einen Wagen gelegt, dem zwei Rinder vorgespannt waren, die noch nie das Joch getragen. Die Tiere eilten vorwärts und brachten ihre Last an den Ort, wo jetzt die Pfarrkirche von Eichsel*) steht. Unterwegs konnten sie nicht weiter wegen eines tiefen Grabens oder Abgrundes, der sich vor ihnen aufthat. Da beugte sich eine gewaltige Eiche von selbst und bildete so eine Brücke, über welche das Gefährte seinen Weg fortsetzen konnte. Dieser Baum wurde alsdann gefällt und auf das Grab der einen Jungfrau, Wibrandis, gelegt, die gebeten hatte, man möge sie nicht zu den zwei andern bestatten, da sie nur deren Magd gewesen sei. Das Holz dieser Eiche gab dann einen Duft von sich wie Veilchen, gleichsam zum Lohne der Demut. Von diesem Eichbaum habe dann das um die Gräber entstandene Dorf seinen Namen „Eichsel“ erhalten.

Als in späterer Zeit einmal ein Herzog von Österreich befahl, die Gräber zu öffnen, da wurde eine Stimme gehört, die rief: „Deckt zu, deckt zu, es ist noch zu früh!“, und als dann wirklich anfangs des sechszehnten Jahrhunderts die Gebeine ausgegraben wurden, entsprang in einem Grabe eine Quelle klaren Wassers, die jetzt noch fließt ähnlich dem obengenannten Mägdebrunnen.

Es knüpfen an die Gräber sich dann noch weitere Sagen: Gehetztes Wild, namentlich Rehe und Hirsche, haben da oft Zuflucht gesucht und gefunden und habe man an dem Geweihe der letzteren oft Lichter erblickt. In der Nähe des Mägde-

*) Der Name Eichsel wird, wie Eichen, von einem früheren, den Berg bedeckenden Eichwald abgeleitet, noch steht als äußeres Gedenkzeichen eine alte Eiche im Dorfe.
Fecht, der südwestl. Schwarzwald 1859 II Abt. S. 468.

brunnens habe es ehemals viele giftige Würmer gegeben, so daß niemand dort habe wohnen können. Seit aber die Jungfrauen dahin gekommen, seien die Würmer in Steine verwandelt worden, wie denn heute noch alldort Würmern ähnliche Steine zu finden seien. — Nächtlicherweile seien drei Lichtlein zu der benachbarten Crischona gewandelt, wo gleichfalls eine christliche Jungfrau war, die gleich den Dreien in Eichsel auf einer andern Höhe des Dinkelberges ihre Bestattung erhalten hatte und seien dann zu viert wieder zurückgekehrt nach Eichsel. —

Als man die Kirche in Eichsel vom Abhange des Berges auf die Höhe verlegen wollte, wurde das Bauholz morgens immer wieder an der alten Stätte bei den Gräbern der Jungfrauen gefunden. Br., Pfr., E.

Die heilige Ursula, so erzählt die Legende, eine Tochter des britannischen Königs Diodatus, machte im dritten Jahrhundert unserer Zeitrechnung mit 11000 Jungfrauen eine fromme Pilgerfahrt nach Rom. Rheinaufwärts in kleinen Schiffen fahrend, landete der Pilgerzug in Basel, wo damals Pantalus Bischof war, bei der Treppe der St. Martinskirche und rastete dort etliche Tage. Hierauf wurde die Wallfahrt nach Rom vollendet, der Papst Cyriakus begleitete die Rückkehrenden, aber in Cöln wurde die fromme Schar von den Hunnen überfallen und getötet, die heilige Ursula selbst ward mit einem Pfeil durch die Brust geschossen.

Schon unterwegs aber sollen drei der Jungfrauen, Kunigunde, Mechtildis und Wibrandis in der Gegend von Eichsel geblieben und hier gestorben und hierauf zu Eichsel begraben worden sein.

Fecht, der südwestl. Schwarzwald II. Abt. S. 467.

Diese drei Jungfrauen sollen in Rappersweier, dem untern Teile von Adelhausen, gewohnt haben, und noch heißt angeblich nach ihnen ein Brunnen in der Nähe der Mägdebrunnen. In Eichsel wird noch alljährlich ihr Fest, als das der Schutzheiligen der dortigen Kirche, gefeiert. Ebendas. S. 459.

Die Gebeine der drei Jungfrauen sind im Jahre 1504 durch den Kardinal Raymundus feierlich erhoben worden. Man nennt sie Kunigunde, Mechtgunde und Wibrande; das sind Walkürennamen.

Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch, II. Band S. 308.

Crischona auf dem Dinkelberge.

Auf einem Ausläufer des Höhenzuges, Dinkelberg genannt, im Amtsbezirke Lörrach, aber zum Kanton Basel gehörig, 520 Meter hoch liegt eine alte Kirche, weithin bekannt unter dem Namen Crischona als protestantische Missionsanstalt. Über die Entstehung und den Namen dieser Kirche berichtet die Sage:

In der Gesellschaft der drei Jungfrauen Kunigundis, Mechtundis und Wibrandis, deren Ruhestätte sich in Eichsel befindet, war eine vierte mit Namen Crischona oder Christiana. Dieselbe starb, nachdem sie mit den drei vorgenannten zwischen Wyhlen den beiden Orten Wyhlen und Grenzach an das Land gestiegen war, am Ufer des Rheines und nennt man bis auf den heutigen Tag dort ein Feldstück, das etwas erhöht über seine Umgebung hervorragt, das Bett der hl. Christiana, weil dies die Stätte ihres Todes gewesen sei. Es entstand nun ein Streit zwischen den Bewohnern von Wyhlen*) und Grenzach, wem der Leichnam gehören solle, bis ein alter Mann, um dem Zwist ein Ende zu machen, den Rat gab, man möge die Leiche auf ein Fuhrwerk legen und davor zwei Rinder spannen, die noch nicht im Joch gegangen: wohin diese aus eigenem Antriebe gingen und wo sie stille ständen, da sollte die Ruhestätte der Hingeschiedenen sein. Die Thiere lenkten ihre Schritte aber nach keinem der beiden genannten Orte, sondern wanderten dem nahegelegenen Berge zu, welcher sich vor ihnen öffnete und so bis zur Spitze einen gangbaren Thalweg bot, der jetzt noch Christianenweg heißt, wo dann der Leichnam bestattet und über dem Grabe in der Folgezeit eine Kirche erbaut wurde, die bis heute den Namen der Jungfrau führt, Christiana oder Crischona.

Br., Pfr. E.

S. Christiana ist eine Kapelle auf des Berges höchstem Grat gelegen. Vor Abstellung des Papsttums ist geglaubt worden, es sei diese hl. Jungfrau eine von den 11000 Mägden, St. Ursula Gespiel-

*) Das Dorf soll uralt sein, und nach einer Ortssage hätten zuerst die beiden Geschlechter Baumann und Thomas hier gewohnt.

Fecht, der südwestl. Schwarzwald II. Abt. S. 444.

schaft, durch ein sonderlich Wunderzeichen allda begraben worden. Denn als sie in ihrer Wiederfahrt von Rom zu Basel verstorben, habe man ihre Leiche nit von der Stelle bringen mögen, bis zwei junge Stiere, so zuvor nie eingewöhnet gewesen, davorgespannt worden. Da habe es Gott gefügt, daß dieselben die Leiche an diesen Ort, welches ihr zur Begräbnis bestimmt, gezogen, und ihnen bei solchem Werk alle Bäume und Felsen haben weichen müssen.

Hotz, Wurstisen Basler Chronik S. 50.

Ein Haupt von dieser Mägdezahl ist bei S. Martin zu Basel gezeigt worden; so wird auch noch das Haus, darin St. Ursula zu Herberg gelegen, und St. Martins Stegen, da sie hinauf gegangen, gezeigt.

Ebendaselbst S. 66.

Drei heilige Schwestern.

Ein Raubritter auf der Burg Mönchenstein, nach andern Pfirt oder Pfeffingen, hatte drei schöne Töchter, welche Crischona, Ottilia und Margaretha hießen. Um dieselben freiten drei Brüder von Reichenstein, die in der Nachbarschaft ihren Sitz hatten. Da der Ritter mit ihnen in Fehde lag, so wies er ihre Bewerbung zurück und ließ seine Töchter, weil sie ihre Freier liebten, einkerkern und in Ketten legen. Den Reichensteinern aber paßte er mit seinen Reisigen in einem Hinterhalt auf und nahm alle drei gefangen. Als er bald darauf hörte, daß seine Töchter sich im Kerker durch Gesang tröfteten, wurde er so aufgebracht, daß er die drei Ritter auf den Burghof schleppen und vor den Augen ihrer Geliebten enthaupten ließ. Kaum war diese Schandthat ruchbar geworden, so zogen die Freunde der Gemordeten mit ihren Mannen vor Mönchenstein und erstürmten und zerstörten es. Den Fräulein thaten sie nichts zu Leide, ja sie wollten für deren Glück in der Welt alle Sorge tragen; aber dieselben beschlossen, Gott allein ihr Leben zu weihen. Dazu erbauten sie sich am Ausgang des Wiesenthals in das Rheinthal auf drei unbewohnten Berggipfeln drei Kirchlein mit Klausen, deren jedes eine starke Stunde von den beiden andern entfernt war. Hier lebten sie in großer Heiligkeit und gaben sich zu den verschiedenen Tageszeiten mit ihren Glöcklein das Zeichen zum Gebete; auch winkten sie sich mit großen, weißen Tüchern, redeten mit einander durch lange Sprachrohre und sagten sich abends durch ausgestellte Lichter gute Nacht. Alles dies setzten nach Margarethas Tod Chrischona und Ottilia fort, bis auch diese von hinnen schied. Gott ergeben ertrug Chrischona ihre Verlassenheit und folgte endlich ihren Schwestern in das

Himmelreich. Jede dieser Heiligen liegt in ihrem Kirchlein begraben, von denen das eine noch jetzt St. Chrischona, das zweite St. Margaretha, und das dritte nebst dem dazu gehörenden Dorfe, nach Ottilias Namen, Tüllingen heißt. In allen müssen, zum Andenken an die Jungfrauen große Sprachrohre gehalten werden.

Nach anderer Überlieferung waren die drei Schwestern Töchter eines heidnischen Fürsten, der, weil sie Christinnen geworden, sie vom Hause verbannte. Sie siedelten sich dann an den erwähnten Stellen an und lebten so heilig, daß Gott ihnen verlieh, einander zu verstehen, wenn sie von ihren Klausen aus mit gewöhnlicher Stimme sich unterredeten.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 20.

Hüningen.

Im Anfang der Regierung Heinrichs I. (918—936) zogen die Ungarn durch Schwaben und nach einer vergeblichen Belagerung von Konstanz in das Rheinthal, wo sie alles mit Mord und Brand verwüsteten. Auch Säckingen soll bei diesem Anlaß mit fast allen seinen Einwohnern der Verwüstung erlegen sein. Auf beiden Ufern des Rheines schwärmte der schreckliche Feind. Da stellte sich ein Graf oder Edler aus dem Frickthal, namens Herminger, mit sechs wackeren Söhnen an die Spitze schnell gesammelter Scharen. Anfangs mußte er sich vor der Übermacht hinter Rheinfelden zurückziehen, dann aber stürzte er sich im Dunkel der Nacht auf den schlaf- und weintrunkenen Feind, während auf den Bergen ringsum Flammenzeichen leuchteten, und was dem Schwerte entging, fand sein Grab in den rauschenden Fluten des Rheines.

Jetzt zimmerte sich der Hunne Fähren aus den Tannen des Schwarzwaldes, setzte bei Hüningen über den Rhein und lagerte sich drüben auf der Stätte, wo jetzt noch, nach der Sage, Großhüningen des Volkes Namen tragen soll.

Kleinere Horden des wilden Volkes durchzogen das diesseitige Rheinufer, sogar das Münsterthal bei Staufen mit St. Trudperts Zelle war Zeuge ihrer Verwüstungen. Noch im Jahre 937, vier Jahre nach der Schlacht bei Merseburg, ward bei Basel ein Treffen gegen sie geliefert. Erst nach der Schlacht auf dem Lechfeld, 955, hörten ihre Einfälle völlig auf.

Fecht, der südwestl. Schwarzwald I. Abt. S. 65.

Wie der Teufel in einen Mann kommt.

Auf dem Dinkelberg ward aus einer Besessenen der böse Geist getrieben, wobei er um die Erlaubnis bat, in einen Grashalm zu fahren. Nachdem er sie vom Priester erhalten hatte, sprach er: „So, nun wohne ich in vierzehn Tagen wieder in einem Menschen.“ „Wie so?“ fragte der Geistliche, und darauf antwortete der Teufel: „Der Grashalm, in welchen ich fahre, wird einer Kuh zu fressen gegeben; dadurch komme ich in sie und mit ihrer ungeseiten Milch in einen Mann, der von derselben aus dem Melkkübel trinkt.“ Wirklich war in vierzehn Tagen ein Mann, welcher in einer andern Gegend wohnte, vom bösen Geiste besessen.

J. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 12.

Die wunderbare Harfe.

Am Rhein wohnte ein Ritter, der hatte zwei Töchter; die ältere, schwarz, wie der Erdboden der Heimat, die jüngere schneeig, wie die Schlehblüte am Hag und rotwangig, wie die saftigen Kirschen am Berghang. Einst gingen die Schwestern an den Rhein und wuschen sich; als die jüngere ihre Schwester so eifrig bei der Arbeit sah, bemerkte sie in jugendlicher Spottsucht: „Was schwarz ist, bleibt schwarz, Du magst reiben, wie Du willst.“ Voll Wut und Neid stieß da die ältere ihre Schwester in den Rhein und ließ sie trotz aller Versprechungen elendiglich ertrinken; bald gelang es ihr dann auch, den Bräutigam ihrer getöteten Schwester an sich zu fesseln; die Hochzeit ward bereits angesetzt.

Ein zauberkundiger Harfenspieler hatte inzwischen am Rhein der Jungfrau Leiche gefunden und aus ihrem Körper eine wundersame Harfe hergestellt. Als er damit nach der Burg kam, um der jungen Braut zur Hochzeit aufzuspielen, da schlug das Instrument beim ersten Klang die Braut in Bann, beim zweiten fiel ihr das seidene Gewand ab und beim dritten lag sie tot im Brautstuhl. —

Die Sage ist in Simrock, Rheinsagen, poetisch verarbeitet.

Das Totenwegle.

In Egringen heißt heute noch ein Fußpfad das „Totenwegle", weil man zur Zeit einer Pest die vielen Leichen auf diesem abgelegenen Weg zum Friedhof gebracht habe.

Nach dem Kirchenbuch starben vom September bis Ende Dezember 1634 in Egringen und Maugenhardt 126 Personen, obwohl die Bevölkerung durch die Flucht mancher Einwohner gelichtet war.
Mehrer, Chronik von Kandern, S. 208.

Scherben werden zu Goldstücken.

Ein Holzhauer von Egerten, welcher unweit der versunkenen Stadt Nebenau*) im Wald arbeitete, sah am Mittag ein Mädchen mit einem Korbe auf dem Kopfe herbeikommen. In der Meinung, es sei eine Bekannte, die ihren in der Nähe beschäftigten Leuten das Essen bringe, rief er ihr mit Namen, und sogleich ließ sie den Korb fallen und lief von dannen. Voll Verwunderung ging er zu dem Korbe, fand aber nichts als zerbrochenes Porzellangeschirr. Von diesem steckte er für seine Kinder viele Stücklein ein, die, als er sie zu Hause herauszog, lauter Goldmünzen waren. Sogleich eilte er in den Wald, um die übrigen Scherben zu holen, allein dieselben waren nicht mehr vorhanden. B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 25.

*) Egerten soll einst eine große Stadt gewesen sein. Die Sage entstand wohl deshalb, weil Egerten auch in neuerer Sprache einen angebauten, dann brach gelassenen Platz bedeutet. Bei Blansingen, zwischen diesem Ort und Kaltherberg, geht ebenso die Sage von einer alten Stadt. Auch bei Grenzach soll eine Stadt, Landau mit Namen, untergegangen sein.

Das Dorf Wollbach soll früher mehr in der Richtung nach Egisholz und Hammerstein sich ausgedehnt haben, aber wegen Wassermangel an dem jetzigen Ort verlegt worden sein.
Fecht, der südwestliche Schwarzwald II. Abt. S. 302 u. 317. 440. 442.

Der Isteiner Klotz.

Unweit Basel liegt der Klotz von Istein als ein Vorsprung des Schwarzwaldgebirgs dicht am Rhein, in dessen grüne

Fluten das Gestein steil abfällt. Die Felswand trägt mehrere Höhlen, und die Volksüberlieferung, nach der hier oben Einsiedler gehaust haben sollen, dürfte wohl begründet sein. Die Kapelle „St. Veit" und die Trümmer eines alten „Ritterschlosses" auf der Spitze des Felsballs, sowie „Der Friedhof" von Istein sind hier die Orte, über welche die Sage ihr düsteres Gewebe gesponnen:

St. Veit.

Ritter Veit v. Istein — so sagt die Stimme aus der Vorzeit — war einer der tüchtigsten Jäger und Reiter des ganzen Oberrheines. Er ritt zur Freite und verlobte sich mit dem Fräulein v. Sponeck, das seinen Werbungen auf Dauer nicht hatte widerstehen können. — Der Brautstand der jungen Leute zog sich durch verschiedene Ereignisse in die Länge; da sie sich aber nicht entfernt wohnten, sich fast täglich sehen konnten, verlebten sie glückliche, beneidenswerte Tage. Indeß begann man schon von der bevorstehenden Hochzeit zu reden, als die Nachricht von einem großen Turnier, welches der Graf von Thierstein auf seinem Schlosse Angerstein an der Birs ausgeschrieben hatte, die ganze junge Ritterschaft des Oberrheins in Bewegung setzte. Die Hoffnung, einen der herrlichen Turnier-Preise zu gewinnen und mit diesem geschmückt am Vermählungstage auftreten zu können, war für Ritter Veit gar zu lockend. Er sagte daher der Braut für kurze Zeit Lebewohl und zog mit seinen Knappen nach der Birs, wo diese aus den Felsen des Münsterthales hervorbricht in die milden Auen des Rheinlandes. Die Tapferkeit und die Waffengewandtheit Veit's hatten hier Gelegenheit, sich vor allem Volke dergestalt zu zeigen, daß er den ersten Dank davon trug, welcher ihm durch die junge Gräfin v. Thierstein gespendet wurde. — Die Freude des Sieges, die Spenderin der Siegesgabe, das Bankett, welches mit dem Turnier verbunden ward und mehrere Tage nach demselben fortdauerte, übten auf den jungen Ritter einen mächtigen Zauber. Das sanfte, anspruchlose Fräulein von Sponeck trat immer mehr

in den Hintergrund, dafür füllte die glänzende Gräfin Bertha v. Thierstein die ganze Seele des Ritters, fesselte ihn so, daß er außer ihr kein Heil mehr kannte. Der Graf von Thierstein schien mit Freuden zu bemerken, daß die Tochter sich zu dem tapfern Isteiner hingezogen fühlte, schien gern zu sehen, daß jeder Festauftritt die jungen Leute näher brachte, verlängerte diese Festauftritte geflissentlich und legte dem Ritter jedesmal neue Hindernisse in den Weg, wenn sein Mund von der Abreise sprach, zu der er sich im Herzen doch so ungern anschicken mochte. — Bald war denn auch eine ordentliche Bewerbung vorgegangen, die Liebesleute umarmten sich als Brautleute mit der Bewilligung des Grafen, der des jungen Ritters Verhältnis zu dem Fräulein v. Sponeck nicht kannte.

Wußte man auf Thierstein wenig von dem alten Verhältnis Veit's, so trugen dagegen geschäftige Zungen um so rascher nach Sponeck die Kunde von der neuen Brautschaft des Ritters. Anfangs hatte Jutta diesen Gerüchten nicht glauben wollen; als sie sich aber stets wiederholten, stets beunruhigender klangen, verfehlten sie nicht, Kopf und Herz der Jungfrau in Glut zu setzen, und sie beschloß, der Wahrheit des Gerüchts nachzuforschen. In jenen Zeiten, wo noch die kindliche Frömmigkeit, der kindliche Glaube, der jetzt kaum in der Hütte gefunden wird, in der Burg des Ritters, im Schlosse des Königs herrschte, fiel es dem Mädchen nicht schwer, sich, ohne Aufsehen zu erregen, aus dem elterlichen Hause zu entfernen und allein zur Spähe zu ziehen. Sie rüstete sich als Pilgerin, täuschte alle Fragenden dadurch, daß sie eine Wallfahrt nach Mariastein bei Reinach vorschützte, nach einer als gnadenreich bekannten Bergkapelle, die in der Gegend stand, wo ihr treuloser Bräutigam sich derzeit aufhalten sollte. Sie kam nach kurzer Fahrt glücklich im Dorfe Aesch an, unweit der Burg des Thiersteiners und hörte dort zu ihrem Schrecken die Bestätigung all dessen, was das Gerücht ihr schon daheim berichtet hatte. Aber immer noch wollte sie es nicht für wahr halten, wollte sie das Vertrauen zu den Schwüren ihres Bräutigams nicht ganz aufgeben. Von Zweifel und

Angst getrieben schritt sie am Flusse entlang zur Burg und begegnete zufällig den Liebesleuten auf der Brücke. Diese hatten die Außenwelt um sich so gänzlich vergessen, daß sie die Pilgerin gar nicht beachteten und ihr Kosen angesichts ihrer nicht einstellten. Die arme Jutta erkannte auf den ersten Blick die Tiefe ihres Elends und stieß sich in dem Drange der Verzweiflung unter lautem Schmerzensrufe einen Dolch in die Brust, den sie wohl nur ihrer Sicherheit halber verborgen mit sich geführt hatte. Ihr Schrei, ihr Fall, zog die beiden Lustwandelnden herbei, sie aber wollte den Ritter oder die Nebenbuhlerin nicht mehr schauen, nicht mehr hören: sie stürzte sich mit verwirrtem Blicke über das Brückengeländer hinab in die reißende Birs.

Beit hatte die ältere Braut gleich in der stürzenden Pilgerin erkannt, er sah nun, auf das Brückengeländer zueilend, noch einmal deren Oberleib aus der schäumenden Flut auftauchen, sah deren drohende Stirne, sah die Wellen umher vom Blute gerötet. Von diesem Augenblick an war ihm, als ob er der Mörder gewesen, als ob er den Dolch gegen den liebenden Busen gezückt hätte. Ohne an die von dem grausigen Auftritt ohnmächtig gewordene Gräfin v. Thierstein zu denken, trieb es ihn fort durch das Dorf Aesch; Knappen und Rosse ließ er in der Herberge und streifte, wie vom wilden Jäger gehetzt, durch das Birsthal zum Rheine nieder. Erst vor Basel gelang es ihm, seine Gedanken einigermaßen zu sammeln. Nachdem er bei sich Rates gepflogen, dünkte ihm das Beste, jetzt nicht wieder nach dem Schlosse zurück zu gehen, das er in so auffallender Weise verlassen hatte, auch nicht in dem seltsamen Aufzuge nach Basel, sondern alsbald nach seiner heimatlichen Burg zu ziehen, die ihm nun nicht mehr fern lag. Nachdem er sich zur Rast zwingen wollte und es nicht vermochte, streifte er auf Umwegen durch Hain und Wald unbemerkt um die Stadt Basel, und gelangte gegen Abend nach der Fähre von Hüningen. Der Schiffer setzte ihn alsbald über den Fluß. Als der Kahn die Mitte des Stromes erreicht hatte und der Ritter gedankenvoll in die Flut hinab stierte, tauchte

plötzlich eine weibliche Leiche vor seinen Blicken aus den Wellen empor. Es war Jutta's drohendes Antlitz, war der Busen mit der Todeswunde. Der Schiffer sah die Erscheinung ebenfalls, sah den Ritter auf den Grund des Kahnes zusammen sinken, als ob er sich vor dem Anblick erretten wollte und ruderte herzhafter, um dem Schrecknisse zu entkommen. Als der Kahn an das jenseitige Ufer stieß, verschwand der Ritter alsbald, ohne Fährlohn zu zahlen; und ohne es zu fordern, ruderte der zitternde Schiffer wieder zurück, froh, des unheimlichen Gefährten ledig zu sein. Veit eilte stromabwärts nach seiner Burg. Wie er aber unten ankam, sich vom Ufer zum Felsenstege wenden wollte, der ihn in's Schloß führte, sah er die tote Braut zum dritten Male aus den Wellen auftauchen, sah sie an den Felsen festgehalten. Dies überwältigte die Kräfte seines Geistes. Sinnlos eilte er zur Burg, brachte die Dienerschaft, die ihn nicht erwartet hatte, durch den Ausruf: daß seine Braut einziehen wolle, in Unruhe und Aufruhr. Dann eilte er eben so rasch wieder den steilen Bergpfad hinunter. Seine erschrockenen Diener, welche in der Eile Fackeln ergriffen hatten, folgten ihm, vermochten ihn aber nicht mehr zu erreichen. Sie sahen, wie er sich zum Strome hinab bückte, einen weißen Gegenstand, einer menschlichen Gestalt ähnlich, der Flut enthob, mit dieser beladen auf den Felsenvorsprung rannte und in die Strudel sich hinein warf. Auf den Schreckensruf der Diener eilten die Fischer des benachbarten Dörfchens herbei. Nach langen Suchen fanden sie die beiden Leichen, die sich umschlungen hielten, dicht am Ufer unter einem Felsenzacken.

Beide Leichen wurden als solche der Selbstmörder unten am Ufer eingescharrt, nicht auf dem Friedhofe feierlich beerdigt. Sicherlich ward aber Beiden in der Stille nachgetrauert. Was den Schuldigsten, den Ritter betrifft, so war damals einer seiner näheren Anverwandten Bischof in Basel; dieser Bischof, Lüthold geheißen, baute an der verhängnisvollen Stelle ein Frauenkloster und segnete den umfriedeten Ruheplatz der Selbstmörder ein. Der Ruheplatz der Unglücklichen ist aber

später noch öfter zum Begräbnis gebraucht worden, ja er dient noch bis auf den heutigen Tag zur Grabstätte aller Leichen, welche durch die Flut des Rheines hier ausgeworfen werden. Da das Strombett so beschaffen ist, daß alle, die oberhalb verunglücken, hier anlanden, so kann diese eigentümliche Beschaffenheit wohl der Anlaß zu der Volkssage sein; doch ist die Erbauung des Klosters durch den Basler Bischof keineswegs aus der Luft gegriffen, sondern geschichtlich verbrieft.

Aus Schreibers Volkssagen.

Vergl. zu obigem:

Scheffel, Hugideo. Ein Klausner auf dem Isteiner Klotze ist auch die Hauptgestalt dieser Scheffel'schen Dichtung. Es war in der Zeit, als die Römer sich am Rheine aufhielten, da hatte der Juthunge „Hugideo" die Priesterin „Benigna Serena" kennen und lieben gelernt. Dies Geschick trennte sie und Hugideo verbrachte seine Tage in der abgelegenen Klause am Rheine mit der Anfertigung einer Marmorbüste der Geliebten. Oftmals des Abends stieg er den gefährlichen Felssteig nieder, um die Leichen zu bergen, die der Rhein von den Schlachtgefilden um Augusta Rauracorum mitgebracht hatte. Da, um die Zeit, wo die Alemannen die Stadt verbrannt und die römische Besatzung nieder gemacht hatten, bog, leise von den Wellen gewiegt, die Gestalt einer schönen Jungfrau in die einsame Bucht mit durchbohrter Brust ein. Hugideo erkannte seine Geliebte, und stieß auch sich den Dolch in die Brust, um doch im Tod mit ihr vereint zu sein.

Die verfolgten Reiter.

Eine mündliche Volksüberlieferung erzählt, es sei im Jahre 1796 eine Abteilung versprengter französischer Reiter von Kleinkems her auf dem beschwerlichen Bergpfade, der eine halbe Viertelstunde von dem Dorfe Istein an dem Felsen aufwärts führt, an den schmalen Steg gekommen. Dieser liegt in einer Höhe von zehn Metern hoch über dem Rheinstrom, der den Fuß des Felsens unterwühlt. Hinter den Reitern der verfolgende Feind, vor ihnen über den schauerlichen Abgrund, das schmale Brett — entschlossen sie sich, abzusteigen den Pferden die Augen zu verbinden. So kamen sie, jeder sein Roß am Zügel hinter sich herführend, glücklich über die lebensgefährliche Brücke.

Fecht, der südwestl. Schwarzwald II. Abt. S. 345.

Kleinkems soll früher, als der Rhein noch weiter westlich floß, mit dem gegenüberliegenden Großkems eine Stadt und Gemeinde gewesen sein. — Wo jetzt die Felsenmühle steht, verbarg sich einst eine Jungfrau vor den Franzosen und wurde von der hl. Jungfrau mit Speise versehen. Ebenda S. 366 u. J. Schneider Oberland.

Der Geist des Marschall.

Auf dem Schlosse der Herren zu Bamlach, einem Pfarrdorfe am Rhein unweit Müllheim, hauste vor Zeiten der gewaltige Marschall, gefürchtet und gehaßt von seinen Unterthanen. Alle Ortseinwohner mußten ihm Frondienste thun, wie und wann es seinem Übermute gutdünkte. — Einmal hatten die Frauen im Schlosse eine Wäsche, wobei die meisten Weiber des Dorfes fronweise mitthun mußten. Nach vollbrachter Arbeit wurde die Leinwand auf einer Wiese, nächst dem Dörflein, zum Trocknen ausgebreitet. Da begab es sich später, daß ein Stück Wäsche vermißt wurde, worüber der Burgherr so aufgebracht ward, daß er einem armen Mann, der viele Kinder hatte, einen Acker wegnehmen ließ, bloß weil das Grundstück an jene Wiese angrenzte. Durch solche und ähnliche Gewaltthaten vergrößerte er sein Gut immer mehr, und wenn auch das Flehen und der Jammer der Armen zum Himmel stieg, so wollte die Strafe immer noch nicht kommen, denn der Böse sollte den Ritter noch mehr in seine Gewalt bekommen. Nachdem endlich das Maß seiner Sünden voll war, bekam der Kaiser Kunde von diesen Ungerechtigkeiten und ließ den Marschall zur Verantwortung und Strafe nach Wien fordern. Der Geladene erschien, ohne im mindesten Reue über das Geschehene an den Tag zu legen. Der Kaiser und sein Gericht sprachen das Urteil, daß er zur Strafe seiner Vergehungen die „Jungfrau küssen"*) und noch drei Tage zur Reue und Buße haben solle. Nachdem der Ritter hingerichtet war, sandte der Kaiser zum Zeichen der vollzogenen Strafe den Bamlachern des Marschalls Hut mit dem Befehl, daß den Beraubten ihr früheres Eigentum wieder zurückerstattet werden solle. Ehe aber das Wahrzeichen noch an Ort und

*) Vergl. Bad. Sagenbuch I. Seite 56.

Stelle ankam, war der ruhelose Geist des Verurteilten schon da, und rumorte auf dem Schlosse und den Gütern, wo oft in finstern Nächten Vorübergehende beunruhigt und in die Irre geführt werden. Und noch bis auf den heutigen Tag geht man den Bamlacher Weg nach dem Schlosse nicht gerne um Mitternacht, ohne vorher sein Memento gemacht zu haben.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 86.

Gespenstische Ohrfeigen.

Es war im Jahre 1813, erzählt der alte Lehrer von Bellingen, als ich gegen Abend einen Spaziergang nach Schliengen machen wollte. Wie ich nun zu dem alten Bannkreuzlein komme, fährt eben ein beladener Waidling den Rhein aufwärts. Als ich so in Gedanken dastehe und dem Schifflein zuschaue, bekomm' ich plötzlich von hinten ein paar so tüchtige Ohrfeigen, daß ich niederstürze — hör' und seh' aber niemand. Dieses Schlagen soll schon mehreren begegnet sein, ohne daß man weiß, wie und woher. Einige behaupten, es komme von einem Edeln des Dorfes her, der geisterweise gehen müsse, weil er teuflich gelebt habe und immer noch nicht erlöst sei und deshalb in heiligen Zeiten seinen Spuck treibe.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 41.

Grenzstein versetzt.

Im Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Kandern ein Mann, welcher trotz seines Reichtums so habsüchtig war, daß er sein Feld auf ungerechte Weise zu vergrößern beschloß. Zu dem Ende begab er sich mitten in der Nacht auf seinen Acker und fing an, dessen Grenzstein auszugraben. Bei diesem stand ein weißes Hündchen, das es nicht leiden wollte und in einem fort gegen den Mann bellte. Er bekümmerte sich aber nicht darum, sondern schaffte den Stein heraus und setzte ihn eine Strecke weit in des Nachbars Feld hinein. Nach

einigen Tagen ging er abermals um Mitternacht zu dem Grenzstein, wo er einen grauen Hund antraf, dessen Gebell ihn wieder nicht hinderte, den Stein auszugraben und noch weiter in den benachbarten Acker zu setzen. Auch hierdurch noch nicht zufriedengestellt, wollte er in einer dritten Nacht den Stein nochmals verrücken, aber diesmal stand ein großer schwarzer Hund dort, der heftig gegen ihn bellte und, da er sich ebenfalls hierdurch nicht abschrecken ließ, ihn zu tausend Stücken zerriß. Als Gespenst mußte nun der Mann um Mitternacht auf dem Platze gehen, wobei er den schweren Grenzstein keuchend umhertrug und rief:

„Wo leg ich ihn hin,
Mir zum Gewinn?"

Viele Jahre war er so umgewandelt, als einst ein Betrunkener des Weges kam und in seiner Lustigkeit auf des Geistes Ruf antwortete: „Ei, lege ihn hin, wo Du ihn hergenommen hast!" Da setzte das Gespenst den Stein auf dessen ursprünglichen Platz und hatte seine Erlösung gefunden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 33.

Das Gespenst an der Kanderer Straße.

's git G'spenster, sell isch us und isch vorbei!
Gang nummen in der Nacht vo Chander hei,
Und bring e Ruusch! De trissch e Plätzli a,
Und dört verirrsch; i setz e Büeßli dra!

Vor Ziten isch nit wit vo sellem Platz
E Hüsli gsi, e Frau, e Chind, e Chatz
Hen g'othmet drinn. Der Ma het vorem Zelt
Si Lebe g'lo im Heltelinger Feld.

Und wo sie g'hört: „Di Ma lit unterm Sand!"
Se het me gmeint, sie stoß de Kopf an d'Wand.
Doch holt sie d'Pappe no vom Füür und blost,
Und git's im Chind und seit: „Du bisch mi Trost!"

Und 's wär's au gsi. Doch schlicht emol mi Chind
Zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,

Und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
Und sieht no just, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
Vo Chander her an's Chind und überrennt's,
Und bis sie'm helfe will, se isch's scho hi,
Und rüehrt sie nit — e flösche Bueb isch's gsi.

Jez rüstet sie 'ne Grab im tiefe Wald,
Und deckt ihr Chind und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt sie nieder, hüetet's Grab und wacht,
Und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört und hüetet's Chind;
Und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
Goht d'Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
Se sieht's der Geist si'm Gang vo witem an;
Und süehrten abwärts, seig er wer er sey,
Er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
Er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?"
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
Se meint er, 's chrei e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar und über Steg und Bruck,
Se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
Und wenn er meint, er seig jez bald dehei,
Se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
Se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
Passieren ihres Wegs. — Verstöhntder mi? J. P. Hebel.

Heiligkeit des Sonnabends.

Wenn früher die Bergleute Samstag abends in den Gruben der Kanderner Gegend arbeiteten, so kam stets das dortige Bergmännlein und verjagte sie.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 24.

In Erzbergwerken vieler Gegenden wird am Vorabend von Sonn- und hohen Feiertagen nicht gearbeitet.

Sitzenkirch.

Werner, Freiherr von Kaltenbach hatte am Orte des heutigen Sitzenkirch ein Frauenkloster gegründet; seine Gemahlin Itha baute es aus und führte mit ihrer Tochter Himmeltrud das beschauliche Leben darin ein. Unter dem siebenten Abte von St. Blasien stellten sich die Nonnen unter den Schirm dieses Stiftes. Werner versorgte das Kloster mit hinlänglichen Einkünften und übergab den frommen Damen die Schenkungsurkunde mit den Worten: „Da habt ihr euern Sitz in Kilch!" — Daher der alte Namen „Sitzinchilcha," jetzt Sitzinkirch oder Sitzenkirch.

(Siehe Pfarrer Schneiber's Badisches Oberland).

Als die drei jungen Ritter von Kaltenbach in's Kloster gingen, fragte sie ihre Schwester, was sie nun machen sollte. „Sitz in d'Kirch und bete!" erhielt sie von ihnen zur Antwort. Daraufhin stiftete das Fräulein im benachbarten Thale ein Frauenkloster und nahm darin den Schleier. Wegen der Rede ihrer Brüder gab sie dem Gotteshaus den Namen Sitzenkirch, der auch auf das später dort entstandene Dorf übergegangen ist.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 26.

Die Sausenburg.

Die Burg, gewöhnlich das Sausenharder Schloß genannt, liegt auf einem waldigen Berge und ist nicht mehr bewohnbar. Von ihr haben unterirdische Gänge nach Bürgeln und den Klöstern zu Sitzenkirch und in die Neuenburg sich gezogen. Bei Nacht schweben in ihr blaue Lichter umher, und da, wo sie erlöschen, liegen Schätze begraben. Auch eine weiße Jungfrau mit einem Bund Schlüssel spuckt daselbst, welche schön singt und an dem Brünnlein unterhalb des Schlosses sich zu waschen und zu kämmen pflegt. Manchmal geht sie nach der Neuenburg und von da nach Bürgeln. Bei dem Burggärtlein begegnete sie eines Tages einem Manne aus Sitzenkirch und sagte ihm, seine Haare seien nicht gekämmt, er solle heimgehen und dieselben strehlen, was er auch

eilig that. — Einem andern Mann, der nachts zwischen elf und zwölf unterm Schloß vorbeifuhr, rief sie drei Mal: „Komm herauf!“ und da er ihr nicht folgte, jammerte sie, daß erst in hundert Jahren ein Kind geboren werde, welches wieder sie erlösen könne.

Als sie einst in der Frühe von einem Kanderner Jungen, welcher bei der Burg Vieh hütete, Brot begehrte, erhielt sie von ihm zur Antwort, er habe keines. Hätte er „Helf Dir Gott“ zu ihr gesagt, so hätte er ihre Erlösung bewirkt.

Am Morgen des Charfreitags kam sie auf dem Schlosse zu einem Burschen aus Vogelbach und bot ihm eine große Schachtel dar mit den Worten: „Nimm sie hin, dann machst Du mich und Dich glücklich!“ Ohne die Schachtel zu nehmen, ergriff der Bursche die Flucht, worauf er die Jungfrau klagen hörte, daß sie nun noch lange, lange leiden müsse.

Ein anderes Mal sahen Vorübergehende, daß die weiße Jungfrau die Schachtel aus einem Burgfenster heraushielt; aber als sie hingingen, verschwanden Jungfrau und Schachtel. Andern Vorbeigehenden sind von ihr kleinere Schachteln voll Geld zugeworfen worden. Buben, welche ihr den Weg verunreinigten, hat sie ihren Bund Schlüssel um die Köpfe geschlagen, und andere Knaben, die ihr Übles nachredeten, haben von unsichtbaren Händen Ohrfeigen bekommen.

In einer Nacht gruben vier Männer auf einem Platze des Schlosses stillschweigend nach einer Kiste voll Geld, und es gelang ihnen, sie in einiger Tiefe aufzufinden. Hierauf stiegen zwei hinab und banden an die Kiste ein Seil, woran die beiden andern dieselbe herauf zu ziehen begannen. Plötzlich bemerkte der eine, daß über ihnen ein Mühlstein an einem Bindfaden hing, und ein Männlein, das auf einem Steine saß, mit einer Scheere nach dem Faden fuhr, um ihn zu durchschneiden. „Halt, der Mühlstein fällt herunter, rief der Mann in Schrecken, und sogleich waren Kiste, Mühlstein und Männlein verschwunden.“

An einer andern Stelle sah ein Knabe ein Häuflein glühender Kohlen, um welche herum auch schwarze lagen.

Von den letztern steckte er mehrere ein und fand sie zu Hause in Geld verwandelt. — Ebenso wurden Spreuer, die ein Vogelbacher Bube von einem Haufen in der Burg wegnahm, in seiner Flasche zu Goldstücken. —

Während ihre Ziegen unter dem Schlosse weideten, gingen einige Jungen in dasselbe hinein, wo sie eine Menge schöner, bunter Schneckenhäuslein umherliegen sahen. Als sie davon einsteckten, rief eine Stimme: „Jaget die Geißen aus dem Haber!“ Sogleich liefen die Knaben zu den Ziegen, die aber ihren Weideplatz nicht verlassen hatten. Auch war weit und breit niemand, von dem der Ruf hätte herrühren können. Zu Hause fanden die Buben die Schneckenhäuslein in Münzen verwandelt, auf der Burg aber, wohin sie gleich wieder eilten, kein einziges mehr.

Vor neun Jahren kam am Wirtshaus zum Engel zu Sitzenkirch ein Basler Herr mit seinen erwachsenen Kindern, einem Sohn und einer Tochter, angefahren und fragte unverweilt nach einem Knaben, der sie auf die Sausenburg führte. Mit demselben gingen sie dann hinauf, wobei sie selbst eine Schachtel trugen, die sie mitgebracht hatten. Oben angekommen, knieten die drei von Basel zum Gebet nieder und ließen nachher aus der Schachtel ein Eichhörnchen laufen. Hierauf begaben sie sich in den Engel zurück und fuhren, nachdem sie eine Flasche Wein getrunken, wieder hier weg. Diese Geschichte verursachte in der Gegend viel Gerede. Manche sagten, das Eichhörnchen sei die weiße Jungfrau gewesen, die der Basler in seiner Gewalt gehabt und wieder freigelassen habe; andere dagegen erklärten dasselbe für einen Hausgeist, welcher in diese Gestalt beschworen und auf das Schloß gebannt worden sei.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 27.

Bei der neuen „Birg“ soll ein Kloster gestanden sein, welches durch einen Gang mit Bürgeln verbunden war. Sausenburg und Bürgeln seien durch einen Gang verbnndengewesen.

Das sogen. Bruderloch sei durch einen Gang mit der Hammersteiner Mühl verbunden gewesen. Kolb erzählt über dieses Bruderloch: Hist. stat. Lexikon v. Baden II. S. 89: Es ist eine Felsenhöhle, vor

uralten Zeiten mehr durch Kunst als durch Natur zur Wohnung eines frommen Waldbruders, aus Venedig, wie die Tradition behauptet, eingerichtet."
Mehrer, Chronik von Kandern S. 9.

Die ganze Gegend ist reich an unterirdischen Gängen.



Schloß Bürgeln.

Feuerbach.

Im dreißigjährigen Kriege wurde Feuerbach, das damals viel größer und wohlhabender gewesen sein soll und deshalb den Namen „Schmalzgrube" führte, ein Raub der Flammen; der Dorfbach, mit den reichen Ölvorräten des Ortes bedeckt, soll hell gebrannt und der Ort deshalb den Namen Feuerbach erhalten haben. Der Name des Dorfes ist indes viel älter.
Fecht, Amtsbezirk Müllheim S. 139.

Wenn die Feuerbacher herbsten wollten, so erzählte man aus früheren Zeiten, se haig äni miesen uf Müle ride zuem Oberamdmann go frooge, ob si bal heerbschde chöne; dä heeb e Sagg vol Driibel underem Füüdli ghaa; derno heeb der

Oberamdmann gluegd, öb er e nas Füüble haig, un wän s'Füübl nas gsii seig, se haige si heerbschde chöne.

Haas, Volkstümliches S. 7. (Alemannia XXV.)

Der Hausgeist Ruedy.

Seit 120 Jahren ist das Pfarrhaus zu Obereggenen erbaut. Das alte stand nicht auf diesem Platze, sondern in dem Garten, den man jetzt den Rüdy-Garten heißt. Der Pfarrer, der im alten Hause wohnte, hatte viele Jahre lang keine Ruhe vor einem Hausgeist, der darin auf allerlei Weise sein Wesen trieb, so daß der Pfarrer oftmals bei dem Abt von St. Blasien, dem die Pfarrei zustand, sich beklagte und eine andere Wohnung haben wollte. Der Abt gab ihm aber kein Gehör, und so baute sich der Pfarrer endlich ein eigenes Haus, um den Geist los zu werden. Das geschah auch, denn der Geist zog nicht in das neue Haus ein. Als der Pfarrer tot war, kaufte der Abt das neue Haus der Witwe ab, ließ das alte niederreißen und aus dem Platze einen Garten machen, den man von dem Geiste den Rüdy-Garten hieß.

Die Leute nannten nämlich den Geist Rüdy (Rudolf); es war ein Kapuziner, der die Hausleute oft neckte, und sich in allerlei Gestalten verwandeln konnte. Oft erschien er als Knecht, und wenn er eine Arbeit verrichtete, so war es immer sehr gut gethan. Die Dienstboten wußten, daß ihnen, besonders zur Erntezeit, Rüdy allzeit behilflich war, wenn sie die Früchte in die Scheuer brachten, wo er die Garben ihnen abnahm. Er trug Holz und Wasser, und man hätte sich über ihn nicht beklagt, wenn er nicht durch seine vielfachen Neckereien die Leute zu arg erschreckt hätte. Wenn zuweilen die Pfarrer aus der Nachbarschaft ihren Amtsbruder in Obereggenen besuchten, so sahen sie ihn zum Taubenschlag heraus schauen und fanden ihn zugleich leibhaftig im Hofe stehen, denn Rüdy hatte seine Gestalt im Taubenschlage angenommen. Wenn das Gesinde zu Nacht aß, so fing Rüdy manchmal an, das

Kind zu wiegen, stürzte auch zuweilen nachts die Wiege auf die Seite, ohne dem Kinde zu schaden. Da über dem Ofen ein Zugloch in das obere Zimmer war, so machte der Geist oft ein Geräusch, wie das Wirbeln einer Trommel, warf auch Nüsse, Erbsen und Bohnen herab, so daß die Leute am Boden ausglitten. Holte man Wein im Keller, so klopfte Rüdy hinten am Faße, so lange als noch etwas darin war.

Es kam einmal zu dem Pfarrer ein naher Vetter von der Universität, der auch von dem Hausgeist hörte. Der Pfarrer sagte ihm, daß Rüdy niemanden etwas zu Leid thue, wenn man ihn ruhig lasse. Das machte dem Studenten Mut, er nahm seinen Degen und wollte den Geist sogleich im Keller aufsuchen. Der Knecht ging mit ihm und blieb mit dem Licht an der Kellerthüre stehen. Der Student aber ging die Stiege halb hinab, und rief trotzig dem Kobold zu, er solle kommen. Da kam auch Rüdy und schlug ihn mit flacher Hand so arg auf die Backen, daß er Licht und Degen fallen ließ und wie tot hinstürzte. Der Knecht hob ihn auf und brachte ihn wieder in's Zimmer, wo er zu sich kam. Doch war ihm kein Glied verletzt.

Wenn Winters das Gesinde abends um den Ofen saß bei der Arbeit, und das Haus fest geschlossen war, so hörten sie doch jemanden das Feuer schüren, was niemand als der Rüdy sein konnte. Als der Pfarrer das neue Haus bezog, wollte niemand mehr in dem alten wohnen, denn der Geist war durch nichts hinaus zu treiben. Bei dem Auszug ging die Frau Pfarrerin zum letztenmal mit Knecht und Magd in das alte Haus, um den Rest herüber zu bringen; wie nun das Haus leer gemacht war, und die Frau und ihre Dienstboten zur Thüre hinaus gehen wollten, hing Rüdy in seiner Kapuzinerkutte mitten in der Thüre aufgeknüpft, wie an einem Galgen und die Pfarrerin mußte sich mühsam neben ihm vorbei drängen.

(Siehe Mone's Anzeiger 2c. v. J. 1834.)

Ober- und Niedereggener sind Kanonenthäler, nach einer hölzernen Kanone, mit der i. J. 1848 auf die Freischärler geschossen werden sollte.

Das Jahrgericht.

In einem Dorf, auf dem Schwarzwald gelegen, heißt Schliengen, ist dem Abt von St. Blasien gehörig, hat es einen abenteuerlichen Gebrauch. Wenn daselbst um Martini Jahrgericht gehalten wird, so muß dieselbige Weil ein Bauer hinterm Ofen sitzen, in Hut und Kappe und wohl angethan, und heizt man dazwischen nach Vorteil ein. Das geschieht jährlich auf's Jahrgericht. Woher aber der Gebrauch also erstanden, oder was es bedeuten soll, das ist Länge der Zeit halber vergessen, und können die Einwohner dessen keinen Grund angeben.

Zimmerische Chronik II S. 611.

Schliengen bei Müllheim war Baselisch. — Zwischen Schliengen und Steinenstadt zeigt sich ein bösartiger Schimmelreiter.

Mündlicher Bericht.

Heiligenbrünnlein bei Auggen.

Fliehend vor ihren Verfolgern, rohen Kriegern aus dem Heere des Grafen Rudolf von Habsburg, durch welches das Kloster Sitzenkirch im Jahre 1272 eingeäschert wurde, hatte eine Nonne von dort die Felder von Auggen bereits erreicht, als sie vor Erschöpfung zur Erde sank. Inbrünstig flehte sie zur heiligen Jungfrau, sie nicht der Schande und dem Elend preiszugeben,

Ihr zu senden,
Sie zu wahren,
Ihrer Engel treue Scharen.

Siehe! da öffnete sich neben ihr die Erde und eine kristallklare Quelle sprudelte daraus hervor; die fromme Jungfrau trank von dem Wunderwasser zur Genüge, fühlte sich wieder plötzlich von neuem Leben durchdrungen und alle Müdigkeit war verschwunden. Nach einem kurzen, aber heißen Dankgebete setzte sie rasch ihre Flucht fort und fand jenseits des Rheins ein sicheres und stilles Asyl.

Noch rieselt jene liebliche Quelle und führt zu Ehren der heiligen Jungfrau noch heut zu Tage den Namen Heiligenbrünnlein. (Siehe Pfarrer J. Schneider's Werkchen S. 34.)

Der Ort „Steinacker" genannt, birgt in seiner Tiefe einen gewaltigen See, der einst das Dorf Auggen in den Rhein trägt.

Schlößlegarten bei Auggen.

Vor langer Zeit hauste im Schlößle (Auggen) ein Ritter mit einer schönen Tochter. Viele Freier warben um diese, aber sie wies alle ab, und ihr Vater ward dadurch gar erzürnt. Sie aber liebte einen jungen Pagen ihres Vaters von schönem Wuchs und zartem Gemüt. Als der Ritter die Kosenden in einer Mainacht einst überraschte, übermannte ihn die Wut und mit seinem Schwert tötete er den Geliebten. Seine Tochter grämte sich lang über seinen Tod und starb bald hernach selbst vor Kummer und Gram. Noch heute sieht man beim bloßen Schein des Mondes die Seelen der Liebenden in Gestalt von zwei glänzenden Flämmchen über die Wiese huschen, und wenn sie sich einem Liebespaar zeigen, so bedeutet dies Glück. — Im nahen Hach, wo früher eine Kirche stand, sah man bei Nacht Lichtschimmer, und hörte singende Stimmen. (Dasselbe auch in alter Kirche in Müllheim.) (Mündlicher Bericht.)

Vergl. auch Sievert, Gesch. der Stadt Müllheim S. 464.

Grüneck-Feldberg-Gennenbach.

Am Abhang des Blauen, zwischen Sehringen und Schalsingen, wo man jetzt nur noch einen großen Steinhaufen bemerkt, lag ehedem die Burg Grüneck. Dort erscheint dann und wann eine weißgekleidete Jungfrau, steigt hinunter in die Ebene und wäscht sich im Jumbferebrünnli Gesicht und Arme; manchmal sind es auch ihrer drei.

Ganz in der Nähe ist die Hexmatte, früher Falkenau genannt. Dort treiben die „furigen Puhus" ihr Wesen, die zu Feldberg bis an die Häuser hinein hüpfen.

Herr Braunwart von Auggen, der Minnesänger (1296?)





Das Bild, den fünf Liedern **Brunwarts** von **Oughein** in der großen Heidelberger Liederhandschrift (1330) in herrlicher Farbenpracht voranstehend, stellt einen Mann dar mit Lorbeer geschmückter Stirn; die Frau im pelzverbrämten Mantel mußte etwas klein ausfallen, damit der Maler noch seinen symbolischen Rosenbaum und das Wappen derer von Auggen und den Sturzhelm anbringen konnte.

In **Feldberg** selbst zeigte sich oft ein Dorftier, von der Größe eines Kalbes, das sich in der Mitte des Dorfes denen entgegenstellte, die unerlaubte und unsittliche Wege gingen, wie auch unbarmherzigen Reichen. — Auch der Habsperger wird nachts hier oft gesehen ohne Kopf auf einem Schimmel gen Feldberg reitend, indem er ruft: „Hudala he! da, da, meine Hunde." Im Frühjahr erfrieren die Reben im Vorbeijagen.

Gennenbach, in dessen Gemarkung das Riedbrünnlein liegt, wo zuweilen auch eine Jungfrau gesehen wird, die ihr Haar kämmt, war lange vor der Reformation ein großes Dorf mit Nonnenkloster. Feldberg war Filial dazu. — Kirche und Kloster sollen durch ein Erdbeben zerstört worden sein, und an der Stelle, wo man heute noch alte Mauerreste sehen kann, erscheint von Zeit zu Zeit eine weiße Nonnengestalt, die im Ried auf und ab geht, manchmal trägt sie auch einen Schlüsselbund. Oft schon wurde dort den Fuhrleuten die Laterne ausgeblasen. Ein Reisender, der von Müllheim her kam, sah einst, als er vom Rappenholer Buck niederstieg, auf 200 Schritt vor sich eine kleine Schar weißgekleideter Jungfrauen, die lebhaft miteinander sich unterhielten.

Sein Hündchen bellte sie an, floh aber gleich darauf unter den Zeichen größter Angst, und erst in Feldberg fand ihn sein Herr wieder.

Vergl. dazu Elevert, Gesch. der Stadt Müllheim S. 464; Führer durch Badenweiler (Butz, Freibg.) S. 8 ff. u. Haas, Volkstümliches S. 8. (Alemannia XXV S. 104.)

Marzell. Pfarrei Vogelbach.

Ursprünglich sollen hier nur drei Bauern gewesen sein, von denen der waldige Bergrücken mit seinen drei Erhebungen die Namen erhalten: Meiersköpfle, Wältinsköpfle, Andresenschlag.

Die ältesten zwei Häuser, eines im oberen, das andere im untern Teil des Ortes, tragen die Jahrszahlen 1681 und 1685.

Martini, Diözese Müllheim S. 110.

Eine arme Frau von Marzell kam eines Tages beim Holzsammeln im Wald zu einem Loch, das voll schwarzer Kohlen lag. Sie steckte davon so viele in ihre Taschen, als dieselben faßten. Bei ihrer Heimkunft fühlte sie auf einmal, daß in ihren Taschen etwas sehr Schweres sei; sie griff hinein und zog lauter Goldstücke heraus. Sogleich eilte sie in den Wald zu dem Loche; aber da waren alle Kohlen verschwunden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 34.

Nonnenmattweiher.

Am Fuße des Berges Kohlgarten stand vor Zeiten ein Frauenkloster. Darin war die Zuchtlosigkeit so groß geworden, daß die Nonnen mit den Mönchen des Gotteshauses in den Weihern vertraulichen Umgang unterhalten haben sollen. Damit dies geheim bleibe, legten die Mönche, wenn sie in das Frauenkloster ritten, ihren Pferden die Hufeisen verkehrt auf. Zur Strafe für dieses Sündenleben versanken beide Gotteshäuser in die Erde. Auf dem Platze des Frauenklosters entstand gleich ein unergründlicher See, der den Namen Nonnenmattweiher trägt. Auf seiner Oberfläche schweben in manchen Nächten Lichter und weiße Nonnen; auch ertönt aus seiner Tiefe zuweilen Chorgesang und Hahnengekräh. Ein Weg, welcher zu ihm führt, heißt Nonnenpfad.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 10.

Der Weiher, der bis zur Mitte des vorigen Jahrh. ein seichter Sumpf war und dann zum Betrieb von Mühlen aufgeteicht wurde, hat seinen Namen von dem „Nonnen“ genannten Mastvieh, das früher hierher zur Weide getrieben wurde. Der Sage liegt also nur eine der vielen Volksetymologien zu Grunde.

Kraft des Wolfsegens.

Als in den Waldungen der Sirnitz noch Wölfe hausten, pflegte ein Schafhirt, welcher dort eine Herde weidete, täglich

beim Austreiben unter freiem Himmel niederzuknien und den Wolfssegen zu beten. Infolge dessen ließen die Wölfe nicht allein die Schafe unangefochten, sondern sie mischten sich sogar unter sie und thaten mit ihnen ganz freundlich. Wenn der Hirt sie fort haben wollte, so durfte er nur mit seiner Peitsche knallen; sie liefen dann ungesäumt weg und kamen an demselben Tage nicht wieder. Für ihr gutes Verhalten mußte ihnen jedoch aus der Herde ein Opfer überlassen werden. Dazu bestimmte der Schäfer eine junge Ziege, die er mit einer Schafglocke behängte und seiner Herde zugesellte. Als sie hübsch groß und fett geworden, sah eines Tages ein Wolf, der neben ihr saß, bald sie mit gierigen, bald den Hirten mit bittenden Augen an. „So nimm sie denn!“ dachte dieser bei sich, und im Augenblick faßte der Wolf die Ziege, erwürgte sie und, nachdem er drei Mal mit ihr im Kreis herumgesprungen, warf er sie auf seinen Rücken und jagte dem Wald zu. Alle andern Wölfe rannten ihm nach, und als sie tief im Gehölz waren, teilten sie ihr Opfer getreulich unter sich.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 28.

Schloß Neuenfels.

Eine halbe Stunde von Oberweiler aufwärts liegt die Ruine des Schlosses Neuenfels. Die Mauern desselben stehen noch; man sieht den alten Schloßhof und in kleiner Entfernung davon den Raum des ehemaligen Gartens. Von der Geschichte des Schlosses schweigen die Urkunden. Der letzte Besitzer war Christoph von Neuenfels, der es mit seiner Gattin, einer Tochter und fünf Dienstboten bewohnte. Noch vom Jahre 1540 hat man Kunde von ihm. Eine wohldressierte, große Dogge holte jeden Tag in Britzingen oder Badenweiler den Fleischbedarf in einem Korbe für die Familie. Einst, nachdem der Hund mehrere Tage lang ausgeblieben war, ahnte man daraus nichts Gutes; man begab sich auf das Schloß,

fand den Hund neben einigen Dienern erschlagen und die Herrschaft ermordet, welche Greuelthat wahrscheinlich von Räubern verübt worden war. Die Leichen wurden in Britzingen beigesetzt.

Die Sage nennt einen Eberhard von Neuenburg als letzten Ritter der Burg. Einst zog eine Ordensfrau mit einer jungen Novizin gen Freiburg. Ein Unfall zwang sie, ihre Reise zu unterbrechen und bei Eberhard Obdach zu suchen. Durch Zwang halb, halb durch seine Überredungskünste brachte der Ritter die Jungfrau von ihrem Vorhaben in's Kloster zu gehen ab und heiratete sie.



Schloß Neuenfels.

Doch er sollte die frevlerisch Geraubte bald wieder verlieren. Als er einst von der Jagd heimkam, fand er Frau und Kind ermordet; da stürzte er sich in die Tiefe des Burggrabens. Das Schloß aber zerfiel bald; in mondhellen Nächten sieht man bisweilen eine hohe, bleiche Gestalt im Burggraben wandeln mit einem großen, schwarzen Bart. —

Von der Zeit an, da Schloß Neuenfels in Ruin kam, haben dort zwei Raben genistet und Junge geheckt, welches Jahr aber diese Raben an ein ander Ort gewichen, hat es einen sonderbaren Zufall, oder teuere Zeit gegeben. Von

1624 an aber hat man deren keine mehr gesehen, sondern haben bisher Falken und andere Raubvögel droben genistet.

(Nach Vogt Kaltenbach, Britzinger Chronik.)

Siehe J. Schneider's: „Das badische Oberland" Lörrach 1841, ferner Fecht Amtsbezirk Müllheim S. 118.

Die weiße Jungfrau und der Schustergesell.

Um 1780 ging eines Sonntags ein katholischer Schustergesell, der zu Britzingen in Arbeit stand, auf das verfallene Bergschloß Neuenfels. Dort kam eine schneeweiße Jungfrau zu ihm und fragte, was er da mache, und ob er sich in der öden Burg nicht fürchte. Auf die Antwort, daß er sich Haselnüsse breche und, da er niemand etwas zu Leid thue, keinen Grund zur Furcht habe, hieß sie ihn mit ihr gehen, was er auch ohne Bedenken that. Bei einem Steine öffnete sie mit einem Schlüssel ihres Gebundes die eiserne Pforte eines unterirdischen Ganges, der sein Licht durch Zuglöcher an der Decke erhielt. Als sie hindurch gegangen waren, kamen sie mittelst der Schlüssel nacheinander in drei mit Eisenthüren versehene Gewölbe, in deren jedem ein großer, schwarzer Hund viele Kisten bewachte. Auf Geheiß der Jungfrau sprangen die Hunde von den Kisten herab; sie machte diese auf, die im ersten Gewölbe waren mit Silbergeld, die im zweiten mit Goldmünzen, die übrigen mit kostbarem Schmuck, goldenen und silbernen Gefäßen angefüllt. Nachdem der Gesell alles betrachtet hatte, führte ihn seine Begleiterin wieder zurück und auf den Platz, wo sie zuerst ihn getroffen. Daselbst sprach sie zu ihm: „Du kannst mich erlösen und Dir dadurch alle die Schätze, sowie Deinem Hause immerwährendes Glück verschaffen. Komme drei Samstage hintereinander abends nach der Betglocke auf das Schloß, wo Du mich stets auf dem Stein bei der Thüre des unterirdischen Ganges finden wirst. Von dort trage mich jedesmal auf Deinem Kopfe, da, wo Du den heiligen Chrisam empfangen, bis zu diesem Steine hier.

Reden mußt Du nichts, Dich auch durch das, was Dir etwa begegnet, nicht schrecken lassen; denn es wird Dir kein Haar beschädigt." Der Bursch versprach, alles zu thun, kam auch die beiden folgenden Samstage zur bestimmten Zeit in die Burg und trug auf seinem Kopfe die Jungfrau von dem einen Stein zum andern, ohne auf ein Hindernis zu stoßen. Als er am dritten Samstag den Schloßberg hinanstieg, blitzte und donnerte es, und ein Tonspiel ließ sich hören; allein er ging getrost hinauf und begegnete einer alten Frau, welcher aus der Nase der Rotz gleich einem Eiszapfen bis auf den Bauch hing. Sie fragte ihn nach dem Weg auf einen benachbarten Ort, wo sie morgen bei einer Hochzeit zu kochen habe. Ohne ihr zu antworten, sagte er leise vor sich hin: „Du magst mir eine schöne Köchin sein mit Deiner silbernen Rotznase!" Kaum hatte er dies gesprochen, so verschwand die Frau, und es krachte so fürchterlich, wie wenn der ganze Wald zusammenbräche. Entsetzt entfloh er, und obgleich die weiße Jungfrau vom unterirdischen Gang her ihm zurief: „Freund, sei standhaft und vollbringe Dein Werk, es wird Dir kein Haar beschädigt", so ließ er sich doch nicht halten. „Wehe mir, die Eichel ist noch nicht im Boden, aus deren künftigem Stamm die Wiege des Jünglings gemacht wird, der mich wieder erlösen kann!" Dies hörte er auch noch die Jungfrau ihm nachrufen; allein er eilte unaufhaltsam fort und kam ganz verstört nach Hause. Im Gefühl seines nahen Todes verlangte er einen Beichtvater seines Glaubens, erzählte ihm und seinem Meister, was ihm auf der Burg widerfahren, und starb am folgenden Morgen.

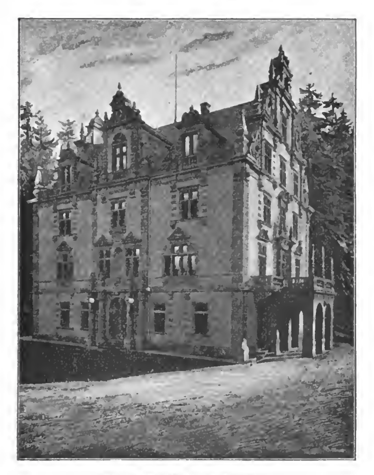
B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 36.

St. Wolfgang.

Es ist ein Käppelein gestanden droben auf der Schwärze bei der roten Grube, welches man zu St. Wolfgang genannt;

ist aber nun wegen des Mergelgrabens keine Anzeige mehr da. In diesem Revier ist es bei Nacht gar unsicher wegen den Gespenstern.

Herbst, Britzinger Chronik (Lagerbuch Fol. 74 a.) S. 193.



Das großh. Schloß in Badenweiler.

Der wilde Hapsberger.

Habschberger het er gheisse, sellimol,
Un 's heißt, i weiß nit, eb i's wieder sage soll,
Er thieg si jielimol gar jezi no,
Ganz greit der Innerberg dort uffe, höre lo;
Mit wilde Rosse zieg er alnig us, uff d'Jacht.
Un heig e Lebtig dobe, bis der Tag verwacht.

Dorn, Alemannia.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts war Freiherr von Hapsperg Landvogt in der Herrschaft Badenweiler. Mit seiner Hilfe führte der Landgraf dort das Luthertum ein, wobei jener so eifrig war, daß er in der Müllheimer Kirche sich mit auf den Chor stellte und den neuen Gesang leiten half. In seinem Amte war er hart und erlaubte sich manche Gewaltthat. Einem Juden, der schon öfters wegen Diebereien gestraft worden, hatte er für den nächsten Fall mit dem Henken gedroht. Als er nun eines Tages mit seinem Diener und dem Hatschier von Müllheim gegen Sulzburg ritt, gewahrte er von der Höhe aus den Juden, der beim Anblick des Landvogts eilig die Flucht ergriff. Der ließ ihn jedoch durch seine Begleiter einfangen und dessen Zwerchsack untersuchen, worin sich ein paar Hühner fanden, die der Jude, wie er gleich eingestand, in Zunzingen gestohlen hatte. Da erinnerte Hapsperg denselben an seine Drohung, und ließ ihn durch seine Leute ohne weiteres an den nächsten Nußbaum aufknüpfen. Dieser Platz, welcher an einem Kreuzwege liegt, wird davon noch heute der Judengalgen genannt. Nachher berichtete der Landvogt dem Markgrafen, daß er den Juden, vorbehaltlich der höheren Genehmigung, habe henken lassen und bat um deren Erteilung. Diese erfolgte zwar, jedoch mit der Weisung, künftig die Todesurteile nicht n a ch, sondern vor der Vollstreckung bestätigen zu lassen.

Eine andere Bedrückung der Leute entstand aus des Hapspergers unmäßiger Jagdliebe. Selbst aus der Predigt ließ er die Leute zum Treiben holen und verfolgte das Wild bis in die Fruchtfelder, so daß die Ernte größtenteils zu Grunde ging. Einmal ritt er noch in den Wald des Innerbergs auf die Jagd, als seine Frau schon Geburtswehen

empfand; bald aber wurde er nach Hause gerufen, weil sie und ihr neugeborenes Kind am Sterben seien. Da sprengte er in solcher Hast zurück, daß er bei dem Judengalgen mit dem Pferde stürzte und den Hals brach. In der Kirche zu Müllheim ward er mit seiner Frau und dem Kinde beigesetzt. Auf der einen Hälfte des Grabdenkmals ist er im Harnisch, und auf der andern sie mit dem Totenkopf des Kindes in den Händen ausgehauen.



Alte Eiche im Auwald.

Wie der Freiherr hier abgebildet ist, so zeigt sich in manchen Nächten sein Geist auf dem Chore, oder von einem schneeweißen Hündlein begleitet außen bei der Kirche. Gewöhnlich aber erschreckt er als Jagender, von bellenden Hunden, die er hetzt, umgeben. Mit denselben fährt er besonders nachts durch die Lüfte in ganz Deutschland umher und ist unter dem Namen des wilden Jägers allenthalben bekannt. Daß dieser in Müllheim begraben liegt, gilt für dessen Wahrzeichen. An dem Innerberg und dem Judengalgen erscheint und tobt er am meisten. Auch das Wiesenthal wird häufig von ihm besucht, wo er einst am Tage unsichtbar durch den Wald bei Hägelberg zog. Einem Bauer, welcher darin fuhr, rief er zu auszuweichen, und da derselbe nicht gleich gehorchte, warf er ihn vom Wagen hinunter. Ein anderes Mal hörten zwei Burschen, die in der Nacht bei dem Röttler Schloß aus dem Walde kamen, ferne in der Luft des Hapspergers Geschrei. Spottend ahmten sie es nach, ge-

rieten aber in große Angst, als das Getöse schnell immer mehr sich näherte. Mit genauer Not flüchteten sie sich noch in das Röttler Pfarrhaus, und kaum hatten sie dessen Thüre hinter sich zugemacht, so warf es außen einen ganzen Arm voll Knochen an dieselbe, wobei eine Stimme rief:

„Habt ihr mir helfen jagen,
So helft mir jetzt auch nagen!"

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 85.

Müllheim.

Es geht die Sage, daß der h. Gallus, bevor er nach dem Bodensee zog, einige Zeit im Breisgau und besonders in der Gegend von Müllheim gewirkt habe; Thatsache ist, daß „Mulinheimo" erstmals im Schenkungsbuch von St. Gallen im Jahre 758 erwähnt ist, wo ein gewisser Strachfrid seine Besitzungen zu Mulinheimo und an andern Orten dem Kloster vermacht.

Wie viele Städte und Orte im Land hatte auch Müllheim ein Ortsungeheuer den „Dorfzozzel." An Gestalt einem jungen Stier ähnlich, schreckte und ängstigte die Erscheinung mit Vorliebe Kinder, die sich spät noch auf der Gasse herumtrieben. Sehr viele sagenhafte Überlieferungen gehen über die alte Kirche. Ehemals zu einem Kloster gehörig, blieb sie allein noch erhalten, und oft kann man um Mitternacht das ewige Licht noch schimmern sehen und Schatten betender Mönche bemerken.

Vergl. Sievert, Stadt Müllheim im Markgräflerland S. 463. 454.

Rosenburg.

Da wo jetzt „Schloßmatten" und „Schlößlehohle" ist, war einst, denen von Blumenegg gehörig, das Schlößchen Rosenburg. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden die Trümmer weggeführt und Matten dort angelegt. Im Boden

der Schloßmatte sollen verborgene Schätze ruhen, die die Gründerinnen der Burg, drei in Kriegszeiten geflüchtete Jungfrauen, dort vergruben. Bis zum Ende des letzten Jahrhunderts zeigte sich auf der Burg ein Hausgeist, den man öfter, bedeckt mit einer weißen Zipfelmütze, zum obersten Fenster herausschauen sah. Der „Säubaschi", der dem Schnaps ergebene Schweinehirt des Schlosses, soll einst zu ihm hinauf zu steigen unternommen haben, entging aber dabei mit knapper Not dem Tod, indem der Geist ihn die steinerne Treppe hinab warf, daß er beinahe den Hals brach. —

(Siehe Sievert, Müllheim S. 468 64.)

Neuenburg.

In Neuenburg am Rhein und im benachbarten Liel geht die Sage, daß diese Gemeinden durch den hl. Fridolin zum Christentum bekehrt worden seien. Der hl. Fridolin ist Stadtpatron von Neuenburg, aber nicht Kirchenpatron.

Nach einer allgemeinen Sage soll der Turm der Münsterkirche zu Neuenburg die Form der noch vorhandenen Monstranz, also die gotische, gehabt haben, womit eine alte Abbildung Neuenburgs im Pfarrarchiv so ziemlich übereinstimmt.

Als im dreißigjährigen Krieg der Schwed am Rhein war, stachen einmal die Neuenburger eine schwedische Patrouille tot und sagten: „Wenn wir nach Schweden kommen, machts uns auch so." Darob entrüstete sich der schwedische General dergestalt, daß er einen hohen und teuren Schwur that, daß kein Hund am Leben bleiben solle. Als solches die Bürger hörten, schlossen sie die Thore zu. Aber am andern Morgen als der Zorn von dem General gewichen war, reute ihn seine Äußerung; er ließ den Feldprediger kommen, um ihm zu raten, wie er ohne Blutvergießen seinen Schwur lösen könne. Brechen sei besser als halten, meinte dieser, was jedoch dem General nicht einleuchten wollte, indem er halten wolle, was er geschworen habe. Er ließ die Thore der Stadt einhauen,

ritt mit drei Fähnlein Reitern hinein und befahl alle Hunde im Städtlein zu töten, aber die Menschen ließ er leben. So kamen an diesem Tage 19 große Metzgerhunde, 3 Schäferhunde, 64 Pudel, 8 Windspiele, 12 Dachshunde und zwei gar feine Möpperlein jämmerlich um's Leben.

Huggle, Neuenburg a. Rh. I, 9, 53 und III, S. 237.

In Neuenburg auf dem Kirchhof steht ein Grabstein aus dem vorigen Jahrhundert. Von dem, der darunter liegt, wird erzählt, er habe zu Lebzeiten beim Fruchtkauf mit großem, bei Verkauf mit kleinerem Sester gemessen. Als seine Leiche zum Haus hinaus getragen wurde, habe er oben zum Speicherfenster hinausgeschaut. Man höre ihn jetzt noch nachts Frucht messen.

Haas, Volkstümliches S. 7 und 8.

Bei Neuenburg lag im frühen Mittelalter ein Dörflein, Owe oder Au genannt. Nicht weit davon entfernt steht die Heiligkreuzkapelle, in welcher besonders in der Nacht vor Allerheiligen eine weiße Erscheinung gesehen wird. Das alte Steinkreuz in derselben wurde schon dreimal nach Neuenburg gebracht, um im Münster aufgestellt zu werden, gelangte aber jedesmal an seinen alten Ort zurück. Das Kreuzkirchlein muß den Rhein vom Land abhalten.

Sievert, Gesch. der Stadt Müllheim S. 465.

Der gespenstige Reiter.

Zwischen Hügelheim und Buggingen hatte ein Mann ein Mädchen ermordet. Er band die Leiche an den Schweif seines Pferdes und ritt eilends an den Rhein, um sie in den Strom zu werfen. In hastiger Aufregung warf er die Tote auf eine Uferstelle, wo sie bald gefunden wurde. Schnell ward der Mörder entdeckt und mit dem Tode bestraft. Nun muß er ruhelos zum Rhein und wieder zurück zur Mordstelle reiten mit der Leiche am Schweife des Pferdes.

Sievert, Gesch. der Stadt Müllheim S. 465.

St. Ilgen.

Zur Zeit der Merowinger soll sich ein Einsiedler im Walde bei Paris aufgehalten haben. Einst jagte ein merowingischer König in diesem Walde, und ein verfolgtes Reh flüchtete sich in die Hütte des Einsiedlers und suchte Schutz unter dessen Gewand, so daß es dem verfolgenden König verborgen blieb. Dieser Einsiedler hieß St. Giles, und ihm zu Ehren soll St. Ilgen von einem merowingischen Prinzen gestiftet worden sein.

Im Kirchenbuch der benachbarten Pfarrei Betberg vom Jahre 1732 wird der Name entweder von St. Ottilien oder von St. Egidi abgeleitet. Noch können sich alte Leute eines Bildes erinnern, welches einst auf dem Altare stand und obigen Vorgang darstellte; es war ein Schnitzbild, das ein Reh vorstellte, welches an einem Manne in die Höhe schaute. Erst vor einigen Jahrzehnten ist es abhanden gekommen.

Schau-ins-Land IV S. 65.

Heitersheim.

Etwas entfernt von dem Städtchen Heitersheim erhebt sich aus der Ebene die Burg der Johanniter, einst der Sitz der Großpriore deutscher Zunge. Das weitläufige Gebäude mit seinen massiven Ecktürmen und Gräben macht immer noch den Eindruck geziemender Festigkeit.

Zu Ende des zwöften Jahrhunderts soll die Feste von einem Markgrafen von Hochberg dem Johanniter-Orden geschenkt worden sein, der in der Gegend verschiedene Besitzungen hatte und zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Heitersheim seinen Hauptsitz aufschlug. Der letzte Statthalter daselbst war Ignaz Rink von Baldenstein, der im Jahre 1817 verstarb, nachdem der Orden schon zwei Jahre früher aufgelöst worden war.

Das alte Schloß hat im Laufe der Zeiten manche Unbilden erfahren. Im Bauernkrieg wurde es beinah gänzlich

zerstört und verwüstet. Ähnliches geschah im Jahre 1675 durch den französischen Mordbrenner Melac.

Es herrschte an dem fürstlichen Hofe die alte Sitte, daß die Abgaben, welche die Unterthanen zu leisten hatten, stets mit einer Gegenerkenntlichkeit vergolten wurden. So mußten z. B. die Einwohner der Orte Britzingen, Muggert, Dattingen und Guttingen den Frucht- und Weinzehnten stellen und in das Schloß verbringen, wogegen ihnen sodann für jede traubengefüllte Bütte ein Laib Brot verabreicht wurde.

Ein alter Brauch war's auch, daß die Ritter zwei Mal des Jahres sämtliche Weiber des ganzen Kirchspiels auf ihrer Feste bewirten mußten, einmal auf den Tag Bartholomäi zur Zeit der Heitersheimer Kirchweih, das andere Mal nach beendigter Weinlese.

Auf einen andern Tag im Spätjahr wurden nicht minder auch die Kinder der genannten Orte in den Zehnthof geladen, wobei jedes, groß und klein, ein „Mütschelein" Brot von festgesetztem Gewicht bekam.

Mit der Aufhebung des Ordens hörten diese Volksfeste auf, und erst nach langwierigen Prozessen erhielten die betreffenden Gemeinden vom Staate eine Abfindungssumme von 9000 Gulden. Aus Lucian Reich, Wanderblüten S. 42 ff.

Im Johanniterschloße*) zu Heitersheim zeigen sich bisweilen Gestalten von Malteserrittern, die in der Geisterstunde sich im großen Saal zur Beratung versammeln. Um die gleiche Zeit sieht man auch eine weißgekleidete Gestalt ohne Kopf umherwandeln. (In Sulzburg geht ebenfalls eine weiße Gestalt um, die den Kopf unter'm Arm trägt.)

Mündlicher Bericht durch F.

*) Dieser Orden entstand 1099 in Jerusalem zur Krankenpflege, wurde aber von den Sarazenen von dort verdrängt und hatte seit 1310 seinen Sitz auf Rhodos, seit 1510 auf Malta. Im Anfang des 16. Jahrh. wurde Heitersheim der Sitz eines Ordens-Kommenthurs.



Kindesmut.

Als die Franzosen unter Moreau auf ihrem Rückzug im Oktober 1796 von Schwaben her gegen den Breisgau kamen, herrschte hier große Angst und Verwirrung. In Heitersheim flüchteten die Einwohner mit allem, was sie in der Eile fortbringen konnten, in die Wälder. Eine arme Witwe, die krank lag, mußte mit ihrer Tochter, die ihre Pflegerin war, zurückbleiben. Am nächsten Morgen kamen mehrere Banden Reiter und Fußvolk in das Städtlein, brachen in die verschlossenen Häuser, raubten, was sie fanden und trieben mit den zurückgebliebenen Einwohnern schnöden Mutwillen. Ein Soldat mit bärtigem, sonnverbranntem Gesicht voller Schrammen kommt aus einem Hause, mit einem Geldbeutel in der Hand, den er dort geraubt. Gierig nach weiterer Beute schaut er umher und sieht im Nachbarshause ein schönes Mädchen furchtsam hinter dem Fenstervorhange stehen. Schnell eilt er gegen das Haus und tobt und rüttelt an der verschlossenen Thüre, bis diese endlich einbricht. Hastig eilt er durch den Hausgang die Treppe hinauf; wie er aber die Thüre aufreißt, um sein Opfer zu erfassen, da tritt die Jungfrau, ihr blaues Auge nach oben, dann nach der kranken Mutter gerichtet, vor ihn hin und spricht: „Thu mir kein Leid, meiner armen, kranken Mutter bin ich die einzige Stütze!" und schaute dem rauhen Kriegsmann treuherzig und mild in's verderbenblitzende Auge. Überwältigt und gerührt durch die Unschuld des Mädchens, steht der Soldat da, ohne ein Wort hervorzubringen, und Thränen rollen über die gebräunte Wange. Er wirft den vollen Beutel mit den Worten zu ihren Füßen: „Da nimm für Deine Mutter, Du brave Tochter!" und stürzt zur Thüre hinaus auf die Straße, ohne dem Mädchen ein Leid gethan zu haben. Zwei Tage nachher war die Schlacht bei Schliengen und Kandern. Die That lebt heute noch im Andenken des Volkes.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 85.

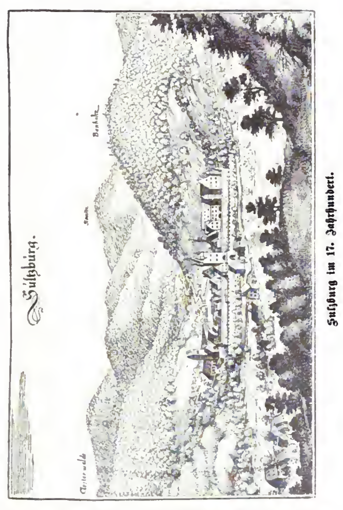
Die Höhle des Pfarrers Fecht.

Als um das Jahr 1635 das Oberland von den kaiserlichen Soldaten hart bedrängt wurde, flüchteten viele Einwohner im Winter von 1634 auf 35 in die Wälder. Unter diesen Flüchtlingen befand sich wahrscheinlich auch Pfarrer Fecht von Sulzburg. Da die kaiserlichen Soldaten auf die evangelischen Geistlichen besonders gefahndet hatten, sei Fecht, als er sich in den Wald flüchtete, mit Hunden aufgesucht worden. Mit seiner ganzen zahlreichen Familie habe er sich viele Wochen lang in einer Höhle oder Hütte etwa ein einhalb Stunden hinter Sulzburg unter steter Lebensgefahr aufgehalten. Dabei hatte er von Hunger und Kälte viel zu leiden, versah aber dennoch sein Amt so gut als möglich und daneben noch Mengen, Opfingen, Thiengen, Betberg und Laufen. Als endlich in seiner Hütte die Not auf's höchste stieg, fing auch seine Frau an zu zagen und wider die Vorsehung zu murren. In festem Glauben wies sie Fecht zurück mit dem Beisatz: „Hier auf dieser Stelle wirst Du einst Gott Deine Sünden unter Thränen wieder abbitten.“

Als ruhigere Zeiten kamen, und Fecht die Gunst des Markgrafen Friedrich V. in hohem Grade erworben hatte, sollte seine Prophezeihung in Erfüllung gehen. Am 3. Dezbr. 1666 feierte er die Hochzeit seiner Tochter in seinem Pfarrhause. Da es ein schöner Tag war, schlug er eine Spazierfahrt vor; es ging in den Bugginger Wald in die Berge hinein und alsdann zu Fuß bis an die Stelle der einstigen Wohnung in der Höhle, wo er eine ergreifende Dankrede hielt. Alle Anwesenden fielen nach seinem Beispiele auf die Kniee, und seine Frau bat neben dem bewegten Gatten Gott unter Thränen ihren Kleinmut ab.

„Die Höhle, welche jetzt noch gezeigt wird, befindet sich auf dem östlichen Abhange des Seefelder Gemeindewaldes, etwa 800 Meter hoch, und steht in Verbindung mit einer westlich sich öffnenden, höher gelegenen Höhlung und in der Nähe des sogen. hohen Felsen. Sehr wahrscheinlich war sie einst ein Bergwerksstollen. Fecht selbst erwähnt

in seinen mir bekannten schriftlich hinterlassenen Notizen nichts, es soll aber darüber eine Familientradition existieren. Fecht war drei Mal auf längere Zeit abwesend, vom August 1633 an 10 Wochen



Sulzburg im 17. Jahrhundert.

lang in Basel, 1634 war er vom Frühjahr an bis im Juli als Vikar in Wagenstatt und im Winter 1634 auf 35 Vikar in Lörrach.

Martini, Sulzburg S. 103. 123.

Das hintere Bad zu Sulzburg.

Über die Entdeckung dieses Bades erzählt eine Sage: Vor etwa 300 Jahren erkrankte ein entfernt von aller Hilfe mitten im Tannenwald wohnender, armer Köhler. Seine Krankheit beraubte ihn des Gebrauchs seiner Glieder; da schleppte er sich zu dem in der Tiefe des Thales rinnenden Bächlein und badete sich darin. In kurzer Zeit erhielt er den Gebrauch seiner Glieder wieder und verbreitete nun die Kunde seiner wunderbaren Heilung allerwärts.

Bald entstand ein Badehäuschen an der Stelle. Von der Heilkraft dieses Bades spricht schon Gallus Eschenreuter M. Dr. zu Straßburg in seinem 1571 erschienenen Buche: „Aller heilsamen Bäder und Brunnen Natur." Martini, Sulzburg S. 82.

Staufen.

Mitten an der Burghalde des Schlosses Staufen, wo jetzt Rebengelände ist, stand früher eine zum Schlosse gehörende Kapelle. Als die Ritter der Burg einst in Fehde mit den Schweizer Herren Schaler von Benken lagen, geschah es bei einem Überfalle, daß die Burgherrn durch einen unterirdischen Gang nach der nahen Rödelsburg sich flüchteten, ihre weiblichen Dienstboten aber, die Mägde und Köchinnen, allein auf der bedrohten Burg zurückblieben.

Wie nun die verlassenen Weiber die Gefahr, in der sie schwebten, wahrgenommen, lief ein Kammerfräulein in die Burgkapelle, fiel vor dem gemalten Bilde der heiligsten Jungfrau auf die Knie und flehte um Rettung aus der großen Not. Als wäre ihr während des Gebetes ein kühner Rettungsgedanke geoffenbart, wendete sich das beherzte Mädchen hierauf zu den übrigen: „zünden wir die Burg an!" rief sie, „das gnadenreiche Muttergottesbild mit dem heiligen Kinde will ich flüchten. Wenn die Feinde das Haus in Flammen sehen, werden sie ablassen, und wir sind gerettet!" Sie selbst legte den Feuerbrand ein, und als die Lohe emporschlug, nahm sie

das Muttergottesbild und warf es über die Mauer in das Gebüsch, welches die Halde bedeckte.

Nachdem die Kriegsknechte abgezogen, wurde das Bildnis wieder gefunden und in der neu erbauten Kapelle an der Burghalde aufgehängt. Welcher Dank jedoch der mutigen Jungfrau von ihren Herren, den furchtsamen Rittern, geworden, wüßte ich nicht zu berichten.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 22 nach Mitteilungen des Oberlehrers Seyferle in Staufen.

Im Jahre 1551 kam ein großes Brandunglück über die Stadt Staufen, und hätte es noch schlimmer gehen können, wenn der Jude Aron Levi aus Sulzburg, der zufällig hier gewesen, das Feuer nicht durch seine Kunst gestillt hätte.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 25.

Staufen bis auf eine Magd ausgestorben.

Nach der unglücklichen Zeit des dreißigjährigen Krieges soll die Stadt Staufen infolge der Pest ganz ausgestorben gewesen sein bis auf eine Magd, in's Barbier alt Maiers Haus. Diese ging eines Morgens an den obern Brunnen, um Trinkwasser zu holen. Als sie dort ankam, sah sie einen Handwerksgesellen bei des obern Martinshaus auf einem Ecksteine sitzen. Sie sagte zu ihm, ob er nicht wisse, daß der Ort ganz ausgestorben sei. Der Handwerksbursche erwiderte, er komme eben hierher gereist und wolle auf diesem Stein ein wenig ausruhen, er bitte sie um einen Trunk Wasser, sonst, sagte er, wäre er gesund. Die Magd gab ihm zu trinken und setzte naiv hinzu: „Wir wollen einander heiraten und die Stadt, so Gott will, wieder bevölkern." Der Handwerksbursche war nicht abgeneigt; sie wurden einig, schlossen das Ehebündnis und erfüllten später die Worte der Schrift: „Wachset und vermehrt euch!" Noch heutzutage aber ist jener Eckstein vor Frl. Xaver Martins Haus zu sehen.

Später, bemerkt die Sage weiter, sei dieses Ehepaar nach dem nahen Dorfe Grunern gezogen, weil es ihm in Staufen nicht mehr gefallen habe.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 31.

Wie der Doktor Fauste zu Staufen vom Teufel geholt wurde.

Es war um die Herbstzeit des Jahres 1548 als ein Bauer mit seinem Buben vom Felde nach dem Städtlein Staufen heimkehrte. Sie hatten lange gearbeitet und es dunkelte schon, als sie zu dem Johanniter-Bannkreuze an dem Krotzinger Sträßlein kamen. Da hörten beide ein gewaltiges Rauschen in der Luft, als ob ein Sturmwind einherbrauste, und da sie sich erschrocken umsahen, fuhr ein seltsam Wesen in der Abenddämmerung daher, das sie sich nicht zu erklären wußten. — Der Bub aber meinte, es sei ein ungeheurer Vogel gewesen, mit großen, schwarzen Feggen. Vater und Sohn entsetzten sich der Weis vor der Erscheinung, daß sie zum Johanniterkreuz flohen und dort im inbrünstigsten Gebete Stärkung suchten. Als sie aber gen Staufen kamen, war die Nacht schon hereingebrochen und hatte der Bauer noch im Leuen, der beim Ratshofe liegt, ein Gewerb auszurichten von dem St. Blasianischen Statthalter aus dem Schlosse zu Krotzingen, denn es wurden damals im Leuen die St. Blasien zustehenden Gülten und Zehnten eingehoben und war auch, wie heute noch über dem Leuenschild das Blasianisch Zeichen.

Als nun der Bauer in die Stube trat, saßen am Kachelofen zwei Fremde, davon einer eine schwarze Schaube trug und ein Birettlein wie ein Doktor, wo doch der andere Mantel, Kappen, Hut und Schwert, auch Stiefel und Sporen hatte, wie ein reisiger Knecht. Da ward es dem Bäuerlein gar seltsam zu Mute, wie er in die Stube kam und ihn der vermeintlich Doktor fragte: „He, Bauer, hast Du auf dem Wege vom Krotzinger Schloß anher nit einen großen schwarzen Vogel gesehen?" und der andere hinzufügte: „Und bist mit Deinem Buben zu den Johannitern verlaufen — glaub nur, die können Dir auch nit helfen, denn die meisten Ihrer sind mein!"

Und hat dazu gelacht, daß es in der Stube gegellt. — War es aber dem Bäuerlein darum seltsam, weil doch niemand

außer ihm und seinem Buben von dem Vogel und daß sie zu dem Johanniterkreuz geflohen, wissen konnte.

Sind aber die beiden Fremden im Leuen geblieben an die zehen Tag und haben keinen Umgang gehabt mit irgend wem. Da begab es sich vor St. Gallentag, daß der Doktor mit dem andern, den er seinen Schwager nannte, auf der Kammer zwischen zwölf und ein Uhr des Nachts in schweren Streit und Wortwechsel geriet, so daß alles im Hause aus dem Schlafe erwachte und der Gastwirt sich erhob um Fried zu stiften, da es aber urplötzlich stille ward, davon abstand. Da aber der Morgen kam und zur Suppe keiner der Fremden erschien, erhob sich der Wirt und ging auf die Kammer. Dort fand er den Doktor kölschblau im Gesicht mit umgedrehtem Halse tot auf dem Boden liegend — von dem Schwager war keine Spur, aber ein übergroßer Gestank war zu vermerken, der in dem Gemach in viel Zeiten geblieben. Fand aber der Wirt in einem Welschger ein Geldlein, daß es gerade zur Zeche langte und allerhand abenteuerliche Bücher und Inschriften, wie: „Den schwarzen Raben, die Mirakelkunst, den dreifachen Höllenzwang" und andere mehr, die alsbald die Herrschaft an sich nahm. Es soll aber der Fremde so im Leuen plötzlich verstorben, der weltbekannte Dr. Faustus, der ander aber, so aussah wie ein Kürisser und den er für seinen Schwager ausgegeben, der obersten Teufel einer, der Mefistophel gewesen sein, der damals dem Fausten, nachdem der aufgestellte Pakt von 24 Jahren Dauer abgelaufen, das Genicke abgebrochen und die arme Seel der ewig Verdammnis überantwortet habe. Schau-ins-Land IX. Seite 6.

Die „Zimmerische Chronik" Band III, Seite 529 erzählt hierüber: „Es ist auch umb die Zeit der Faustus zu oder doch nit weit von Staufen dem Stetlie im Breisgau gestorben. Der ist bei seiner Zeit ein wunderbarlicher nigromanta gewest, als er bei unsern Zeiten hat mögen in deutschen Landen erfunden werden, der auch so vil seltzamer hendel gehapt hin und wider, das sein in vil jaren nit leuchtlichen wurt vergessen werden. Ist ein alter Mann worden und, wie man sagt, ellengtlichen gestorben. Vil haben allerhand anzeigungen und vermuetungen nach vermaint, der bös Geist, den er in seinen

lebzeiten nur sein schwager genannt, hab ine umbbracht. Die Bücher, der er verlasen, sein dem herren von Staufen, in dessen Herrschaft er abgangen, zu handen worden, darumb doch hernach vil leut haben geworben und daran meins erachtens ein sorglichen und und unglückhaftigen Schatz und gabe begert."

Über den geschichtlichen Faust vergleiche G. R. Widmann, Wahrhaftige Historie von Dr. Joh. Faust. (Hamburg 1599.)

Messen nachgeholt.

Zu Staufen schlief einmal ein Knabe unter dem Abendgottesdienst ein und wurde beim Zuschließen der Kirche nicht bemerkt. Er erwachte erst inmitten der Nacht und sah am Altar einen Geistlichen im Meßgewand, der ihm winkte, hinzukommen. Unerschrocken ging der Bube zu ihm und diente ihm auf sein Begehren bei der heiligen Messe. Als sie zu Ende war, sagte der Priester dem Knaben, er solle morgen um dieselbe Zeit sich wieder hier einfinden. In der Frühe vom Küster aus der Kirche gelassen, offenbarte der Bube das Geschehene alsbald dem Pfarrer, der ihm riet, dem Begehren des Geistes in allem zu willfahren, demselben jedoch, wenn er sich bedanke, nicht die Hand, sondern dem rechten Rockflügel zu reichen. Diesem folgend, diente der Knabe in der nächsten Nacht dem Priester abermals Messe und, auf dessen Bestellung, auch in der dritten Nacht. Nachdem das letzte Evangelium gelesen war, sprach der Geist zu dem Buben folgendes: „Aus meinem Leben her war ich noch schuldig, drei Messen zu lesen, und ich konnte nicht zur ewigen Ruhe gelangen, bis ich sie abgehalten. Durch Dich ist mir dieses nun möglich geworden; ich danke Dir dafür und gehe jetzt ein in die Seligkeit, wohin Du mir bald folgen wirst." Hierauf legte er seine Hand auf den Rockflügel, den der Knabe ihm hinhielt, und verschwand. In dem Rock hatte sich die Hand schwarz eingebrannt, weshalb er als Merkwürdigkeit in der Kirche aufbewahrt wurde. Der Bube war fortan stets in sich gekehrt und bereitete sich auf seinen Tod vor, der auch in kurzer Zeit erfolgte. B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 83.

Kuchenhännsle.

Der sogenannte Kuchenhännsle war Burgherr zu Staufen und die Plage seiner Unterthanen. Häufig ließ er dieselben an den Pflug spannen und so bis Altbreisach ackern. Auf die Jagd war er so erpicht, daß er ihr selbst an Sonn- und Feiertagen während des Gottesdienstes oblag. Ein Krotzinger Acker, auf dem er beim Jagen häufig seine Küche errichtete, heißt davon noch jetzt der Kuchenacker. Zur Beicht und Kommunion ging der Burgherr nicht, und als er es einmal mußte, nahm er die heilige Hostie aus dem Munde, hängte sie an einem Baum des Waldes auf und durchschoß sie. Endlich empfing er seinen Lohn, indem er vom Zimmerpeter (Zimmermann Peter) in Staufen, dessen junge Frau er verführen wollte, mit der Axt erschlagen ward. Seitdem spuckt er bei Tag und Nacht weit und breit in der Gegend. Von einer Meute Jagdhunde umgeben, reitet er bald auf einem dreibeinigen Schimmel, bald fährt er in einer mit vier Rappen bespannten Kutsche, die von einem schwarzen Mann gelenkt und von zwei solchen Reitern begleitet wird. Pfeilschnell geht es über den Boden oder durch die Lüfte, und dabei ertönt der Ruf des Kutschers, das Getrappe der Rosse, das Gerassel des Wagens, das Gebell der Hunde.

Vom Zimmerpeter sind noch Nachkommen und Haus in Staufen vorhanden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 39.

Von der Rödelsburg.

Es war in den vierziger Jahren, als ein Hirtenbube seine Schafe in der Nähe einer Brunnquelle am Rothenhof waidete. Als er, um zu trinken, gegen das Brünnlein schritt, vertrat ihm ein schönes Edelfräulein den Weg mit dem Ansuchen, es zu erlösen. Um Mitternacht, so bat sie ihn, solle er auf die alte Rödelsburg kommen, an deren Thor er eine Kröte und eine Schlange als Wächter finden werde. Was

dieses Paar auch gegen ihn unternehmen würde, er solle unverzagt vorüber in den Hofraum schreiten, wo sie ihn dann in das Burggewölbe führen werde zu dem Schatze, durch den sie allein erlöst werden könne. Vollbringe er aber das Werk der Erlösung nicht, so müsse sie wiederum warten, bis die Zeit gekommen, wo ein Rabe eine Eichel fallen lasse und diese zum Baum herangewachsen sei, aus dessen geschnittenen Brettern der Schreiner eine Wiege gefertigt, in der ein Knäblein groß gezogen werde, welcher ihre Erlösung zu bewirken vermöge. Dieses aber könne hundert Jahre gehen. — Der Bube ging nach Hause und erzählte die wundersame Geschichte seinen Eltern, die ihr Söhnlein sogleich zum Pfarrer führten, der ihm zusprach und die heiligen Sakramente spendete, auf daß er das Abenteuer ohne Schaden bestehen möge. In mitternächtlicher Stunde nähert sich der Bursche der verödeten Burg. Ein furchtbarer Sturm wühlt in den Bäumen und Hürsten; es blitzt, donnert und kracht, als käme der jüngste Tag. Die Thorwärter speien Feuer und Flammen gegen den Eindringling, welcher entsetzt sich flüchtet und den Berg hinunter eilt, ohne das verdienstliche Werk vollbracht zu haben.

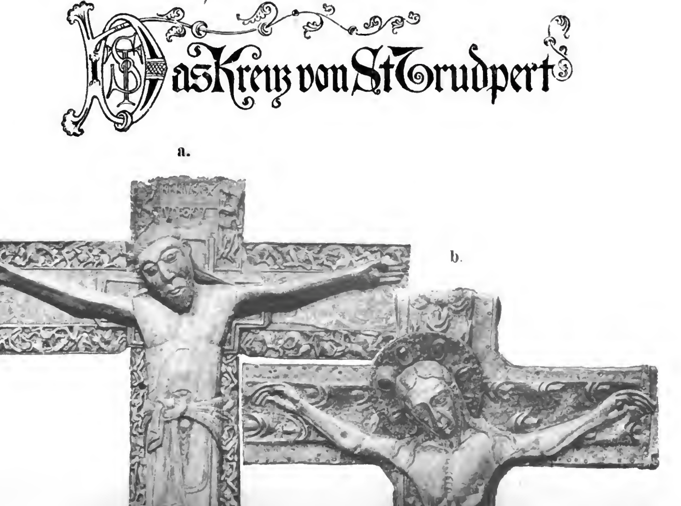
Lucian Reich, Wanderblüten S. 23.

Kind von Gold.

Am Mittag wollte ein Bursch, der einsam auf dem Freiberg Geißen hütete, sich auf einen Steinhaufen zum Essen setzen; da sah er auf demselben ein kleines Kind liegen, welches ganz von Gold war. Voll Freude hob er es auf, wickelte es in seine Jacke und trieb dann sein Vieh heimwärts. Nicht lange, so blieben einige Geißen zurück; er legte seinen Fund ab und holte sie schleunig herbei. Nun wollte er das Kind wieder nehmen, aber obgleich niemand auf den Platz gekommen, war es verschwunden.

Nach der Aussage einer Münsterthäler Frau, die sich des Erdspiegels bedient, liegt das goldene Kind jetzt im Lim-

Das Kreuz von St. Trudpert





Eine alamannische Nielloarbeit aus spätromanischer Zeit.

Marc Rosenberg nennt in seiner Studie (Schau-ins-Land XX S. 49 ff.) das **Kreuz** von **St. Trudpert** (b) das bedeutenste und älteste Werk der genannten Technik, eine consequent durchgeführte Composition, in der die Heilserwartung den geistigen, die Kreuzigung den historischen Mittelpunkt bildet.

Der geistige Inhalt sei den Benedictinern des Klosters zu danken, die Stiftung dem Herrn von Staufen, die Arbeit aber mutmaßlich einem Meister aus Konstanz.

Das Kreuz a (Elfenbeinkreuz aus St. Isidor in Leon im archeologischen Museum zu Madrid, angeblich aus den Jahren 1057—63) brachte Rosenberg in seiner Studie zur Vergleichung und kommt zum Schlusse, daß das Kreuz von St. Trudpert etwas jünger ist, als das zum Vergleich angezogene.

berg; es wird aber noch von einem gefunden, welcher eine weiße Wolljacke an hat.

J. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 29.
In Aurelia, Badens Sagenkreis, S. 92 ff. offenbare Bearbeitung dieser Sage.

Burg Scharfenstein.

Der am meisten bewunderte Punkt des an landschaftlichen Schönheiten so reichen Münsterthales ist unbestritten der Scharfenstein. Beinahe senkrecht erhebt sich der Fels auf der Thalsohle. Mit Bangen und Zagen mochten einst die Wanderer im Mittelalter den alten Saumpfad an dieser Stelle passiert haben, denn hier erhob sich hoch über dem Wege eine wohlbefestigte Burg, ausschließlich errichtet zur Beherrschung des Passes und im Besitze des gefürchteten Adelsgeschlechtes derer von Staufen.

Wenn auch nirgendwo nachgewiesen ist, daß es jemals ein Edelgeschlecht gegeben, das nach eben dieser Burg sich genannt hätte, eine Ritterfamilie von Scharfenstein, weiß uns doch die Sage vom Untergang desselben mit dem letzten schuldbeladenen Sproß zu erzählen. Dieterich hieß dieser, ein rechter Bösewicht.

Herr Dieterich also hauste oben auf der Burg und mit ihm seine Gemahlin, die Agnes von Staufen. Diese letztere hatte in ihrer Herzensgüte sich einer armen Waise namens Rotlind angenommen und selbe aufgezogen. Gut und rein war das Mädchen zur blühenden Jungfrau herangewachsen. Da keimte im Herzen des Burgherrn verstohlene Neigung zu seinem Pflegekind, und wenn auch Rotlinde anfänglich die heimlichen Liebkosungen des Ritters zurückwies, so wurde doch schließlich das Böse Herr in ihr. Immer mehr wurde jetzt die Herrin vernachlässigt, die endlich in abgelegener Kammer allein und vergessen in bitterem Harme die verlorene Liebe ihres Eheherrn beweinen mußte, vernachlässigt von der Dienerschaft, selbst mit Not und Entbehrung kämpfend. Nur zwei von den Hausgenossen hatten Mitleid mit der Armen, — es

waren der Knappe Gerolt, welcher, selbst einem adeligen Geschlecht entsprossen, nach damaliger Sitte in fremdem Dienste die Ritterwürde erwerben mußte, und Immi, die alte Amme der verlassenen Hausfrau.

Endlich litt es die Unglückliche nicht mehr auf dem Scharfenstein, und sie beschloß, heimlich in das Haus ihrer Väter, in die sonnige Staufenburg zurückzukehren. Unbemerkt, wie sie glaubte, und allein floh sie, um zunächst bei den Mönchen von St. Trudpert Schutz zu suchen und dann mit deren Hilfe Staufen zu erreichen. Aber Dieterich von Scharfenstein hatte alle Ursache, die Rache seiner Schwäger zu fürchten; denn die Edlen von Staufen waren bekannt als kräftiges, tapferes Geschlecht, das selbst vor einer Gewaltthat nicht zurückwich, wenn eine ihm angethane Unbill zu rächen war. Darum eilte er seiner entwichenen Gemahlin nach und ergriff sie, ehe sie noch in den schützenden Klostermauern ein Unterkommen hatte finden können. Doch nicht mehr nach dem Scharfenstein sollte sie zurückkehren, sondern drüben am Heidenstein, in tiefster Wildnis unter den Gewölben einer alten Römerburg, auf der Stelle, die man jetzt noch die Burgeck nennt, sollte sie langsam verschmachten. Dort schloß er sie ein und berichtete nach Staufen, daß seine Gemahlin, einem längst gehegten Herzenswunsche folgend, eine Wallfahrt zu Unser Lieben Frau am Schönenbühl bei Todtmoos unternommen habe.

Aber Gott erbarmte sich der armen Dulderin durch die Klugheit und Treue eines auf Burg Scharfenstein wenig beachteten Geschöpfes, eines wegen seiner Häßlichkeit schlecht behandelten Hundes, namens Blauli, so benannt wegen seines grauen, in's Blaue spielenden zottigen Pelzes. Dieser hatte bald den traurigen Aufenthalt seiner gütigen Herrin aufgespürt, die sich oft seiner angenommen hatte, wenn er in Rohheit von anderen gestoßen und gequält worden war. Durch einen unterirdischen Gang, wahrscheinlich einen längst vergessenen Stollen, hatte er Zugang zu ihr gefunden. Auf die Burg zurückgekehrt, legte sich Blauli vor die Füße der

bekümmerten alten Amme, sprang dann an ihr empor und fing an zu winseln, lief dann von ihr zur Thüre und wieder zurück und trieb dies so lange, bis die Alte mehr und mehr aufmerksam wurde. Endlich folgte sie dem guten Tier, so schwer es ihr wurde, über Stock und Stein bis zum alten Gemäuer und erfuhr nun aus dem Munde ihrer gefesselten Herrin die grauenvolle Absicht des Burgherrn.

Immi durfte es jedoch nicht wagen, sofort gegen den Ritter öffentlich aufzutreten, denn sie war seine Leibeigene und jeder Verrat an demselben hätte ihr unfehlbar das Leben gekostet. Sie stellte daher für die nächste Zeit ihr Vertrauen auf Gott. Der kluge Blauli aber trug fortan jede Nacht ein kleines Handkörbchen mit Speisen und Wein, das ihm Immi an den Hals hing, hinüber nach Burgeck und kam beim ersten Morgengrauen wieder zurück. Endlich faßte sich Immi ein Herz und weihte den Knappen Gerolt in's Geheimnis ein.

Da gewahrte man eines Morgens, daß drei Späne aus dem Burgthor zu Scharfenstein herausgeschnitten waren, — das bekannte Zeichen der heiligen Mehme — und neben den Spänen stack ein Messer mit einem Pergamentstreifen, auf dem in feierlichen Worten die Vorladung des verbrecherischen Ritters vor das heimliche Gericht enthalten war. Jetzt erfaßte Schrecken und Bestürzung Dieterich und Rotlinde, denn sie wußten, daß vor den Freirichtern keine Gnade zu finden war. Wohl versuchten sie in der kommenden Nacht zu entfliehen, aber überall versperrten vermummte Gestalten den Weg. Verzweiflungsvoll stürzte sich Rotlinde von der schauerlich hohen Felswand hinab. Dieterich wurde nicht mehr gesehen. Wenn er je entkam, so hat der grelle Feuerschein, der urplötzlich aus der Burg gegen den Himmel emporschlug, weithin seinen dunkeln Pfad beleuchtet. Die Burg sank unter Flammen, und keine menschliche Wohnstätte wurde jemals wieder dort errichtet. Sie wurde fortan das Erbe des Uhus und anderen nächtlichen Raubzeugs, und kaum nennenswerte Mauerstücke bezeichnen die Stelle der ehemaligen Burg.

Frau Agnes aber nahm den Schleier im Klösterlein Rheinthal bei Müllheim, von dem auch längst kein Stein mehr steht.

Nach Schau-ins-Land XV. Jahrgang S. 67 ff.

Die Stadt Münster und das Münsterthal.

Nach alten Berichten stand ehemals im Münsterthal eine Stadt, Münster genannt, die um's Jahr 1320 von den Bürgern Freiburgs in einer Fehde eingenommen und zerstört wurde. Die Münsterischen Krieger, heißt es, zogen gen Krotzingen in der Absicht, die Feinde dort zu überfallen; unterdessen aber waren die von Freiburg über das Hexenthal und den Kohler hergezogen, eroberten die Stadt und zerstörten sie von Grund aus. Die Einwohner sollen sich später in Staufen angesiedelt haben.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 49.

Vor Zeiten war im Münsterthal eine Grube, welche große Ausbeute von gewachsenem Silber lieferte. Durch diesen Reichtum wurden die Bergleute so übermütig, daß sie einem lebenden Ochsen die Haut abzogen. Zur Strafe hierfür ward die Grube unsichtbar, worauf die Bergleute allmählich in Armut gerieten.

In den Bergen, die das Thal begrenzen, halten sich Bergmännchen auf. Den Bergknappen, welchen sie wohlwollen, erleichtern sie das Geschäft dadurch, daß sie im Innern des Gesteins nach außen ihnen entgegen arbeiten. Ihre dumpfen Hammerschläge werden von den Knappen mit Freuden vernommen.

Im Belchen*) liegt ein goldener Klotz auf einem silbernen Sägbock, und in dem See im Innern dieses Berges schwimmen ein goldener Wiesbaum und ein goldenes Kegelspiel umher.

---

*) Vergl. Seite 171 dieses Bandes Artikel: Schoenenbuchen, wo ein Fels erwähnt ist, auf den der hl. Petrus mit einem Schritt vom Belchen herab getreten sein soll.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 28.

Der Bach, welcher das Thal durchfließt, verschlingt jedes Jahr neun Menschen, nach andern alle neun Jahre einen Menschen, und heißt deshalb der Neunmagen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 38.

Im Münsterthal wurde ehedem reicher Bergbau betrieben. Besonders die Gruben Schindler und Teufelsgrund sollen sehr ergiebig gewesen sein. Der Reichtum aber machte die Bergleute so übermütig, daß sie einst einem lebendigen Ochsen die Haut abzogen. Von da ab wich der Segen und Armut kam über die Leute. Auch die Bergmännlein, welche ehemals den Grubenleuten so hilfreich gewesen und ihnen in den langen Stollen und tiefen Schachten entgegengearbeitet, zeigten sich von da ab selten mehr. Vor hundert Jahren aber etwa waren die Männlein noch bekannt; sie hätten sich bei Lustbarkeiten und Tänzen zuweilen unter das Thalvolk gemengt, seien aber zu gewisser Stunde jedesmal verschwunden.

Lucian Reich in Schau-ins-Land III S. 9.

Ein Hauptfest der Bergleute war am Tage St. Barbara, der Schutzpatronin der Bergleute. Alljährlich versammelten sie sich aus den Gruben Teufelsgrund und Gotteseintracht bei Badenweiler zur gemeinsamen Feier. Früh morgens vereinigte sich die ganze Gewerkschaft bei der Münsterthaler Poche und Schmelze. Von da ging es im Zuge, voran die Bergwerksfahne, die Ober- und Untersteiger und eine Musikbande, zur Klosterkirche, wo ein feierliches Hochamt abgehalten wurde. War dieses zu Ende, so begab man sich wieder auf den Sammelplatz, um die Regeln und Satzungen zu verlesen und ein förmliches Sittengericht über Zuwiderhandelnde abzuhalten, zudem wurden strenge Ermahnungen gegeben zur Haltung der Gebote Gottes und der Kirche. — Die zweite Hälfte des Tages war der Fröhlichkeit gewidmet. Ein reichbesetztes Mahl am Klosterhofe erwartete die Festteilnehmer, deren Zahl zuweilen über dreihundert stieg. Jedesmal während des Essens erschien auch der Prälat, der mit seinen Mohren und Heiducken im prächtigen, mit Mauleseln bespannten Galawagen daher fuhr und seine Leute begrüßte. Später begann der Tanz, zu dem die Mädchen des Thales sich gerne einladen ließen, wobei es gebräuchlich war, daß jede Schöne ihrem Liebhaber ein farbiges Sacktüchlein zum Geschenk machte.

In den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunders ging das stets so feierlich begangene St. Barbara gänzlich-Fest ein.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 46 ff.

Sanct Trudpert.

Wo jetzt St. Trudpert steht, war ehedem undurchdringliche Wildnis. Dornig Geheck bedeckte die Halden und Triften. Den halbwilden Heideleuten, die dort hausten, machten Bären und Wölfe den Unterschlupf streitig.

Hier sich niederlassen zu dürfen und ein Stück Land urbar machen, dieses Begehr stellte St. Trudpert an den Herrn dieses Thales, den Grafen Otbert vom nahen Breisgau.

Nachdem er diese Erlaubnis erhalten hatte, trennte sich St. Trudpert von seinen beiden Geschwistern, dem heil. Rupert und der heil. Ehrentrud, die mit ihm das Vaterhaus auf Erins Eiland verlassen hatten, um den heidnischen Bewohnern im fremden Lande zugleich mit dem Samen des göttlichen Wortes auch den Samen künftiger Kultur und Gesittung in's wilde Erdreich zu senken.

Mit welchen Schwierigkeiten der heiligmäßige Einsiedler sein Werk begann, deutet uns die Sage von St. Trudperts Beilwurf*) an, nach welcher anderthalb Stunden von Trudperts Siedelplatz im Moehlingrunde nach der Sage ein anderer Mann, St. Ulrich gleichfalls eine Hütte baute. Da beide nur ein Beil miteinander hatten, mußten sie sich dieses gegenseitig über das Gebirge weg zuwerfen.**)

Als Graf Otbert sah, wie der ehemals unfruchtbare Boden reiche Früchte brachte, stellte er sogar noch sechs Knechte zur Unterstützung. Doch diese waren meist Heiden, und die alten Götter lebten noch fort in ihrem Herzen. Da sie dem hl. Manne helfen sollten, ein Kirchlein zu bauen, erfaßte sie Widerwillen und im grimmen Hasse schlugen sie ihn mit einem Beile tot. Ein 800 Jahr alter Pergamentbrief giebt an, daß dies unter Kaiser Phokas und Papst Bonifaz III. geschehen sei.

*) Vergl. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 37.

**) Die beiden Heiligen lebten zeitlich um mehrere Jahrhunderte entfernt.


S.
T.
KLOSTER
ST. TRUDPERT IM MUENSTERTHAL.

Die Mörder, ein Brüderpaar, flohen ziellos in den Wald, aber nachdem sie drei Tage und drei Nächte umhergeirrt, fanden sie sich wieder am Orte ihrer Blutthat. Dort wurden sie ergriffen und vor's Gericht gestellt; der eine wurde gehenkt, der andere hatte sich vorher das Leben genommen. Der Leib des heiligen Trudpert aber wurde begraben und Graf Otbert vollendete das Kirchlein. —

36 Jahre nachher soll der Heilige, wie die fromme Legende erzählt, einem Manne erschienen sein und die Bitte vorgebracht haben, ihm doch ein anderes Grab anzuweisen, weil er ganz im Wasser liegen müsse. Sein Grab ward darauf geöffnet, sein Leichnam unverwest gefunden und im St. Trudpertkirchlein untergebracht.

Später ließen sich Benedictiner in der Gegend nieder, Brände zerstörten einige Mal die stillen Wohnungen der Mönche und auch die in der Nähe erbaute Stadt verschwand vom Erdboden, man weiß nicht mehr, wann und wie. — Reste des Klosterbaues dienen heute als Pfarrhaus und als Sommerresidenz der Freiherren von Menzingen.

Nach teilweise mündlichem Bericht.

Die Bergleute wähnten nach einem im ganzen Mittelalter verbreiteten Glauben, daß die Nähe eines Mönches ihnen Unglück bringe und das Erz unter seinen Füßen verschwinden lasse. Daher suchten die von St. Trudpert, so oft sich der Abt in ihrem Bereiche sehen ließ, nach uraltem Brauch den bösen Blick durch Hohn und unanständige Geberden abzuwenden; dafür wurden sie vom heiligen Trudpert durch ein großes Grubenunglück bestraft.

Zeitschrift des Oberrheins N.F. II. Bd. S. 366. A. SS. April III p. 429.

Kreuz zu St. Trudpert.

In St. Trudpert ist ein silbernes Kreuz, etwa zwei Schuh hoch, das auf der einen Seite den gekreuzigten, auf der andern den weltrichtenden Heiland zeigt und einen Kreuzpartikel einschließt. Dasselbe nahmen einmal die Gläubiger des Klosters weg, um sich bezahlt zu machen; allein sie konnten

es nur bis Kropbach, durchaus nicht weiter bringen. Darauf hin gaben sie es dem Kloster zurück und erließen demselben seine ganze Schuld.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 30.

Das Brunnenbecken zu St. Ulrich.

1. Der heilige Ulrich hatte sein Kloster im Möhlingrunde ausgebaut und wünschte nun noch einen steinernen Trog zu dem Brunnen. In dem Grunde selbst konnte er jedoch keinen



tauglichen Stein auffinden und anders woher, wegen der Enge des Thalwegs, keinen kommen lassen. Da schlief er eines abends im Freien ein und erblickte im Traum auf dem Meeresgrund einen runden Sandsteinblock, der zu einer

Brunnenschale wie gemacht schien. Als er erwachte, war es Morgen; es kam ein Jäger, sprach mit ihm und erbot sich, nachdem er des Heiligen Traum und sein Verlangen nach dem Steinblock erfahren, diesen noch vor Abend herbeizuschaffen, wenn Ulrich ihm dafür seine Seele verschreibe. Da wußte der letztere, mit wem er es zu thun habe und sagte: „Um neun Uhr will ich Messe lesen und, wenn Du den Stein vor der Wandlung zum Kloster schaffst, nach meinem Tode Dein eigen sein; bringst Du ihn aber erst nach der Wandlung, so gehört er mir und ich nicht Dir." Mit diesem Vorschlag war der Teufel zufrieden und eilte von dannen. Zur festgesetzten Zeit las der Heilige die Messe, worin er Gott um Beistand gegen den Bösen bat. Unterdessen schwebte dieser mit dem Block auf dem Kopfe heran; aber in der Ferne tönte ihm schon das erste Läuten zur Wandlung entgegen, und bei seiner Ankunft auf dem Berg Geiersnest erklang das zweite. Da warf er voll Grimm den Stein in das Thal hinab und fuhr brüllend davon. Mit Freuden sah Ulrich, als er aus der Kirche kam, den Block beim Kloster liegen und ließ aus ihm von seinen Mönchen das kunstreiche Becken mit den Heiligenbildern machen, in welches der Brunnen sich ergießt.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 46.

2. Um den Stein zu einem Troge seinem Kloster zu verschaffen, schloß der heilige Ulrich mit dem Teufel folgenden Vertrag ab: Er wolle eine Messe lesen, unterdessen solle der Böse den Felsen vom Meeresgrund herholen; treffe er damit vor Ende der Messe ein, so erhalte er als Lohn Ulrichs Seele, komme er aber später an, dann müsse er den Stein umsonst abliefern. Darauf las der Heilige die Messe so, daß er nur ihre Hauptteile, Aufopferung, Wandlung und Kommunion verrichtete, alles Übrige aber wegließ, und daher fertig war, als der Teufel mit dem Felsen auf dem nahen Winterberg anlangte. Sich überlistet sehend, ließ der Böse zornig den Stein in den Klostergarten hinabrollen. Wo er ihn angefaßt, hatten seine Krallen tiefe Eindrücke gemacht, die noch jetzt an der Brunnenschale zu sehen sind.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 47.

Pflanzt ein Kranker einen Nußbaum im Gartenfeld zu St. Ulrich, so schwindet mit dem Wachstum des Baumes die Krankheit.

Schreiber, Taschenbuch f. Geschichte und Altertum von Süddeutschland 1839, S. 329.

Aus dem Stein ward ein kunstvolles Brunnenbecken gefertigt. An seinem Rande zeigt es in der einen Hälfte Christus mit dem Kreuze, zwischen Moses und Elias sitzend, mitten unter zwölf Propheten, die stehend größtenteils mit Spruchbändern abgebildet sind. In der anderen Hälfte sitzt Christus zwischen den Sinnbildern der vier Evangelisten, neben ihm zu beiden Seiten die Apostel. Jede Figur befindet sich in einer eigenen Rundbogennische.

Schreiber, Taschenbuch f. Gesch. 1839 S. 346.

Von der verschollenen Burg Birchsberg.

Auf dem Birkenberg ganz nahe bei St. Ulrich stand in alten Zeiten eine Burg, deren dürftige Mauerreste durch die ungeheuren Schneebrüche des Winters 1885/86 blosgelegt wurden. Nahe bei der Burg ist noch die Vertiefung des Weihers zu sehen, der den Burggraben speiste und als Reservoir diente. Die Burg lag inmitten von neun jetzt noch zugänglichen Stollen, in denen es nicht ganz geheuer ist. Von Mord und Todschlag, der darin verübt wurde, wird berichtet, und von den Geistern der Abgestorbenen oder vielleicht auch von Abgestorbenen.

Einst vergnügten sich Knaben nach der Vesper damit, Steine in den tiefsten Schacht zu werfen, um das Anschlagen derselben zu hören, bis auf einmal eine wehklagende Stimme aus der Tiefe erklang. Von bangem Grauen erfaßt, flohen die Knaben davon, um nie mehr dorthin zurückzukehren.

Polnsignon, nach mündl. Bericht in Schau-ins-Land XIII 1886 S. 83 f.

Geld in Asche verwandelt.

Im Münsterthal stieß einst ein Mädchen beim Graben auf einen Hafen voll Silbermünzen. Ungesäumt trug sie ihn

heim, fand aber dort, statt des Geldes, lauter Asche darin. Hätte sie gleich beim Auffinden der Münzen etwas Geweihtes darauf gelegt, so würden sich dieselben nicht mehr haben verwandeln können.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 31.

Brandkorn wird zu Geld.

In einem Hungerjahr kamen zwei arme Kinder, ein Mädchen und sein Bruder, aus dem Münsterthal zu einem reichen Bauer und baten ihn um Brot. Barsch abgewiesen, warteten sie vor dem Hause, bis das Tischtuch zum Fenster hinaus ausgeschüttelt wurde, wo sie dann die Brötlein auflasen und verzehrten. Hierauf gingen sie in die Scheuer, worin gedroschen ward, und suchten die Brandkörner zusammen, um sie ihren Eltern zu bringen. Auf dem Heimweg wurde dem Mädchen die Schürze und dem Buben die Kappe, worin sie das Brandkorn trugen, sehr schwer, und als sie sie zu Hause ausleerten, fiel zu ihrer und ihrer Eltern großen Freude lauter Geld heraus. Nachdem der reiche Bauer dies erfahren, ließ er die übrigen Brandkörner auch sammeln und aufbewahren; allein dieselben wollten sich nicht in Geldstücke verwandeln.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 82.

Weiße Jungfrau.

Vor sechzig Jahren sah ein Bube vom Rothenhof, als er zum ersten Mal mit dem Vieh in den dortigen Bergwald fuhr, auf dem Troge des Tränkbrunnens eine weiße Jungfrau sitzen, die ihm hinwinkte. Erschrocken eilte er auf den Weideplatz zu den anderen Hirtenknaben und erzählte ihnen, was ihm begegnet. Sie sagten ihm, die weiße Jungfrau sei schon oft da gesehen worden, und wenn sie ihm wieder winke, solle er nur zu ihr gehen. Am andern Tage that er dies und wurde von ihr mit folgenden Worten angeredet: „Du kannst

mich aus diesem Gebirge befreien, in welchem ich schon zwei hundert Jahre umgehe, und mir zum Himmel verhelfen. Komm heut Nacht um zwölf Uhr wieder hierher, dann wirst Du von mir erfahren, was Du zu meiner Erlösung zu thun hast!" Damit war sie verschwunden. Zur bestimmten Zeit kam der Bube zu dem Brunnen, auf dessen Trog der Geist wieder saß und sprach: „Geh jetzt dort in den Wald und hole mir den goldenen Kelch her, den Du unter einer großen Tanne finden wirst. Es geschieht Dir kein Leid; Du darfst aber weder ein Wort sprechen, noch Dich durch etwas irren oder schrecken lassen. Habe ich den Kelch, dann fülle ich ihn hier am Brunnen, trinke ihn aus und bin erlöst." Guten Mutes machte sich der Knabe auf den Weg und kam richtig zur Tanne, worunter der Kelch sich befand. Da hörte er in der Luft ein Gesause; er blickte empor und sah über sich einen großen Mühlstein an einen dünnen Faden hängen (nach Andern: ein gewaltiges Schwert), welches sich schnell herumdrehte und auf ihn herabzustürzen drohte. Voll Schrecken stieß er einen Schrei aus und floh über Hals und Kopf zum Brunnen zurück. „Nun ist es um meine Erlösung geschehen", klagte die Jungfrau, „und ich muß wieder warten, bis die kleine Tanne hier zu einem Sägbaum geworden und aus seinen frisch geschnittenen Brettern eine Wiege für ein neugeborenes Kind gemacht ist. Wenn dasselbe dann Dein jetziges Alter erreicht hat, so wird es mich von meinen Leiden befreien." Hierauf verschwand die Jungfrau, welche in der Folge wieder öfters am Brunnen gesehen worden ist.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 34.
Etwas verändert in Aurelia, Badens Sagenkreis, S. 118 ff.

Heldentod der 300 Kirchhofener.

Zur Zeit des Schwedenkrieges versammelte der greise Kastellan des Schlosses zu Kirchhofen die streitbaren Männer des Kirchspiels; unter der Führung des jugendlichen Waldmeisters Hans Scherlin ordneten sich die Kirchspielsgenossen,

um mit den Truppen des Herzogs Feria von Breisach zu ziehen, welches von den Schweden belagert wurde. Vor dem Ausmarsch überreichte Anna, des Kastellans Töchterlein, dem mutigen Scherlin, ihrem Verlobten, eine Rose, die sie einst von einem Pilger aus dem Morgenland erhalten, und die dem, der sie trug, geheime Kräfte verleihen sollte.

Aber die tapfere Schar mußte sich vor den Schweden in's Kirchhofener Schloß zurückziehen, wo sich auf die Kunde von dem Anrücken des Feindes bereits neunzig Bauern von Ölinsweiler und Pfaffenweiler versammelt hatten. Scherlin mit seiner Schar postierte sich am Fuße des Hügels vor der Kirche, wo ein Verhau den Weg versperrte. Als die Feinde nahten, ertönten die Sturmglocken, und mancher Schwed ward zu Boden gestreckt, bis Scherlin, endlich im Rücken angegriffen, sich auf's Schloß zurückziehen mußte. Ein Wassergraben, über den eine Zugbrücke führte, umgab die Feste, hinter deren Mauern die Kirchspielsgenossen mit Karpannen und Doppelhacken den Feind weidlich aufhielten.

Unterdessen hatten die Schweden das Dorf eingeäschert und auch die Kirche wurde ein Raub der Flammen. An diesem heiligen Orte war auch Anna mit mehreren Jungfrauen im Gebete versammelt, als die wilden Soldaten heranstürmten. Nirgends mehr einen Ausweg vor sich sehend, betete Anna zur Mutter Gottes; da schien es dem Mädchen, als winke das Gnadenbild mit der Hand zur Seite nach der Thüre des Turmes, die offen stand und in's Freie führte. Die Jungfrau folgte dieser Eingebung und führte ihre Gespielinnen glücklich über die Trümmer dem Walde zu, wohin schon vorher die Einwohner sich geflüchtet hatten.

Die Nacht war unterdessen hereingebrochen, und nur noch das Schloß stand unversehrt. Es war dem Feinde gelungen, die Schleußen des Wassergrabens zu zerstören und so diesen trocken zu legen. Früh am Tage stürmten sie die Mauern; Schaffalnzki, der schwedische Obrist, leitete den Angriff. Durch Feuerbrände kamen die Belagerten in Gefahr, unter den einstürzenden Giebeln begraben zu werden. Hans Scherlin, der

tapfere Führer, war gefallen, und die Überlebenden suchten durch Kapitulation freien Abzug zu gewinnen. Es wurde ihnen solcher zugesagt; aber beim Herauskommen wurden die Wehrlosen einer nach dem andern mit Keulen und Spitzhämmern erschlagen.

Nach dem Abzug des Feindes wagten die versprengten Weiber und Kinder sich wieder aus den Wäldern hervor, unter ihnen die Tochter des Kastellans, die den Verlust des Vaters und des Geliebten zu beklagen hatte. Aber als sie unter Thränen um die Leiche des erschlagenen Waldmeisters sich beschäftigte, da erwachte der Schwerverwundete aus seiner Betäubung, um unter der liebevollen Pflege seiner Braut dem Leben wieder geschenkt zu werden.

Auf Veranlassung des geretteten Paars wurden später die Gebeine der erschlagenen Kirchspielsgenossen gesammelt und begraben, die Schädel mit der sichtbaren Todeswunde aber in einer eigens erbauten Kapelle zur ewigen Erinnerung aufbewahrt.

Mit großer Pietät betrachtete das Volk diese Überreste, und erst nach langem Widerstreit der Gemeinde konnte im Jahre 1812 die Kapelle abgebrochen und ihr Inhalt zur Erde bestattet werden. Der Pfarrer, welcher den Abbruch betrieben, weil die Kapelle die Aussicht aus dem Pfarrhofe hemmte, soll noch auf dem Todbette reuevoll ausgerufen haben: „Wieder aufbauen, das Totenhäuslein!"*) Auch sagen die Pfarrangehörigen, daß der Maurer, der die Zerstörung vollzogen, noch im selbigen Jahr, da der Geistliche verstarb, beim Holzriesen erschlagen worden sei.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 28 ff.

*) Ähnliches wird vom Abbruch des Beinhauses in Kirchzarten erzählt.

Kirchenverhöhnung bestraft.

Als die Schweden Kirchhofen angezündet hatten und dann weiter zogen, wandte sich einer ihrer Anführer auf dem Pferde halb um und rief, auf die Kirche zeigend: „Seht doch, wie das Geißhaus brennt!" In dieser Stellung erstarrte er und war trotz aller Bemühungen nicht daraus zu bringen. Da gelobte er, auf seine Kosten die Kirche so wieder herzu-

stellen, wie sie gewesen, wenn ihm geholfen würde. Daraufhin hörte die Erstarrung auf, und er säumte dann nicht, sein Gelübde in Erfüllung zu bringen.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 45.

Die zwei Nonnen zu Kirchhofen.

Bei der Verbrennung Kirchhofens durch die Schweden ward auch das Frauenkloster neben der Kirche angezündet. Zwei Nonnen flüchteten sich unter das Dach des Kirchturms; aber bald stand dieser ebenfalls in Flammen. Da riefen sie die Mutter Gottes um Hilfe an und gelobten ihr, wenn sie gerettet würden, die Gebeine ihrer vielen erschlagenen Mitbürger in einer Kapelle auf dem Gottesacker aufzusetzen. Sogleich erblickten sie auf dem Kirchhofe mitten unter den Feinden die heilige Jungfrau; sie hatte die Schürze ausgebreitet und winkte ihnen hineinzuspringen. Voll Zuversicht thaten sie es, eine nach der andern; sie blieben unversehrt und ungesehen und entkamen glücklich aus dem Dorfe. Erst nach sieben Jahren konnten sie dahin zurückkehren, wo sie auf dem Gottesacker die neugebaute Michelskapelle fanden. Ohne Säumen ließen sie nun die Gebeine der dreihundert Erschlagenen ausgraben und setzten sie in dem unterirdischen Gewölbe der Kapelle so schön auf, daß Jung und Alt sich daran erbaute.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 42.

Das Kreuz am Kirchhoferweg.

Ein Reiter eines französischen Korps, das im Jahre 1796 die Gegend von Staufen unsicher machte, ritt, wahrscheinlich mit einer gefahrbringenden Ordre beauftragt, bei dem Kruzifixe am Wege von Staufen nach Kirchhofen vorbei. Da er einen mit Geld ziemlich gefüllten Beutel bei sich hatte, sagte er, dem Bilde sich nähernd: „Da — heb mir diesen

Beutel auf," und legte den Schatz hinter das Haupt des Gekreuzigten und ritt seines Weges. Als nach Jahresfrist die Kriegsläufte den Soldaten wieder in die Gegend brachten, hielt er bei dem Kreuze an, und siehe! Der Beutel lag noch unversehrt am nämlichen Orte. Der Reiter, ein Elsäßer, und etwas „religionsspöttisch", erzählte die Geschichte nachher seinen Quartierleuten.

Seltsameres soll dem alten Boten Pfefferle von Staufen passiert sein, als er im Jahre 1812 auf seinem Gange nach Freiburg an dem Kreuz am Kirchhoferweg vorbeikam. Eine hagere Gestalt trat ihm plötzlich in den Weg, so daß er stehen bleiben mußte; in den Lüften hörte er Getöse wie Schwertergeklirr von Geharnischten. Als zufällig Bekannte von Staufen des Weges kamen und den Alten anredeten, verschwand das Phantom. — Kurze Zeit darauf kamen die Soldaten aller Waffengattungen der Alliierten auf ihrem Wege nach Frankreich durch diese Gauen und nahmen später Paris ein.

Lucian Reich, Wanderblüten S. 34.

Die Tafel bei Kirchhofen.

Als einst nachts der Felsenmüller von Ehrenstetten mit vollem Geldgurt heimging, ward er im Walde bei Kirchhofen von drei raubsüchtigen Bauern angefallen. In demselben Augenblick fing sein Hund in der über eine Stunde entfernten Mühle an so zu rasen, daß die Knechte ihn von der Kette los machen mußten. Stracks rannte er nun seinem Herrn zu Hilfe, riß zwei der Bauern nieder und jagte den dritten in die Flucht. Wegen dieser wunderbaren Errettung ließ der Müller auf dem Platz eine Tafel errichten, worauf das Auge Gottes abgebildet ist, mit der Unterschrift: „Gott ist überall zugegen, wie in offenen Landen, so in düstern Wäldern." Die Tafel ist noch an dem Orte, der deshalb der Tafelplatz genannt wird.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 46.

Fronfastenweiber.

In einer Fronfastennacht stellte sich ein Mann zu Kirchhofen unter die Linde hinter der Kirche, um die Fronfastenweiber vorbeireiten zu sehen. Bald darauf zogen sie auf Besen vorüber, eine von ihnen aber ritt zu ihm hin, indem sie sagte: „Ich will einen Nagel in den Pfosten dort schlagen." Im Nu stak ihm ein schuhlanger Eisennagel im Kopfe, welchen er nur dadurch herausbrachte, daß er sich des andern Jahres in der gleichen Fronfastennacht abermals unter den Baum stellte, wo das Weib wieder zu ihm kam und den Nagel herauszog. Zum Andenken wurde der Kopf des Mannes in Stein ausgehauen und am Sigristshaus eingemauert, wo er noch jetzt zu sehen ist.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 48.

Der Schatz im Ambringer Grunde.

Auf dem Schloßberg im Ambringer Grunde stand vor Zeiten eine stattliche Burg, und in der Nähe war ein dazu gehörendes Bergwerk. Dasselbe lieferte an Gold und Silber so reiche Ausbeute, daß die Burgherren in einem unterirdischen Gewölbe große Schätze aufhäufen konnten. Darunter befanden sich neun silberne Kegel und drei goldene Kugeln, womit die Bergleute an Festtagen nach der Vesper zu spielen pflegten. Der Schlüssel des Gewölbes war von Gold und hing auf Altar der Schloßkirche, an dem goldenen Standbilde ihres Schutzheiligen Martin. Eine halbe Stunde von der Burg wohnte in einer Waldklause an dem Ursprung der Felsenquelle ein Einsiedler, namens Heini, welcher auf dem Schlosse gut bekannt war. In einer Nacht wurde dieses plötzlich von Feinden angegriffen und nach kurzer Gegenwehr eingenommen. Während die Feinde raubten, alle Bewohner ermordeten und das Schloß den Flammen preis gaben, gelang es dem Einsiedler, das Standbild des heiligen Martin nebst dem goldenen

Schlüssel zu retten. In das Gewölbe kamen die Feinde nicht, und noch jetzt liegen alle die Reichtümer darin, wobei ein schwarzer Riese und ein zottiger Bär Wache halten. Auch Bruder Heini, der mit dem Standbild und Schlüssel bei dem Eselbrunnen in tiefer Bergschlucht begraben ist, muß als Geist die Schätze hüten. Wie bei seinen Lebzeiten geht er mittags an der Quelle auf und ab, indem er aus einem Buche betet. Wenn man ihn ruft, bleibt er stehen, aber ohne umzuschauen.

Einen Mann aus dem Münsterthal führte er eines Abends in die verfallene Burg und darin in einen unterirdischen Gang, der vorn, in der Mitte und hinten eine eiserne Pforte hatte. Die letzte derselben war eine Gitterthüre, und alle drei wurden von dem Einsiedler mit dem goldenen Schlüssel aufgemacht. Alsdann kamen sie in das Gewölbe, wo der Mann alle die Reichtümer betrachtete, aber nichts davon mitnehmen durfte. Beim Herausgehen schloß Heini die Pforten wieder zu, und außerhalb der Burg schied er von dem Manne.

Das Bergwerk ist längst eingegangen und von ihm nichts mehr übrig, als ein halb verschütteter Schacht.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 44.

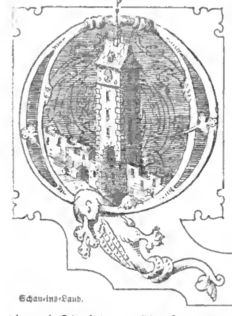
Umgehende Feldmesser.

In früheren Zeiten ist die Gemarkung von Ehrenstetten durch betrügerisches Feldmessen beträchtlich vergrößert worden. Zur Strafe dafür müssen die Messer seit ihrem Tode auf der Markung ganz feurig umgehen, wobei sie ganze Nächte hindurch das Feld mit glühenden Stangen messen und diese zuweilen an die Bäume schlagen, daß die Funken wie in einer Schmiede umherfliegen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 44.



Die Stadt Kems und das versunkene Heer.



Schau-ins-Land.

uer über den Neumagen zieht sich Krozingen hin mit drei Höfen, welche den Namen Kems tragen. (Lucian Reich, Wanderblüt. Seite 39).

In alter Zeit kam ein großes, christliches Heer an den Schliengenerberg, dort teilte es sich in zwei kleinere, das eine zog nach Frankreich auf das Ochsenfeld, das andere in die Stadt Kems, die auch Thonsul und Ehrenstatt genannt wird. Sie hatte vier Stunden im Umfange; da, wo jetzt in Krozingen die Kirche steht, stand das Schloß und an der Stelle der Ulrichskapelle die Pfarrkirche; die sogenannten Weingärten waren die Rebäcker eines dabei gelegenen Frauenklosters; an der Stelle des Laufbrunnens auf dem Moos befand sich der Marktbrunnen und nicht weit davon, wo nun ein Sumpf ist, ein prächtiges Münster. Ohne daß man weiß warum, sind die Stadt und die beiden Heere zugleich in die Erde versunken. Bei bevorstehendem Krieg ertönt aus der Tiefe Trommelschlag und das Geläut der Münsterglocken. Einst aber, wenn die Christen zu einem kleinen Haufen zusammengeschmolzen, den letzten Rettungskampf gegen die Ungläubigen wagen, kommen die zwei Heere ihnen zu Hilfe und hauen den Feind in Stücke.

Dann gelangen sie zur ewigen Ruhe, und die Christen auf Erden werden an Heiligkeit der ersten Gemeinde unter den Aposteln gleich.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 40.

Schlatt.

Volle 42 Jahre übten in Schlatt Ordensbrüder mit Ordensschwestern Krankenpflege bei strengen religiösen Observanzen unter mancherlei Schwierigkeiten und Streitigkeiten, bis das Haus im Jahre 1362 unter einer gewaltigen Schuldenlast zusammenbrach. Die Johanniter von Heitersheim übernahmen Haus und Hof mit allem Zubehör, mit Wunn und Waid, Vieh und Hausrat nebst dem Kirchenpatronat mit der Verpflichtung, die Ordensbrüder und Ordensschwestern bis an ihr Lebensende zu versorgen und die Gläubiger auf irgend eine Weise zu befriedigen. Der Convent wurde aufgelöst, die Conventualen starben; das Lazaritenhaus ist verschwunden. Bis 1840 lagen noch mannshohe, eisenfeste Mauerblöcke im Mühlegarten und noch wird eine Klosterfrau gesehen,*) welche in ihrem Ordenskleide das grüne Kreuz auf dem Mantel in den Herrenreben zu heiligen Zeiten gemessen auf und abschreitet und gegen die Quelle verschwindet.

Auch wird es nicht bezweifelt, daß unter den Herrenreben noch große Schätze verborgen sind, obschon es historisch überliefert ist, daß sämtliche Erträgnisse der Stiftung im Jahre 1275 nur auf 10 Mark Silber geschätzt wurden.

1840 wurde die alte Mühle verkauft und niedergerissen und auf dem rechten Ufer stattlich neu gebaut; verschiedene

*) Die Stifterin des ehemaligen Klosters der Lazaristinnen zu Schlatt erscheint noch dort in manchen Nächten. In ihrer Ordenstracht, mit goldglänzenden Schuhen, geht sie schweigend, die Hände übereinander gelegt, von dem Platze des Klosters durch das Herrengäßlein in die Herrenreben. Wer ihr über seine rechte Schulter nachschaut, dem verschwindet sie sogleich, wer es aber über die linke thut, der sieht sie bis in die erwähnten Reben.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 37.

Wandelungen machten daraus ein Bierhaus, das mit seinem umfangreichen Eishaus die Area des Lazarushofes bedeckt.

Im Glauben an die Heilkraft der Quellen beruhte auch das alte Baderecht, welches an dem mit steinernem Kruzifix gekennzeichneten Hause von Augustin haftete, und mit der Mühle käuflich erworben, doch nicht mehr ausgeübt wurde.

Der Glaube an diese Heilkraft schwand nicht. Bis gegen die Mitte des Jahrhunderts konnte man noch auf dem Apollinarisaltar der Kirche sieche Kinder liegen sehen, die oft weit hergebracht und von der alten Müllerin in den drei höchsten Namen durch das Bächlein durchgezogen waren.*)

Der Bach fließt mitten durchs Dorf; auf seinen Brücken wird das Dorftier gesehen, ein schwarzer Hund mit feurigen Augen, welcher riesengroß anschwillt, wenn man sich ihm nähert, und plötzlich verschwindet; dann wird oft auch d e r gesehen, der den Kopf unterm Arm hat.

Auch das „Waschweibl" treibt sein Unwesen; es plätschert und tätschelt und watschelt im Wasser besonders in der großen Lache im Drexlihof; es wird nicht gesehen; aber deutlich gehört und sehr gefürchtet.

Dagegen ist der Popili (auch Ludi genannt) ein guter Hausfreund; sein Aufenthalt ist Stall und Scheuer; da hilft er, so oft man ihm ruft, und verrichtet Knechtsarbeiten: Man ruft z. B. abends „Popili! richte Futter, nicht zu wenig und nicht zu viel" und am Morgen ist alles geordnet; vergißt man aber das Maß zu sagen, so ist alles überfüllt und verkehrt.

Ein böser Gast ist im Dorfe auch das Schrötili, es befällt meistens den Schlafenden; doch ist man auch sonst vor ihm nicht sicher. Albert lag im Bett; er hörte ganz genau, wie es durch's Fenster in's Zimmer und am Bett heraufkam; es war ein junger Hund, den er auf sich liegen fühlte und dann auf den Boden warf; doch dieser kam wieder und drückte ihn, daß ihm Hören und Sehen verging. Auch das Vieh in den

*) Siehe Schau-ins-Land, 11. Jahrlauf 7—15, Quelle in Schlatt und das Haus des hl. Lazarus von Boinsignon.

Ställen wird vom Schrötteli geplagt; man findet die Pferde am Morgen schweißtriefend, geängstigt und müde in ihrem Stande angebunden oder auch losgelöst und durcheinander getrieben mit verfilzten und geknodeten Mähnen. In einem sehr großen Stalle wurde als sicherer Schutz beständig ein Geißbock eingestellt.

Zuweilen hören die Schlatter auch den Chuchihänsel, der eine schreckliche Zit verführt, einen wilden Lärm macht; er jagt besonders zwischen dem Bühl und Hegerain über Feld und Wiesen gegen das Gebirge hinauf; man hört weithin Schreien und Johlen, Rasseln und Hetzen; jedes Roß scheut und jeder Hund drängt sich ängstlich an seinen Herrn beim Beginn des Bühls, auf dem auch zu hl. Zeiten Glockengläute von dem da versunkenen Orte Simtzhofen gehört wird. Über den Hegerain ging Martin einmal spät nach Hause und sagte zu einer ihm begegnenden Frau: „Wohin Jungfer so spät?" Und mit schaurigem „Tichudrihu" bricht sie sausend durch das Gehölz den Rain hinab dem Bühl zu. Das war dem Chuchihänsel seine Frau. Auch der Schimmelreiter wird auf diesen Wegen gesehen.

Auf den Feldern werden herumwandelnde Geister beobachtet; denn wer einen Grenzstein im Leben verrückt, muß dafür umgehen nach seinem Tode, bis ein Sonntagskind kommt, das ihn erlösen kann. Ebenso findet auch die Hand, welche sich zu einem falschen Schwur erhoben hat, nach dem Tode keine Ruhe; sie wird von der Erde ausgeworfen. Verstorbene können erscheinen. Zwei Bauern gelobten sich, daß der Erstverstorbene dem Überlebenden sein Schicksal melde. Beim Wasserhüten auf den Matten kam zum Hinterbliebenen der Verstorbene mit den Worten: „Lebe recht! den dreißigsten hab ich nicht gebraucht."

Auch große Schätze birgt der Ort. Noch ist ein kleiner Teil des Eichwaldes, der bis vor wenigen Jahrzehnten das uralte Breisacher Sträßle von Feldkirch nach Thunsel einschloß, als Sauweide erhalten. Darauf lag der Hittebuck, ein ca. 12 m hoch aufgeführter Hügel mit der großen Eiche.

Da irgendwo ist das Grab des heidnischen Königs, der mit dem goldenen Kalb und allen seinen Schätzen drei Stund von der „hohen Stroß" begraben liegt. Professor Schreiber († 1872) durchforschte den Buck und fand Aschenurnen ältester Art, wie sie noch heute in der Umgebung des von den Bauern als Dungerde nun verführten Hügels mehrfach gefunden werden.

Eitel Gold findet man auch am Hegerain und in der Steingrube. Man sieht es von ferne an Quatembertagen glänzen; eilt man dazu, um es zu holen, so findet man Kohlen; wer diese aber einsteckt und den rechten Glauben hat, hat zu Hause wieder glänzendes Gold.

Auch das goldene Kegelries wird sicher noch gefunden, welches im nahen Hochwald ein Unwetter den übermütigen Bergleuten verdeckt hat. Auch das Christopheln, Schätze mit Hilfe des Bösen graben, wurde gepflegt; doch ist die Beschwörungsformel nicht mehr zu erfragen und nur noch bekannt, daß man ein Meßgewand dazu braucht. —

An dem steil abfallenden Hügel, neben der Kirche, entspringt eine heilkräftige Quelle, welche immer gleich kalt und gleich stark fließt und nach wenigen Schritten die Dorfmühle trieb. Diese stand auf dem linken Ufer; auf dem rechten stand das Lazaritenhaus. Ritter Gottfried von Staufen hatte in Palästina auf dem Kreuzzuge mit Barbarossa die Brüder vom Spital des heiligen Lazarus im Kampfe gegen die Ungläubigen und in der Pflege der Kranken kennen gelernt und die Gründung eines Lazaritenklosters in seiner Heimat gelobt. Im Glauben an die Heilkraft unserer Quelle widmete er dazu im Jahre 1220 den Kirchensatz und seinen Widumhof an der Quelle zu Schatt und baute das erste und einzige Lazaritenhaus in Deutschland, das erste Leprosenhaus im Breisgau, vor allem bestimmt für die elendesten aller Kranken, für Aussätzige. Andere Krankenhäuser verweigerten diesen meistens die Aufnahme; denn der Aussatz ist ansteckend und nicht heilbar; eiternd fallen die einzelnen Gliedmassen ab; der Unglückliche fordert außerordentliche Pflege und Opfer und wird erst nach schmerzvollen Jahren durch den Tod erlöst. Prof. W.

Der Hunnenfürst mit dem goldenen Kalb.

Bei einem Einfall in Deutschland kamen die Hunnen nach Schlatt, zerstörten das Frauenkloster bei dem Heilbrunnen und den größten Teil des Dorfes. Zwischen diesem und dem

Rheine trafen sie das Heer der Deutschen und erlitten eine völlige Niederlage. Ihr Fürst fiel in der Schlacht; er wurde von ihnen in einen goldenen Sarg gelegt, den ein silberner und letzteren ein hölzerner umschloß, und mit seinen Schätzen und einem lebensgroßen goldenen Götzenkalb drei Stunden von der Hochstraße in dem Heidenbuck begraben. Über dem Grabe errichteten die Hunnen einen mächtigen Hügel und rechts und links, in geringen Entfernungen, je einen kleinern, damit die Feinde nicht wissen sollten, wo der Fürst begraben sei. Noch immer ist dieser mit all den Kostbarkeiten unaufgefunden. Auf dem Schlachtfelde läßt in manchen Nächten Kampfgeschrei und Waffengetös unsichtbarer Streiter sich hören.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 86.

Geld sonnt sich.

Während der Mittagsruhe sahen einmal die Steinbrecher von Biengen auf dem nahen Schlatter Rebberg einen schimmernden Haufen liegen. „Heute ist der 1. März, da sonnen sich die Schätze", sprach einer von ihnen und eilte nach dem Berge. Dort fand er nur thönerne Scheiben und nahm einige zu seinen Genossen mit. Diese zerschlugen sie in kleine Stücke, deren er etliche einsteckte, um sie seinem Meister zu zeigen. Als er dies am nächsten Morgen thun wollte, fand er statt ihrer zerschlagene Silbermünzen, auf dem Berg aber, wohin er sogleich lief, keine Scherben mehr und keine Geldstücke.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 38.

Geist niest.

Drei Männer aus Krotzingen gingen einst nachts von Staufen nach Hause. Im Hohlweg hörten sie zwei mal stark niesen; „Helf Gott!" sagte jedesmal der eine, aber als es zum dritten Mal nieste, sprach er: „Wenn Dir Gott nicht hilft, so helfe Dir der Teufel." Da rief eine klägliche Stimme: „Hättest Du noch ein mal „Helf Gott" gesagt, so wäre ich jetzt erlöst, nun aber bin ich ewig verdammt!" und verhallte dann in Jammertönen.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 85.

Hartheim a./Rh.

Westwärts vom Dorf ist ein größeres, tiefes (10 m) Wasserbecken, d. s. g. „Tiefe Loch.“ Hier soll ehemals eine Kirche gestanden sein; dieselbe ist an dieser Stelle versunken und man hat dann eine andere Kirche — ostwärts — weit in's Feld gebaut. So soll der Ort Feldkirch — $^1/_4$ Stunde östlich von hier — entstanden sein.

Übrigens ist Feldkirch jedenfalls viel älter als Hartheim. Der Kirchturm in ersterem Orte ist der Bauart nach wahrscheinlich ein römischer Wartturm gewesen, und dürfte an der Römerstraße von Badenweiler nach Breisach gelegen gewesen sein. Stert.

Geldmännlein.

In Hausen an der Möhlin hatte eine Frau ein sogen. Geldmännlein. Dies war eine lebende Kröte, welche sie in einer Schachtel aufbewahrte, täglich in einem Glase Rotwein badete, das sie dann austrank. Jeden Abend legte sie einen Thaler zu der Kröte in die Schachtel, und am andern Morgen konnte sie stets zwei solcher Geldstücke herausnehmen. Nachdem sie sich so genug Vermögen gesammelt, suchte sie das Geldmännlein zu verschenken, allein sie brachte es nicht an und starb endlich, ohne es los geworden zu sein. Da füllte sich gleich das Haus mit schwarzen Katzen, deren eine bei dem Leichnam sitzen blieb, bis er begraben wurde. Auch nachdem dies geschehen war, tobten die Katzen in dem Hause umher, und da sie auf keine Weise hinausgebracht werden konnten, ward es von seinen Bewohnern verlassen. Viele Jahre stand es leer, endlich wurde es ganz neu hergestellt, und seitdem sind die Katzen daraus verschwunden.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 89.

Berchtoldskirche.

Berchtoldskirch lag eine halbe Stunde nordöstlich von Mengen, an Stelle des jetzigen Friedhofs. Der Ort ist sehr alt und schon im Jahre 1150 ward ein Priester von Birthilinchilicha erwähnt.



Aus Schau-ins-Land

Über die Schicksale des abgegangenen Dorfes fehlen sodann bis zum Jahre 1766 alle urkundlichen Nachrichten. In diesem Jahre werden zwei Höfe zu Bechtoldskirch erwähnt und selbst ein Thor wird angeführt. Im Jahre 1830 ward das Schulhaus, später das Pfarrhaus und die Kirche nach Mengen verlegt.

Poinsignon nach mündl. Bericht in Schau-ins-Land XIII 1888 S. 8 ff.

In der Nähe des Platzes, wo einst die alte Kirche gestanden, befindet sich jetzt noch ein verschütteter Brunnen, in welchen sich die Glocken flüchteten und verbargen, als die Kirche protestantisch wurde. Dort ruhen sie noch; aber niemand weiß mehr die Stelle zu bezeichnen, wo der Brunnen liegt. Zu derselben Zeit, als die Glocken vom Turme herab sich in

den Brunnen versenkten, verließ auch das Standbild der Jungfrau Maria seinen Platz in der Kirche, um sich nach Kirchhofen zu flüchten. An der Quelle angekommen, die seither der Frauenbrunnen heißt, ruhte die Madonna auf kurze Zeit aus und nahm wehmütigen Blickes zum letzten Mal Abschied von der ihr geweihten Stätte vieler Jahrhunderte.

Hexe als Hase.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts war Josef Klingler herrschaftlicher Jäger in Ober-Rimsingen und als trefflicher Schütze bekannt. Eines Tages sah er auf dem Felde einen Hasen sorglos in seine Nähe kommen, er schoß auf ihn, bekam aber von seinem Gewehr einen heftigen Stoß, und der Hase hüpfte unverletzt von dannen.

Nachdem dies dem Jäger noch einige Mal begegnet, wandte er sich an die Kapuziner in Staufen. Von denselben erhielt er eine kleine Ladung geweihten Pulvers mit der Weisung, dazu nur solche Schrote zu nehmen, die nicht töten könnten. Er that es, und als bald nachher der Hase wieder gegen ihn kam, schoß er auf ihn, ohne vom Gewehr gestoßen zu werden. Da floh derselbe im schnellsten Laufe nach dem Dorfe, und als der ihm nacheilende Jäger auch dahin kam, hörte er, daß der Arzt zu der Frau des Vogts geholt werde, die einen Schrotschuß erhalten habe. Jetzt wußte er, wer der Hase gewesen, den er fortan nicht mehr zu Gesicht bekam.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 42.

Totenschau.

Ein Nachtwächter in Ober-Rimsingen pflegte allnächtlich, wenn er beim Ausrufen der Stunden an die Kirche kam, knieend ein Vaterunser zu beten. Während dessen sah er stets diejenigen Ortsbewohner, welchen binnen vierzehn Tagen der Tod bevorstand, auf den Plätzen des Kirchhofs knieen, wo sie nachher begraben wurden. B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 41.

Toter von Wasser und Erde ausgeworfen.

Ein Geizhals in Munzingen hatte viel Geld zusammengescharrt und der Gemeinde Felder und Gerechtsame widerrechtlich entzogen. Nach seinem Tode litt ihn die Erde nicht in sich, sondern stieß allnächtlich den Sarg aus dem Grabe. Ebenso wenig duldete ihn das Wasser; denn als man die Totenlade durch den Bach in den Rhein flößen wollte, warf jener sie alsbald an das Ufer.

Jetzt wandte man sich an einen frommen Priester, welcher dann den Geist des Verstorbenen herbei beschwor. Derselbe erschien in Gestalt eines kleinen Schweines; er ward in einen Kasten gesperrt und auf einen vierspännigen Wagen geladen. Mit diesem mußte nun so lange im Lande umhergefahren werden, bis ein dazu bestimmter, namhafter Geldbetrag verbraucht war. Nur nachts durfte die Fahrt geschehen, wobei der Wagen oft so schwer wurde, daß die Pferde ihn kaum fortbrachten. Bergab hatte er Vorspann, bergauf den Hemmschuh nötig. Seinen Führern war auferlegt, das Geld möglichst bald auszugeben. Deshalb kehrten sie in jedem Wirtshause ein, bezahlten die kleinste Dienstleistung, durften aber nie mehr geben, als gefordert wurde. Dem Schweine ward täglich Fressen vorgesetzt, das es auch stets verzehrte. Nachdem das Geld verbraucht war, fuhr der Wagen wie jeder andere und kehrte nach Hause zurück. Daselbst ließ der Priester den Geist wieder frei und den Sarg mit dem Leichnam in das Grab legen. In diesem konnte er nun bleiben, da auch von des Verstorbenen Erben der Gemeinde ihr entzogenes Gut zurückgegeben worden war.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 40

Die Grüninger Kapelle.

Im Jahre 1807 mußte dieses Kirchlein nach dem Willen der Herrschaft und des Pfarrers eingehen. Dieser und der Verwalter hoben selbst das Altarblatt weg, und letzterer rief den Arbeitern, welche sich scheuten, die Gelübdebilder abzunehmen, höhnisch zu: „Werft die Kerle herunter, daß sie

die Beine brechen!“ Am folgenden Tage wollte er in Hausen an der Möhlin eine Leiter hinaufsteigen, aber auf der zweiten Sprosse glitt er aus und brach den einen Fuß so stark, daß derselbe nach der Heilung wie ein Tierfuß aussah. Auch der Pfarrer wurde alsbald von einer anhaltenden Krankheit heimgesucht. Nachdem er zwei Jahre vergebens alle Mittel gegen sie angewendet, bat er eines Tages die versammelte Gemeinde, ihm die Kapelle wiederherstellen zu helfen, da er es allein nicht vermöge. Mit Freude ward diese Hilfe geleistet; bald stand das Kirchlein schöner da als zuvor, und am Tage der Einweihung war die Krankheit des Pfarrers auf immer verschwunden.

Einige Zeit nachher zeigte sich in mehreren Nächten das Innere der Kapelle von wunderbarem Glanz erleuchtet. Zwei Rheinwächter sahen beim Heimgehen diese Erhellung und beschlossen, in das Kirchlein zu schauen. Zu dem Ende ließ sich der eine von dem andern zu einem Fenster emporheben; aber kaum hatte er hineingeblickt, so verlangte er voll Schrecken wieder hinab. Auf die Frage, was er in der Kapelle gesehen habe, antwortete er: „Schaut selbst!“ und am dritten Tage war er eine Leiche. B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 43.

In dem Kappelchen lebte ein Einsiedler „Antonius Meyer aus Löffingen“, der 1716 von Irrgläubigen ermordet wurde.

Billeisen.

In dem Dorfe Harthausen am Kaiserstuhl, welches die Schweden verheert, und dessen Bewohner sie teils umgebracht, teils versprengt haben, blieben zwei Bursche versteckt und fristeten ihr Leben durch Kleie. Am Jahrestag der Kirchweihe, den sie zufällig aus einem Kalender erfuhren, verschafften sie sich durch Aneinanderreiben von Stückchen Holz Feuer und kochten einen Kleienbrei. Aber kaum hatten die Schweden, die in der Nähe lagerten, den Rauch des Feuers bemerkt, so sprengten sie in's Dorf, zogen die Burschen aus dem Versteck und schleppten sie an ihren Pferden in's Lager. Dort wurden sie von einander entfernt, an Pfähle gebunden

und sollten des andern Tags umgebracht werden. In der Nacht gelang es einem der Burschen, der Billeisen hieß, eine Hand los zu bringen, damit sein Messer aus der Tasche zu ziehen und die Stricke zu durchschneiden. Auf dem Bauche kroch er dann aus dem Lager und entkam glücklich. Von allen Bewohnern des Ortes ist er allein in der Gegend übrig geblieben, und von ihm stammt das Geschlecht der Billeisen zu Merdingen, das als Dorf statt Harthausens gegründet wurde, in dessen Nähe vorher ein Kloster gewesen.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 65.

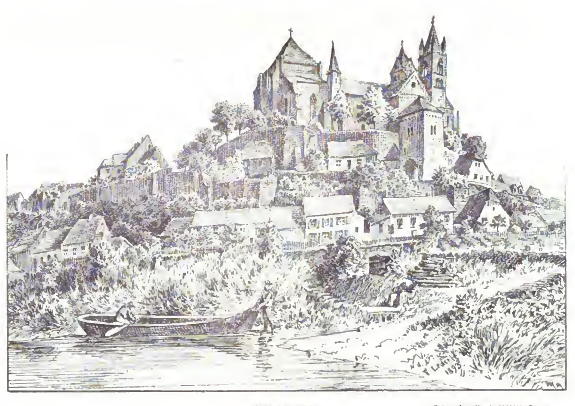
Merdingen war seit 1253 Eigentum des Klosters St. Maergen. Abt Johann II. wurde 1401 in der Nähe von Merdingen von seinem Vogt, von Blumenegg, erschlagen; ein Ereignis, das wohl die Sage von einem wilden Ritter, der auf dem „bösen Burglin" haust, veranlaßte.

Altbreisach.

Die Harlungen und der treue Eckart.

Amalung (Dietwart?) der König der Amaler oder Amelungen hatte drei Söhne, den König Dietmar von Bern (Verona), welcher der Sage nach bis zu den Göttern emporstieg, sodann den König Ermenrich (Ermanarich) von Romaburg und den König Harlung, auch Diether genannt, welcher auf der Fritilaburg thronte und der Vater von Imbreke und Fritele (Fritila) war. Es lebten diese beiden Söhne in Breisach, dem Hauptsitz des von ihnen ererbten väterlichen, am Rheine gelegenen Reiches. Dieselben stunden nach dem ziemlich frühzeitig erfolgten Ableben ihres Vaters als Waisen in Pflegschaft und der Hut des treuen Eckart, eines Sohnes Hache's und Enkel Berchtung's.

Der Reichtümer und Ländereien der beiden jungen Harlunge waren nicht wenige und leicht gelang es dem klugen



Alt-Breisach.

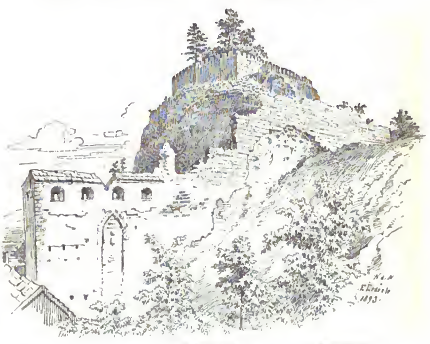
Schau-ins-Land XXIII S. 45.

und listigen Marschalk Sibich, den Onkel derselben, den König Ermenrich, danach begierig zu machen. König Ermenrich saß, wie bemerkt, in Romaburg und war einer der mächtigsten Herrscher, dem viele Könige, Herzoge und Grafen dienten und tributpflichtig waren. Sein Landgebiet reichte im Süden bis an die Adria. Der genannte Sibich war sein Ratgeber, suchte in der Folge aber seinen Herrn, den König Ermenrich zu verderben, weil dieser seine, Sibich's, Familienehre verletzt hatte. Er spornte ihn deshalb zu allerhand gewagten Unternehmungen an und wollte ihn zum Mörder seines eigenen Geschlechts machen. Unter anderm reizte er auch durch verleumderische Beschuldigungen den König gegen seine Neffen, die beiden Harlunge Imbreke und Fritele zu Breisach, auf. Das geschah in Königs Ermenrichs Halle, als Eckart zufällig dort anwesend war. „Friedlos sollen die Harlunge vor mir sein", sprach Ermenrich, „und das schwör ich: ich will sie hängen so hoch, wie nie vorher eines Menschen Kind gehangen hat." „Wehe!" rief Eckart, „ehe das geschieht, muß erst mancher Helm gespalten werden, und der Kopf folgt nach!"*) „Dein übermütig Reden frommt ihnen nichts; lieber häng' ich sie noch höher!" „Das sollst Du nicht, solange ich noch aufrecht stehen kann", antwortete Eckart, ging fort, schwang sich auf's Roß und ritt nach Breisach, so schnell er konnte. Und als er an den Rhein kam, saß er ab und schwamm durch den Strom, das Roß folgte. Da standen die beiden Harlunge gerade auf der Zinne ihrer Burg zu Breisach und sahen einen Mann in den Fluß springen und durchschwimmen. Fritele erkannte ihn zuerst und sprach zu Imbreke: „Dort schwimmt Eckart, unser Pfleger, er muß viel wichtige Botschaft haben, weil er nicht auf den Fährmann wartete. Laß uns

*) Als der falsche Ermenrich seine beiden Neffen hatte ermorden lassen, geriet deren Zuchtmeister, der getreue Eckehard in solche Entrüstung, daß er den Mörder seiner Mündlinge erschlug, wofür ihn die Rachegöttin, nach dem Glauben des Volkes, vor den Venusberg bei Uffhausen verbannte.

J. Bader, in „Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Altertums- und Volkskunde des Breisgaus". 1879—82. S. 362.

hingehen!" Als Eckart an's Ufer kam, gingen die Brüder ihm entgegen und befragten ihn, warum er so eilte. „Große Not treibt mich dazu; König Ermenrich ist auf der Fahrt hierher mit einer Heerschar, euch zu ermorden; eilt und rettet euch." „Wir werden schon versöhnt werden mit ihm", entgegneten die Brüder, „warum sollten wir unsern Oheim fürchten?" Eckart erzählte nun, was in der Königshalle geschehen war, aber



Eckartsberg. Schau-ins-Land.

die beiden Harlunge wollten nicht fliehen und zogen die Brücke über den Graben auf, sich in der Burg zu verteidigen. Bald darauf langte Ermenrich mit seinem Heere vor derselben an, er ritt, so nah er konnte, an den Graben und schoß seinen Speer hinüber und in die Burg. Fritele trat an die Mauer und fragte: „Herr, wessen klagst Du uns an, daß Du unsere Burg nehmen willst und unsern Tod heischest?" „Nicht euch

Rede zu stehen kam ich her", antwortete Ermenrich, „heute noch sollt ihr hängen an dem höchsten Baum, den ich finde." Der Sturm begann, aber lange trotzten die festen Mauern. Da wußte Sibich Rat; aus großen Wurfschleudern ließ er Feuer in die Feste schießen, so daß Stadt und Schloß aufloderten. Der treue Eckart aber war vor Ermenrichs Ankunft ausgeritten, um in der Harlunge Dienst Hilfe und Lebensmittel zu holen. Die Harlunge konnten den Brand nicht bewältigen, sie wollten jedoch nicht verbrennen, feigen Hunden gleich: von sechzig treuen Mannen gefolgt, brachen sie aus der Burg hervor und kämpften bis 400 ihrer Feinde erschlagen lagen. Da wurden die kampfmüden Jünglinge von der Überzahl mit den Händen gegriffen und gleich gehängt. Ermenrich ging in die Burg, nahm der Harlunge Schatz und zog wieder ab. Als der getreue Eckart heimkehrte, Breisach verbrannt und seine Herren tot fand, ließ er alle Burgen im Lande besetzen und befahl, niemanden einzulassen. Er selbst ritt nach Bern zu Dietrich, dem Sohne König Dietmars aus dem Amalungen Geschlecht und klagte ihm die Märe.

Der Berner Dietrich und Eckart brachen mit einer Heerschar in Ermenrichs Land; das Schloß, in welchem sie den König auf seinem Heimzug antrafen, erstürmten sie und erschlugen viele Mannen, aber Sibich und Ermenrich entflohen ihnen.

Der Hügel, welcher heute noch „Eckartsberg"*) genannt wird, hat seinen Namen von dem treuen Eckart, dem „Harlungen-Trost"; ob sich aber dort die Harlungen Burg befunden hat, ist sehr unwahrscheinlich, sie wird, wenn der Sage irgend ein thatsächlicher Boden zu Grunde liegt, vermutlich auf dem heutigen Schloßberge gestanden haben und auf dem Eckartsberge vielleicht eine Burg des treuen Eckart.

Nach Dahn, Walhall v. O. Lgr.

---

*) Schon die Heldensage spricht von dem Berge (Eckartsberg) zu Breisach. Offenbar waren schon in alter Zeit unterirdische Gemächer in diesem Berge vorhanden; ein solches wird jetzt (1846) als Keller des Rheinbades benutzt. Drei andere solcher Keller unter einander sind in einem Privathause neben der Münsterkirche auf dem Breisacher Berge, die bis auf den Wasserspiegel des Rheines hinabgehen sollen.

Schriften des Altertums-Verein für das Großherzogtum Baden. Zweiter Jahrgang 1846 Seite 247.

Der „Mauskönig“ zu Breisach.

Kommst Du, freundlicher Leser, nach dem alten Breisach, dem mons brisiacus der Römer, und frägst nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt, so wird man Dich etwa auf die Münsterkirche, auf die Überreste einiger alter Thorthürme, und — last, not least — auf das frühere Rheinbrückenthorgebäude mit seiner im sogen. französischen Palaststyl 1670 aufgeführten Westfaçade hinweisen. Man wird Dich, wenigstens von Seiten der Einwohner des gewöhnlichen Schlages hauptsächlich und fast ausschließlich auf eines der dortigen Nischenstandbilder (das südliche) aufmerksam machen und Dir dasselbe als den „Mauskönig“ vorstellen. Du wirst wohl schon von einem „Rattenkönig“ gehört haben, von einem „Mauskönig“ jedoch schwerlich, und wenn Du Dein Gedächtnis noch so sehr anstrengst, Deine Geschichtskenntnisse werden Dich hier verlassen und die geographischen Angaben aller Zeiten werden Dir ein „Mauskönigreich“, — und das müßte es doch gegeben haben, — nicht bezeichnen. Aber so ganz ohne jede Grundlage ist die Sache doch nicht, man muß nur ihre Spuren verfolgen, und wird dann unschwer den Faden finden, welcher zur Erläuterung führt. Von den plastischen Figuren, welche zwei Nischen an der Westfront des Rheinthors zieren, stellt die eine (links) den Herkules, die andere (rechts) einen Mars dar. Daß die Erbauer des Rheinthors, die französischen Eroberer gerade diese Standbilder wählten, liegt sehr nahe, verkörpert doch das eine die Kraft und Stärke, den Heroismus, das andere den Krieg Das Volk wußte aber mit solchen mythologischen Figuren nichts anzufangen und unternahm eine Deutung nach seiner Art. Das Obergewand des Mars ist auf der Schulter mit einer Agraffe zusammengehalten; in dieser Spange nun wollte man, gleichwie in dem Bügel (Raupe) des Helmes, eine Maus erkennen und der „Mauskönig“ war geschaffen. Auf diesen Mauskönig wurde aber vollends noch die Sage vom Bischof Hatto in Mainz (914) und seiner Warte, des Mäuseturms bei Bingen, in Verbindung gebracht. Die bekannte Sage vom hungernden

Volke und von dem den Mäusen verfallenen harten Bischofe wurde auf diese Weise weiter herauf an den Oberrhein versetzt, dem Bischof dabei freilich durch die unberechenbare Phantasie des Volkes das Häßliche seiner Handlung abgenommen und auf einen König übertragen. Die allbekannte Sage selbst aber wurde dadurch unbewußt und wohl auch unbeabsichtigt zu einer badischen gemacht und findet besagter Vorgang deshalb hier Erwähnung. C. Lgr.

Die beiden Stadtpatrone Gervasius und Protasius in Breisach.

1.

„Bischof Raynaldus diesen Schatz
Mit sich geführt auf diesen Platz,
(Verstehe wohl, bei sich hat er
Die Leiber dieser Martyrer)
Hat ihm als Bischof jedermann,
Billig die größt' Ehr angethan,
Daß er bewogen,
Nicht lang verzogen."

„Er hört der Burgerschaft ihr Bitt,
Gervasium er ihnen giebt:
Protasium sie auch begehren,
Der Bitt er sie nicht wollt gewähren,
D'rum kommt er nicht vom Port des Rheins,
Weil keiner wollt ohn' Andern seyn,
Breysach berg'stalten,
Hat Beyd erhalten."

Dies sind zwei Verse aus einem Kirchenliede, welches schon aus dem 16. Jahrhundert stammen wird und sich bezeichnet als: „ein schönes neues geistliches Lied der Heil. Martyrer Gervasii und Prothasii der alten Festung Breysach." Es sind diese beiden Heiligen die Ortspatrone von Breisach und liegt besagtem Liede folgende sagenhafte Begebenheit zu Grunde.*)

*) Wir folgen insbesondere den Darstellungen von Rosenberg, Rosmann und dem Breisacher Chronisten.

Am 1. Mai 1162 hatte Kaiser Friedrich I. Mailand eingenommen und zerstört. Es ist leicht erklärlich, daß die geistlichen Würdenträger in seiner Umgebung sich bemühten, die berühmtesten Reliquien, die in jener Stadt aufbewahrt wurden, für ihre Bistümer zu erwerben. Rainald, Bischof von Köln, durch mannigfache Umstände begünstigt, trug die Palme davon. Er erhielt die heiligen drei Könige und neben andern Reliquien auch die Gebeine der Heiligen Gervasius und Protasius, welche er alle mit nach Deutschland nahm. Von Basel ab ging die Reise zu Schiff den Rhein hinunter. In Breisach empfingen den Bischof die geistlichen und weltlichen Vorsteher der Stadt und begleiteten ihn unter dem Geläute aller Glocken mit Gesang und Beten in das Münster. Die Reliquien blieben indessen auf dem Schiffe, zahlreich besucht und verehrt von den Bewohnern der Stadt und der Umgegend. Als der Bischof die Reise fortsetzen wollte, kamen Abgeordnete der Stadt zu ihm und baten ihn, er möge doch die Gebeine von einem der beiden hl. Brüder Gervasius und Protasius ihrer Stadt gnädiglich hinterlassen, „um ihr schön, beinahe ganz aus Quadersteinen erbautes und mit einem hohen künstlichen Turme versehenes Münster St. Stephan damit zu heiligen," und einen der heldenmütigen Blutzeugen Christi als Stadtpatron verehren zu können. Der Bischof fand sich geneigt dazu und gab ihnen die Gebeine eines dieser heiligen Brüder. Als er darauf mit den Reliquien des andern seine Schiffahrt weiter fortsetzen wollte, war das Schiff trotz aller Anstrengung der Ruderknechte nicht vom Ufer wegzubringen. Der Bischof glaubte nun, der Herr bekunde damit seinen heiligen Willen dahin, daß die Gebeine des andern in Breisach verehrt werden sollen und wechselte diese mit den zuerst abgegebenen aus. Aber auch jetzt war das Schiff nicht vom Ufer wegzubewegen. Da sprach die am Ufer stehende Menge zum Bischof: „Die hl. Brüder, welche im Leben den Kampf für die Lehre Christi so treu zusammen bekannt und bestanden haben, wollen auch im Tode nicht von einander getrennt sein. Schenke uns die heiligen Überreste beider durch Liebe ver-

bundener Brüder und Du wirst sehen, das Schiff wird sich willig vom Gestade trennen.“ Und der Bischof that, was ihm vorgeschlagen wurde und das Schiff löste sich willig vom Ufer. Die angesehensten Bürger Breisachs nahmen sodann ehrerbietig die in einem künstlich gezierten Holzsarge vereinigten wunderthätigen Reliquien des heiligen Brüderpaars auf ihre Schultern und trugen sie feierlichen Schrittes hinauf in das Münster.

Im Verlaufe der Jahre befaßte man sich mit dem Gedanken, den Aufbewahrungsschrein der hl. Gebeine auch nach außen in würdiger Gestalt erscheinen zu lassen und beschloß einen silbernen Sarg anzufertigen. Um die dazu nötigen Mittel aufzubringen, wurde der Bischof von Konstanz um Gewährung eines Ablasses angegangen und bewilligte dieser 1490 einen solchen von 40 Tagen auf zwei Jahre für alle, die, durch die Beicht gereinigt, zum Schreine beigesteuert. Der Schrein wurde in vorzüglicher Ausführung von Peter Berlyn aus Wimpfen im Jahre 1496 in Form eines Sarges mit schrägem Dache hergestellt und ist 2 ½ Fuß lang und 1 Fuß hoch. Die in Silber getriebenen, vergoldeten Reliefs mit ihren plastischen Darstellungen aus der Lebens-Geschichte der beiden Märtyrer lassen auf einen vorzüglichen Künstler schließen. Es geht nun, wie uns der Chronist berichtet, die Sage, daß der Schrein von einem zum Tode verurteilten Goldschmiede herrühre, welcher durch lang hingehaltene und in Folge dessen aber auch sorgfältige Arbeit sein Leben thunlichst zu erstrecken suchte.

Wie man es von dem treuen Eckart erzählte, so geschieht es auch bezüglich der Stadtpatrone Gervasius und Protasius, daß sie nämlich in Zeiten der Gefahr warnend und schützend über Breisach wachen. Sonntagskinder namentlich konnten die beiden Heiligen, angethan mit weißen Gewändern, zeitweise nachts sehen, und galt dies stets als Anzeichen, daß irgend etwas für die Stadt und ihre Bewohner zu befürchten sei.

Letztmals sollen die Gestalten der beiden Stadtpatrone in den 1790er Jahren, in der Zeit, zu welcher die Franzosen ihre Raubzüge wiederholt über den Rhein machten, gesehen worden sein. Es wandelten die beiden Erscheinungen, Arm in Arm, auf der Umfassungsmauer des Münsterplatzes einher. Thatsache ist, daß man sich im Jahre 1797, durch irgendwelche geheimnisvollen derartigen Warnungen veranlaßt sah, den Reliquienschrein mit den hl. Gebeinen nach Waldkirch zu flüchten.

Deshalb sagt auch einer der letzten Verse des eingangserwähnten Liedes der beiden Heiligen (Kirchenfürsten):

„Ach! denn ihr Fürsten auserwählt,
Seyd unser Schirm und unser Zelt!"
Thut uns bewahren vor den G'fahren,
Vor Feinden sicht- und unsichtbaren!
Wir bitten Euch mit Herz und Mund,
Verlaßt uns nicht in letzter Stund,
Laßt uns nicht sinken,
Ewig vertrinken."



Ein Altar höher als die Kirche.

(Ein Wahrzeichen Breisachs.)

Hans Liefrink, ein aus der Schule Dürers hervorgegangener junger Bildschnitzer und tüchtiger Künstler, hatte sich in Breisach niedergelassen und daselbst die Liebe der Tochter des Ratsherrn Ruffacher gewonnen. Als er aber um die Hand seiner Braut bei deren Vater anhielt, wurde

er mit dem Bedeuten abgewiesen, daß jemand, der zu den sogen. fahrenden Leuten gehöre und kein seßhafter Mann sei, nicht im Stande wäre, eine Familie zu ernähren. Liefrink ergriff nun den Wanderstab und begab sich wieder nach Nürnberg, um dort sich einen Namen zu verschaffen und dadurch vielleicht sich den Vater seiner Braut geneigter zu machen. Von dieser nahm er herzlichen Abschied; sie versprachen sich ewige Treue und pflanzten zur Erinnerung an diese Stunde in eine im Hausgarten des gestrengen Herrn Rats befindliche Nische einen Rosenstock. — Für die Stadt Breisach bestunden damals glänzende Zeiten, es war alles im Aufblühen begriffen, und der Magistrat beschloß, diese günstigen Verhältnisse zu benützen und etwas Hervorragendes für die Verschönerung der Münsterkirche zu thun. Es sollte ein Hochaltar erstellt werden, etwas ganz Außerordentliches; es wendete sich die Stadtbehörde zu diesem Behufe an Dürer mit der Bitte um Rat und Unterstützung. Man dachte an ein Ausschreiben u. dergl. Dürer aber antwortete: „Ihr besitzet bereits den besten Künstler selbst, es ist dies Hans Liefrink; ruft ihn zurück und er wird Euch ein Kunstwerk liefern, würdig Eures Münsters und Eurer Stadt." Dementsprechend erhielt Liefrink den ehrenvollen Auftrag, fertigte zunächst einen Entwurf an und nachdem dieser auch die Billigung Dürers erhalten hatte, konnte mit der Arbeit begonnen werden. Nun hielt Liefrink den Zeitpunkt für gekommen, seine Brautbewerbung bei Rat Ruffacher zu wiederholen. Dieser konnte nun fast nicht mehr nochmals eine abschlägige Antwort geben, doch vermochte er es nicht, diese so ganz bedingungslos zu erteilen. Er wolle nicht mehr dagegen sein, sagte er, wenn Liefrink einen Altar höher als die Kirche aufertige. Es klang dies nun nicht gerade sehr ermutigend, der Künstler schlug aber doch, auf Gott und sein Glück vertrauend, ein. Ruffacher dagegen war für sich überzeugt, daß die Erfüllung der von ihm gestellten Aufgabe unmöglich und deshalb die ganze Sache aus sei. Doch die Liebe überwindet alles. Als Liefrink abends im Hausgarten seine Braut traf und ihr das unerwartete Hindernis

mitgeteilt hatte, blieb er plötzlich vor der uns bekannten Nische mit dem Ausrufe stehen: „Was sehe ich, welche Lösung bietet sich mir hier dar!" Der seinerzeit gesetzte Rosenbaum hatte sich inzwischen der Art in die Höhe entwickelt, daß seine weitere Ausdehnung nach oben durch den Schlußbogen der Nische ge-



hindert war und sich die letzten Zweige nach vornen abwärts umbiegen mußten. Wie eine Offenbarung erging's über den jungen Künstler; jetzt wußte er, wie er die höchste Spitze der mittleren Fiale des Altars zu gestalten hatte, sie mußte höher als die Kirche, vornüber aber umgebogen im sogen. „Frauenschuh", wie es die Kunst bezeichnet, hergestellt werden. Da-

durch wurde der kluge Schwiegervater überlistet, und gab es da kein Ausweichen mehr. Als am 15. August 1576, am Tage Maria Geburt, die Hülle fiel und der in Spätgotik ausgeführte Hochaltar, ein Kunstwerk ersten Ranges, der andächtig harrenden Gemeinde übergeben wurde, mußte sich Rat Ruffacher als besiegt erklären und seine Einwilligung zur Trauung der beiden Liebenden geben. Die Sage nennt Hans Liefrink als den Künstler, sie schließt dies aus den auf einem Täfelchen angebrachten Buchstaben H L; Forscher halten es nicht für unmöglich, daß darunter auch Hans Leu oder Hans Leykmann, gleichfalls Künstler jener Zeit, verstanden sein könnten. Einerlei nun, die Breisacher besitzen in dem Altare „höher als die Kirche“ ein höchst interessantes Wahrzeichen ihrer Stadt und in der mit seiner Anfertigung verknüpften Liebesgeschichte eine ganz reizende Volkssage. O. Lgr.

Grieshaber, der Hochaltar zu Altbreisach. Rastatt 1833. sagt S. 12: Mündliche Überlieferungen sind keine vorfindlich. Auf einem bei G. Stratz in Altbreisach o. J. erschienenen Blatt wird die Sage als „Auszug aus dem Münchener Archiv“ bezeichnet.

In der Münchener Hauschronik, 1851 u. 1852, hat A. Belden die Entstehung des Wahrzeichens der Stadt in das Gewand obiger Sage gekleidet, die er nach ähnlichen Mustern, vgl. Griesinger, wohl frei erfunden hat. Anm. der Herausgeber.

Der Hochaltar im Münster zu Breisach verdient in einigen Worten besonders gewürdigt zu werden. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich zunächst einiges aus der Baugeschichte des Münsters selbst kurz zu berühren. Es wird angenommen, daß das heutige Querschiff (Nord-Süd) des Münsters allein der ursprüngliche Kirchenbau gewesen sei und dieser schon aus dem 10. Jahrhundert stamme. Später wurden darin, unter Veränderung der Orientirung, gegen Westen hin ein dreischiffiges Langhaus eingerichtet und zum Schluß gegen Osten hin, drei Altarchornischen (Apsiden) angefügt, sowie der eine Seitenturm, nördlich neben dem mittleren Hauptchore, aufgeführt. Alle diese Bauten erfolgten im romanischen Baustyle. Inzwischen gelangte die Gotik zur Herrschaft und, als man daran ging, die mittlere Apsis zu einem Hochchore zu vergrößern und das Schiff der Kirche gegen Westen behufs der Erbauung eines (übrigens nicht zur Ausführung gekommenen) dominirenden Hauptturmes zu verlängern, so geschahen diese Bauerweiterungen nebst dem Bau des zweiten

Seitenturms südlich neben dem mittleren Hauptchore, in gotischen Formen.

Nachdem die Münsterkirche soweit vollendet war und man sie mit einem Hochaltar schmücken wollte, so konnte dieser Altar in dem gotischen Chore nur in gotischem Stile zur Ausführung kommen und zwar damals selbstverständlich nur noch in der Spätgotik, denn die Renaissance fing bereits an, auch bei uns an Boden zu gewinnen, wie sich dies bei der bald darauf (1517) in Auftrag gegebenen Kanzel, einer höchst bemerkenswerten Holzintarsienarbeit, bereits geltend machte.

Der Breisacher Hochaltar nun zählt zu den hervorragendsten Holzschnitzwerken, er füllt die ganze Ostwand des Hochchors aus und Lübke hebt in seiner Kunstgeschichte besonders hervor, daß dieser Altar „zart und edel" ausgeführt sei. Das verwendete Material ist Lindenholz und teilt die Sage mit, daß das Ganze aus einem Lindenbaume geschnitzt sei. Daß dies übrigens bei dem großen Umfange des Kunstwerks eine Unmöglichkeit ist, sagt schon ein, auch nur oberflächlicher Blick auf denselben. Nimmt man aber vollends noch ein förmliches Ausmessen vor, so ergibt es sich, daß der ganze Altar mit dem Altartisch und einschließlich des zugerollten Frauenschuhes eine Höhe von 14,25 Meter hat, und die größte Ausdehnung in der Breite im Ganzen 7,24 Meter ausmacht.

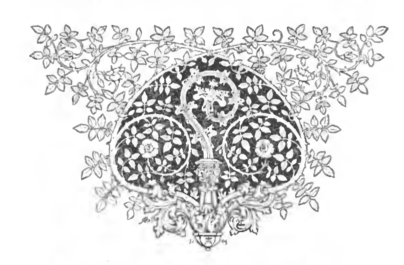
Über den Breisacher Hochaltar veröffentlicht Dr. M. Rosenberg eine vortreffliche Schrift, welcher wir nachstehend in der Hauptsache folgen. Der Altar zerfällt in zwei wesentlich von einander verschiedene Teile: einen gewaltigen offenen Altarschrein (4,31 m / 3,62 m) mit zwei Flügeln (Triptychon), jener ruhend auf einem Sockel, der sog. Predella (10,7 m / 2,05 m), und sodann aus einem darüber sich anschließenden luftigen Nischensystem, von Wimpergen und Fialen gekrönt und mit gotischem Laubwerk durchzogen. Das Mittelbild enthält als Hochrelief die Krönung Mariä; Gott Vater und Sohn halten die Krone über Maria. Alle Figuren sind weit über Lebensgröße ausgeführt und tragen den Stempel künstlerischer Vollendung. In den Wolken, auf welchen die Sonne vor sich geht, tummeln sich heiter zahlreiche Engel, teils in Posaunen stoßend, teils aus Psalterien singend, andere wieder blos in fröhlichem Fluge. Das gesamte Gruppenbild wird nach oben durch üppige Ranken und Blätter abgeschlossen, die wieder durch einen Kleeblattbogen eingefaßt werden.

Die Seitenflügel reihen sich dem Mittelstücke würdig an, befinden sich mit demselben in voller Harmonie und bringen die vier Heiligen Stephanus, Laurentius, Gervasius und Protasius zur Darstellung. Die Predella (unter der mittleren Haupttafel) zeigt die Brustbilder der vier Evangelisten mit prachtvollen Charakterköpfen. Der lichte Aufbau über der Mitteltafel mit der Hauptdarstellunng besteht aus

einem System von fünf pyramidal nebeneinander geordneten Nischen, von welchen die mittelste und zugleich höchste noch durch eine schmälere überragt wird, die dann mit ihren Fialen bis an die Decke des Chores aufsteigt und sich dort im sogen. Frauenschuh nach vorn umbiegt. In den mittleren Nischen befinden sich die Statuen, unten von Anna mit dem Jesuskinde und Maria, oben von Christus, in den nächsten links und rechts jene von Vitalis und Valeria und in den beiden äußersten je ein musizierender Engel.

Als Zeit der Entstehung wird das Jahr 1487, sowie auch das Jahr 1527 angegeben, am meisten Wahrscheinlichkeit hat aber das Jahr 1526 für sich.

In der Kirche des Kaiserstuhldorfs Niederrothweil befindet sich eine Copie des Mittelstückes des Breisacher Hochaltars, manche behaupten, es sei der Entwurf zu demselben. O. Lgr.



Die verhexten Schuhe im Spitale (Waisenhaus) zu Breisach.

Die Stadtpfarrei Breisach gehörte zu den bestdotierten des Landes und die Inhaber derselben, die Pfarr-Rektoren konnten viele Wohlthaten erweisen und ließen es daran in der Regel auch keineswegs fehlen. Einer derselben, ein hochangesehener Dekan, gestattete sich selbst aber auch verschiedene

Annehmlichkeiten und darunter die Haltung von Wagen und Pferden. Bei seinem Tode wandte er den Hauptteil seines Vermögens dem dortigen Spital und namentlich dem von ihm gestifteten, mit jenem verbundenen Waisenhaus letztwillig zu. In dem Nachlaß befand sich nun auch eine Chaise, und bald begannen die Mäuse das Lederwerk daran (Decke ꝛc.) zu benagen. Um der weiteren Zerstörung zu steuern, wurde beschlossen, das in reichem Maße vorhandene Chaisenleder zu Schuhen für die Waisenkinder verarbeiten zu lassen. Alle Waisenkinder konnten dadurch auf lange mit Schuhwerk versehen werden; es knüpfte sich daran aber ein ganz eigentümliches, unerklärbares Ereignis. Die Kinder hatten ihre Schuhe jeden Abend wohl geordnet vor die betr. Schlafräume zu stellen. Immer nun, wenn es Adventszeit war, ergab es sich, daß die von dem gedachten Leder gefertigten Schuhe jeden Morgen in größter Unordnung und zerstreut in den Hausgängen umherlagen, so daß sie kaum mehr zusammen gefunden werden konnten. Die peinlichsten Vorkehrungen, Abschließungen und Bewachungen vermochten nicht den Spuck zu hindern, und hält man sich im Zusammenhange mit noch anderen einschlägigen, geheimnisvollen Vorkommnissen für überzeugt, daß dies nicht mit rechten Dingen zuging. O. Lgr.

Willenskraft eines Hingerichteten.

Dem früheren Magistrat zu Breisach stand kraft verliehener Privilegien von altersher in peinlichen Sachen die Gerichtsbarkeit über Leben und Tod (jus vitae et necis, potestas gladii) zu, er bildete in den gegebenen Fällen, wie man im Volke sagte, das Blutgericht. Da wurde denn auch einmal von Bürgermeister und Rat (Magistrat) ein Raubmörder zum Tode verurteilt und sollte auf einem der Stadt gehörenden Wiesengelände in der Nähe des heutigen städtischen Jägerhofs enthauptet werden. So verworfen, als man annahm, scheint der Verbrecher aber doch nicht gewesen zu sein,

denn er war in der letzten Stunde noch darauf bedacht, seinen Tod zu einem Gewinn für seine arme Familie zu gestalten. Er bat die Ortsvorgesetzten, sie möchten die Gnade haben, seinen Kindern dasjenige Stück Wiese zu Eigentum zu überlassen, welches er nach erfolgter Enthauptung noch durchlaufen würde. Und so geschah es, er soll der Sage gemäß dadurch für seine Hinterbliebenen ein tüchtiges Stück Land erworben haben, welches noch lange nach ihm bekannt wurde. Aber auch sein Gottesglaube wurde gleichzeitig geprüft, denn als sein Haupt gefallen war, konnte es sich ein Ratsverwandter nicht versagen, dasselbe zu ergreifen und in das eine Ohr des Hingerichteten die Frage zu rufen, ob er an den himmlischen Vater glaube, worauf mit den Augen durch entsprechende Bewegungen die Bejahung ausgedrückt worden sein soll.

C. Lgr.

Wunderbare Verschonung von der Pest.

Als Deutschland wieder einmal von der Pest heimgesucht wurde, wütete dieselbe auch in Breisach; sie dehnte sich hier schrittweise aus; begann in der Unterstadt, ergriff Haus um Haus und setzte ihren Weg schließlich gegen die Oberstadt fort. Die ärztliche Kunst und fromme Gebete schienen keine Hilfe gewähren zu wollen und schon war die schreckliche Krankheit bis zur halben Bergeshöhe angestiegen, als sie plötzlich einhielt und den Rest vollständig verschonte. Dort, oberhalb dem Windbruchthor oder Bürgerturm — in neuerer Zeit von manchen irrtümlich auch Hagenbachturm genannt — zeigte sich urplötzlich an der Seitenwand eines Hauses auf einem hinteren Mauerabsatze ein hl. Haupt nebst einer Hand. Niemand wußte, wie dieselben dorthin gekommen sind, aber ein jeder konnte die Beobachtung machen und die Überzeugung gewinnen, daß dadurch dem Weitergreifen der gefürchteten Pestilenz ein Halt geboten wurde. Es sind seither schon

mehrere Jahrhunderte umlaufen; das besagte Steinbildwerk befindet sich noch immer an der alten Stelle; die Hauseigentümer sehen in demselben ein Pfand gegen Unfälle und würden sich um keinen Preis von ihm trennen.

O. Lgr.

Unglückkündende Rheinnixen.

In Breisach ist es förmlich sprichwörtlich geworden, daß der Rhein jedes Jahr seine Opfer fordere. Es bethätigte sich dies auch vor vielen, vielen Jahren in einem ganz besonderen Falle. Drei Mädchen, hübsche, blühende Jungfrauen, wollten im Rheine baden und begaben sich zu diesem Zwecke zu einem Rheingießen unterhalb der Stadt. Solche Gießen sind Rheinarme, welche sich vom Vollrhein abzweigen und später wieder in den Hauptstrom einmünden; sie bilden bei hohem Wasserstande oft recht gefährliche, heimtückische, reißende Gewässer. Als nun die erste der drei Jungfrauen sich in das Wasser begeben hatte, fing sie an zu singen:

„Wer will meine Freundin sein,
Der folge mir in Rhein hinein.“

Die zweite folgte alsbald und stimmte in den Gesang ein, worauf sich auch die dritte dazu gesellte. Alle drei reichten sich die Hände, bewegten sich, wie im Reigen, im Kreise und ließen heitere Weisen erklingen. Doch sollte dies nicht lange währen, es wurden alle drei von einer mächtigen Welle erfaßt, in einen Strudel gezogen und gingen darin unter. Die Ertrunkenen konnten nicht mehr aufgefunden werden, ihre Lieder wurden aber von Zeit zu Zeit wieder gehört. Sobald man den schmelzenden, einschmeichelnden Gesang vernimmt, darf darauf geschlossen werden, daß der Rhein wieder ein Opfer verlangt und ihm auch ein solches bald darauf werden wird. So wenigstens geschah es bis heute, wie das Volk erzählt.

O. Lgr.

Sagenhaftes von Peter von Hagenbach.

„Christ ist erstanden, der Landvogt ist gefangen“, so begann das Osterlied, das Altbreisachs Bürger im Jahre 1474 anstimmten, nachdem der gefürchtete Vogt Karls des Kühnen, Peter von Hagenbach, endlich gefangen war.

Im Windbruchthor soll nach der wahrscheinlich unbegründeten Sage der Landvogt gefangen gesessen haben, bis er am 9. Mai 1474 durch ein klein, verwachsen Männlein beim Kupferthor hingerichtet wurde.

Auf dem Platz beim Radbrunnen, — wo zweideutige Mädchen lange Zeit als Strafe für ihre schlechte Führung mit Wasserschöpfen bestraft wurden — steht heute noch ein gotischer Lampenstock mit einem auch in Sandstein ausgehauenen Kopfe, der den Hagenbachs darstellen soll. Den Totenschädel Hagenbach's aber zeigt man im Museum zu Colmar, wenn anders Rosmann nicht recht hat, der in seiner Geschichte der Stadt Breisach, diesen Kopf als den in Freiburg geraubten Schädel eines Johanniters bezeichnet.

Vergl. Niclas Vogt, Rhein. Geschichten u. Schau-ins-Land Bd. XIV u. XVII.

Der Ihringer salomonische Rechtspruch.

Es haben um's Jahr 1500 die Bauern zu Ihringen ein so närrisches Urteil gegeben, als einem Müller daselbst ein Esel in einen Weingarten entlaufen war und Trauben gefressen hatte. Darüber erging vom Inhaber des Weingartens Ladung vor Gericht; Red und Antwort ist gehört worden. Da haben die Richter daselbst zu Recht erkannt, wofern der Esel im Weingarten niedergesessen und den Schaden gethan habe, und das genugsam bewiesen werden mag, soll der Müller nach Erkenntnis für ihn büßen; wofern aber der Esel nit niedergesessen, sondern allein passando, im Vorbeigehen, die Trauben versucht habe, soll es für ein Ehrtrinkle

geachtet werden. Also ist der Kläger noch mit der Nachforschung bemüht, weil er gründlich nit beweisen kann, ob der Esel gesessen oder gelegen, oder wie er die Trauben gefressen.

Zimmern'sche Chronik II 318.

Das Kloster St. Peter auf dem Kaiserstuhl.

Noch heute kann man auf den Neunlinden, der Eichelspitze und dem Totenkopfe Mauerreste finden; woher dieselben kamen, ob von einer Burg oder einem Kloster, läßt sich heute bei dem gänzlichen Mangel an sicheren Überlieferungen nicht mehr nachweisen. Vielleicht dürfen wir in den einen dieser Trümmer die einzig noch erhaltenen Spuren des „Klosters St. Peter“ auf dem Kaiserstuhl erblicken, dessen Schöpflin und Sachs Erwähnung thun. Von diesem sonst gänzlich unbekannten Kloster, das nach den übereinstimmenden örtlichen Überlieferungen auf dem Neunlindenbuck gestanden haben muß, erzählen die Bewohner der umliegenden Orte noch heute folgende merkwürdige Sage:

Vor langer Zeit stand dort oben ein Kloster. Wohl mag es leicht gewesen sein, auf dieser Höhe, von wo man hinuntersieht in die Ebenen des Breisgaus und des Elsaß mit dem breiten, durchfließenden Rheinstrom, und hinüber zu den dunkeln Schwarzwaldbergen und wieder zu den Vogesen, da Gott zu dienen und sein Lob zu verkünden. Aber im Herzen der Mönche lebte ein böser Geist. Wehe! Sie waren hartherzige, hochmütige, ausschweifende und sittenlose Zwingherrn, welche die Bauern mit Steuern, Zehnten und Frohnden plagten, und von den armen Vogtsburgern verlangten, daß sie das Wasser für den Haushalt der üppigen Herren den steilen Berg hinauftrugen. Aber nie wird der Böse der Strafe entgehen, weil er durch immer neue Frevel Gottes ewige Gerechtigkeit herausfordern wird. Als darum der böse Geist glaubte, daß für die Mönche die Stunde des Gerichts nahe

sei, trieb er die Übermütigen, sogar am Kaiser Verrat zu üben und dessen Sohn heimlich dem Sultan auszuliefern. Der war sonst des Kaisers grimmigster Feind, aber doch wollte er nicht durch gemeinen Verrat über seinen Gegner siegen. Reich beschenkt schickte er den Prinzen an den Vater zurück und nannte die Namen der Verräter. Jetzt war für die Mönche die schreckliche Stunde des Gerichts da. Der Kaiser schickte Kriegsleute, welche das Kloster an allen vier Ecken anzünden mußten. Rasch stiegen die Flammen empor, und die niederfallenden und brennenden Mauern stürzten über den Zwingherrn, acht an der Zahl, zusammen.

Heute stehen nur noch wenige ausgebrannte Mauern, niemand weiß mehr den Namen des Klosters oder der Mönche zu nennen

Vielleicht dürften wir bei der Frage nach dem Orden des Klosters zuerst an die Tempelherren denken, daraufhin deutet schon die Anwendung der Bezeichnung Zwingherrn auf Insaßen eines Klosters; vor allem erinnert der in der Sage bereits zum Vollzug gekommene Verrat der Ordensleute an den den Templern zur Last gelegten Versuch eines Verrates an Kaiser Friedrich II. gegenüber dem Sultan Alkamil.

Aus Schau-ins-Land XIV S. 13 ff.



Eichstetten.
Ehescheidung unter Juden.

Hier vereinigen sich die Dreisam, das Altwasser und der Augraben; deshalb kommen oft Juden aus entfernten Gegenden hierher, denn ihr Gesetz befiehlt, daß, wenn eine einmal geschlossene Ehe unter Lebenden wiederum getrennt werden soll, die Ceremonie der Ehescheidung an einem solchen Ort geschehen müsse, wo drei fließende Wasser sich vereinigen.

Willius, Beschreibung der Marggravschaft Hochberg 1783 S. 41.

Das Brautbrünnlein.

Brigitte von Landeck war einmal mit einem Ritter von Sponeck verlobt. Als die Abgesandten des Ritters sie zur Hochzeit abholten, ließ die gute Mutter des Fräuleins einen Wagen mit Brot und anderen Gaben für die Armen nachfahren. Während der Fahrt war das Wetter so schlecht, daß das Fräulein ganz böse darüber wurde und in ihrem Ärger verbot, den Armen, welche dem Zuge folgten, irgend etwas von den Gaben zu verabreichen. Zwischen Eichstetten und Bötzingen kam der Zug an einen Brunnen. Das Fräulein wollte aussteigen und Wasser trinken. Weil es aber auf dem Wege so schmutzig war, mußten die Diener die für die Armen bestimmten Brote hervorholen und auf den Weg legen, damit die Braut auf ihnen trockenen Fußes zum Brunnen gelangen konnte. Als die Armen sahen, wie die Diener die Brote aus dem Wagen holten, frohlockten sie; aber als sie gewahr wurden, wie schändlich die edle Gottesgabe mißbraucht wurde, schrieen alle zu Gott, er möge diesen Frevel rächen.

Das Fräulein ging zum Brunnen; sie beugte sich zwei mal, schöpfte und trank aus einem silbernen Becher; als sie

sich aber zum dritten mal niederbeugte, da wich der Boden unter ihren Füßen zurück und sie versank in die Tiefe des Brunnens.

Manger, Amtsbezirk Emmendingen S. 32

Vergl. dazu auch B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 66. In der Adventzeit soll sich an der Unglücksstätte eine weiße Gestalt zeigen und mit jammernder Stimme um Hilfe rufen; das wollen Sonntagskinder gesehen und gehört haben.

Das Brünnlein wurde etwa um 1850 zugeworfen; der Acker, an dem es sich befand, wird noch heute der „Britte-Brunnen" genannt und ist im Lagerbuch der Markgrafschaft Hochberg von 1567 als Braiten Brunnen aufgeführt.

Fr. in Schau-ins-Land III S. 68.

Bestrafter Übermut. (Variante.)

In einem bekannten Orte des Kaiserstuhls wohnte vor Zeiten eine Schloßfrau; stolz und eitel, wie sie war, glaubte sie sich viel besser als andere Menschen, ja sogar als die andern Edelfrauen der Nachbarschaft. Einstmals wollte sie eine solche im nächstgelegenen Dorfe auf dem dortigen Herrschaftsbesitze besuchen, allein in Folge lang andauernden Regenwetters war der Weg der Art aufgeweicht, daß man beim Gehen die Füße sehr beschmutzen mußte. Um nun mit dem kotigen Boden nicht in Berührung zu kommen, ordnete die übermütige Schloßfrau an, daß auf der ganzen Wegstrecke zwischen beiden Orten von Schritt zu Schritt ein Laib Brot hingelegt werde, damit sie darauf gehen könnte und mit dem schmutzigen Boden nicht in Berührung käme. Doch beim ersten Schritt, bei der Berührung des ersten Brotlaibes gab dieser nach, versank in den Boden und die Schloßfrau ihm nach. Sie verschwand vor den Blicken der Umstehenden tief in die Erde, die Öffnung schloß sich über ihr und sie wurde nie mehr gesehen. Immer in der Woche aber, in welcher sich dieses Ereignis zutrug, ergibt es sich, daß Fuchsstuten, wenn sie an die besagte Stelle kommen, stehen bleiben, sich aufbäumen und kaum mehr weiter zu bringen sind. Die Schloßfrau soll fuchsrote Haare gehabt haben. O. Lgr.

Die Entstehung des Silberbrunnens bei Bahlingen am Kaiserstuhl.

Eine kleine halbe Stunde von Bahlingen entfernt, befindet sich unterhalb dem Katharinenberge, auf der östlichen Seite des Kaiserstuhls, am Waldesrande wundervoll still eingebettet, ein einladendes, heimeliges Plätzchen, ein heilkräftiges Bad, der „Silberbrunnen" genannt. Schon der Name läßt auf ein wohlthätig wirkendes Wasser schließen, doch war diese Heilquelle nicht von jeher bekannt. Ein sagenhaftes Vorkommnis führte erst zur Entdeckung. Seither brachte aber die Quelle unzähligen Menschen Erleichterung von körperlichen Leiden und Befreiung von Krankheiten. Hören wir, was die Sage darüber berichtet: Eine gottesfürchtige arme Witwe, die Kräuterlies, unter welchem Namen sie weithin bekannt war, wohnte mit ihrem Töchterlein in Endingen, von wo aus sie in der guten Jahreszeit fast täglich die Höhen und Thäler des Kaiserstuhls besuchte, um für die Apotheker in Freiburg die seltenen Pflanzen einzusammeln, welche gerade in jener Gegend vorkommen und ihres medizinischen Wertes wegen gerne gekauft werden. Ein großer Gewinn kam dabei nicht heraus und war die Kräuterlies genötigt, um für sich und ihr Kind das tägliche Brot zu verdienen, jeweils schon beim Morgengrauen ihr Geschäft zu beginnen. Sie mußte dabei steinige Hänge begehen, Dickicht durchstreifen und stets auf- und absteigen, da geschah es einmal, daß sie von Entkräftung und Müdigkeit überwältigt, hinsank und erschöpft liegen blieb. Hilfe war keine zur Stelle, der Angstschweiß trat ihr auf die Stirne und Schwindel bemächtigte sich ihrer Sinne. Als sie endlich aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte und Gott um Erbarmen anflehte, glaubte sie ein Geräusch zu vernehmen, und wirklich erblickte sie in geringer Entfernung plötzlich, wie aus der Erde herausgewachsen, ein niedliches, kleines Männlein zwischen einem mächtigen Eichenpaare stehen, ihr mit der Hand zuwinkend und auf den Boden weisend, wo er das vorhandene Moos entfernte und einen Stein beseitigte, gleichzeitig

auf die dort befindliche unterirdische Quelle deutend. Nachdem dies geschehen war, verschwand es ebenso schnell, als es sich gezeigt hatte. Die Kräuterlies aber legte sich das Geschehene sofort richtig aus und begann mit der hohlen Hand Wasser zu schöpfen und es zu trinken. Überaus rasch erholte sie sich darauf von ihrer Erschöpfung und war bald imstande, ihren Weg nach Freiburg fortzusetzen. Vorher deckte sie jedoch die bis daher verborgen gewesene Quelle wieder zu und merkte sich die Stelle behufs der Wiederauffindung, bewahrte aber den Ort als ihr Geheimnis. Wie ihr so wunderbar durch den Genuß des Wassers geholfen wurde, könnte dies, so dachte sie, auch bei andern der Fall sein, und in der That, gar viele wurden nachher durch ihre Vermittlung in gleicher Weise von Leiden befreit. Auf einem ihrer regelmäßigen Gänge nach Freiburg erfuhr sie von der lebensgefährlichen Erkrankung der einzigen Tochter des Grafen Hesso von Nimburg; sie teilte diesem ihr Heilmittel mit und in auffallend kurzer Zeit genas nach dem Gebrauche desselben das schon für verloren gegebene Edelfräulein. Aus Dankbarkeit dafür ließ der Graf die Quelle fassen und dabei ein Bad nebst Wohn- und Wirtschaftsgebäuden errichten. Er beschenkte damit die inzwischen herangewachsene Tochter der Kräuterlies, und wurde dieselbe, nachdem sie sich darauf mit dem Oberjäger des Grafen verehelicht hatte, die erste Besitzerin des Silberbrunnens. Da seither schon mehrere Jahrhunderte vergangen sind, so ist es uns leider nicht mehr möglich, den Namen dieses Ehepaares, welches lange Zeit in glücklicher Verbindung dort zubrachte, zu nennen, doch sollen noch Abkömmlinge von ihnen in jener Gegend vorhanden sein.

D. Lgr.

Hoselips.

Im Ratskeller zu Bahlingen befinden sich mehrere mit allerhand Schnitzereien versehene Fässer. Eines trägt den Hoselips, ein aus Holz geschnitztes Figürchen, in der rechten

eine gewichtige Traube haltend und an den Hüften umschlungen mit Reblaub und Trauben. So lange der „Hoselips" in der Gemeinde ist, so lange wird der Herbst nie ganz schlecht ausfallen. Einstmals wurde das Männlein nach Mannheim verkauft an einen Weinhändler, da blieb der Segen aus; es gab keinen ordentlichen Wein mehr und die Gemeinde mußte um schwer Geld das Weinmännlein wieder einkaufen.

Geres in Schau-ins-Land XI (1884) S. 32.

Das Brünnlein zu Bickensohl.

Bei Bickensohl ist eine Quelle, die nur spärliches Wasser gibt und blos zu gewissen Perioden, oft nach viel jahrelangen Pausen, in reichlicher Fülle strömt.

Diese Quelle war vor alten Zeiten, erzählt man sich im Volke, die wasserreichste und frischerquickendste auf weit und breit. In den heißesten Sommern, wenn alle andern Brunnen im Kaiserstuhle versiegten, sprudelte sie hell und lustig hervor. Sie befand sich hinter dem Hause eines reichen Gutsbesitzers und gehörte zu seinem Eigentume. Dieser Mann war aber eben so geizig als er reich war und mit seinem Gelde mehrte sich nur seine häßliche Eigenschaft. — Einst war mehrere Wochen lang kein Tropfen Regen gefallen; Felder und Wiesen schmachteten unter den sengenden Sonnenstrahlen, Menschen und Tiere lechzten nach Erquickung und alle Quellen in der Umgegend fingen an zu versiegen. Nur das Brünnlein des geizigen Reichen sandte in unverringerter Fülle sein belebendes Silber zu Tage. Da fiel es dem Geizigen auf einmal ein, daß hier eine gute Spekulation zu machen wäre, wenn er von jedem, der bei ihm Wasser holte, eine bestimmte Taxe an Geld dafür erhebe. Gedacht, gethan. Vom nächsten Morgen an durfte niemand mehr an die Quelle gehen und sie benützen, der nicht ein Eintrittsgeld von ein bis drei Kreuzer, je nachdem sein Wasserbedarf kleiner oder größer war, hinterlegte. Die Armen, die diesen Betrag nicht erschwingen konnten,

wurden mit groben oder spöttischen Worten zurückgewiesen. Alles fluchte diesem herzlosen Verfahren und der Unwille des Volkes stieg auf's Höchste, als die Leute eines Morgens den Brunnen, zu dem sie sich mit Gewalt gedrängt, indem sie den grausamen Besitzer mit Steinwürfen in sein Haus zurückgescheucht hatten, mit Holzstämmen, Schutt und Erde verschüttet fanden — ein Werk des Geizigen, das er nächtlicher Weile vollbracht hatte nach dem Grundsatze: „Wer nicht zahlen kann, soll auch nicht genießen."

Aber der Fluch gedrückter Armen tönt nicht vergebens in das Ohr des himmlischen Rächers aller gewaltsamen Unbill. Die folgende Nacht, als der Geizhals, wie gewöhnlich, schlaflos auf seinem Lager sich wälzte und über neuen Plänen brütete, Geld an sich zu raffen, vernahm er plötzlich hinter dem Hause, wo der Brunnen stand, ein dumpfes Tosen und ein Geroll, wie unterirdischer Donner. Erschrocken fuhr er auf und lauschte mit hörbar klopfendem Herzen. Nicht lange, so ging das Getöse in ein furchtbares Krachen über; Boden, Wand und Decke seiner Stube fingen an zu wanken, — er stürzt auf die Kniee, er will Hilfe schreien, will beten, aber die entsetzliche Angst schnürt ihm die Kehle zu, — plötzlich kracht ein Schlag, als berste das Gewölbe des Himmels auseinander, die Erde spaltet sich und Haus und Geizhals verschlingt der Abgrund in ewige Nacht.

Das Brünnlein wurde freilich wieder aus seiner Verschüttung befreit und neu gefaßt, seit jener Zeit aber sprudelt es, wie oben erwähnt, nur dann in reichlicher Fülle, wenn eine Teuerung oder ein Mißjahr bevorsteht. K. Schzlr.

Burkheim am Rhein.

In Burkheim dort am Rheinesstrand,
Wie melden alte Sagen,
Voreinst ein reiches Kloster stand,
Aus König Dietrichs Tagen.

Wer kennt den Dietrich nicht von Bern,
Zur Zeit der Nibelungen?
Sind jene Tage uns auch fern,
Noch wird von ihr gesungen.

Doch wo ist nun der Helden Spur?
Wer mag sie alle nennen?
Nur einen, den Wolfdietrich nur, —
Den werdet ihr wohl kennen

Wie hat er einst im Morgenland,
Auch auf der Heimat Bergen
Siegreich gekämpft mit tapf'rer Hand,
Mit Riesen und mit Zwergen!

Doch mählich wurd der Degen alt
Und müd vom Blutvergießen
Und wollt die letzten Tage halt
Im Kloster drum beschließen.

Gesagt, gethan, der Alte kam
Nach Burkheim in das Kloster,
Besitz von einer Zell er nahm,
Und betet Paternoster.

Nur kamen manchmal nachts, — ist's wahr?
Es melden's alte Sagen, — —
Zu ihm der Geister große Schar,
Die er im Feld erschlagen.

Nach einer solchen Geisterschlacht
Einst streckt' er müd die Glieder
Zum Schlummer hin, doch ist erwacht
Daraus der Held nicht wieder.

Die Brüder trugen nun sofort,
Zu Grabe die Gebeine;
Sie ruhen sanft in Burkheim dort
Am Strand vom grünen Rheine. — (L. D. . . . .)

Die zwei Dichtungen Hug- und Wolfdietrich, die mit Ortnit, dem großen Rosengarten und der Zwergsage von König Laurin in das Heldenbuch gehören, sind verwandt und sollen den Dietrich von Bern verherrlichen. Hug Dieterich, König von Konstantinopel, hat sich die von ihrem königl. Vater in einen Turm gesperrte Hildgard zur Gemahlin erwählt und ist in einer Verkleidung zu ihr gedrungen. Beider Sohn wird im Walde ausgesetzt und von Wölfen ernährt, daher sein Name Wolfdieterich. Obwohl von seinem Vater anerkannt, verjagen ihn doch nach dessen Tode seine Brüder, und er muß mit seinen

Vasallen in ein festes Schloß weichen. Die rauhe Else, welche ihn liebt, befreit ihn durch Zauberkunst. Nach langem Umherirren und Kämpfen wird sie seine Gemahlin, ihm dann geraubt, allein wieder von ihm gewonnen. Er besiegt Ortnit, macht einen Kreuzzug, und wirbt, nachdem Ortnit erschlagen ist, um dessen Witwe Siderat. Sie gibt ihm auf, gegen die Drachen zu ziehen. Der alte Drache reißt ihn zwar in seine Höhle, doch tötet er hier die Drachen, vermählt sich mit Siderat, zieht nach Konstantinopel, überwindet seine Brüder und befreit seine Vasallen. Er wird dann Kaiser von Rom, übergiebt seinem Sohne, der Hugdieterich heißt, das Reich, und geht nach Siderats Tode in ein Kloster, wo er, nach dem in dieser Sage berichteten Kampfe mit den Geistern aller von ihm erschlagenen Feinde, sein Leben beschließt. Vergl. Nodnagel's: „Fünf Bücher deutscher Sagen.“ 2c.

Das „Universallexikon von Baden“ (1843) gibt, Seite 223, Burkheim als den Ort an, wo dieser Held Buße gethan und erwähnt auch des dortigen „Hexenturmes“, worin sieben Weiber, welche im Juni 1616 zu Burkheim als Hexen verbrannt wurden, gefangen saßen.

Nach der Sage soll Karl der Große bei Burkheim ein Nachtlager gehalten haben. Schreiber, Freibg. und Umgebung. 3. Aufl. 1840.



„Böser Blick“ derer von Sponeck.

Beim Sponeck wurde, wie bekannt,
Manch' Schiff im Rheine festgebannt,
An Breisach fuhr's noch rasch vorbei,
Passiert auch Burkheim flott und frei;
Doch naht sich's Sponecks Räuberneſt,
So saß es in dem Strome fest.
Man sagt gewiß, daß Zauberei
Dabei im Spiel gewesen sei.
Ja an der Schiffer Mißgeschick
War schuld allein der böse Blick
Des Herrn vom Sponeck, dessen Macht
Das Schiff zum Stillsteh'n hat gebracht.

Es brach sofort dann aus dem Thor
Das Raubgesindel Sponecks vor,
Es stürzte auf das Rheinschiff zu,
Und plünderts aus in einem Nu;
Und wer im Schiff sich setzt zur Wehr,
Der wird durchbohrt mit einem Speer,
Und wer ein Lösegeld verhieß,
Der kam vorab in's Burgverließ.
Das war in jener Zeit halt Brauch,
So triebens andere Ritter auch.
Erst König Rudolfs starke Hand,
Deß' Wiege dort auf Limburg stand,
Ein Ende macht dem Räubertum,
Was seinem Haus gereicht zum Ruhm. _L. D....

Litzelberg bei Sasbach a. Rh.

In früheren Zeiten schwerer Heimsuchung der Bewohner um Sasbach brachten fromme Männer des Dorfes von unbekanntem Orte her ein Gnadenbild der schmerzhaften Mutter und trugen dasselbe nach längerer Beratung über den Ort der Aufstellung auf den Litzelberg. An der Stelle, wo es jetzt verehrt wird, brachten sie es nicht mehr weiter und erkannten daraus, daß hier der richtige Platz sei. Sie erbauten eine dürftige Kapelle, und das Bild wurde darin aufgestellt.

Vergl. Freiburger Kirchen-Bl. I.

Limburg.*)

Es war ein schöner Frühlingsabend des Jahres 1218, als Kaiser Friedrich II. einsam längs des Rheines hinritt. Schon sah er durch die Baumwipfel die alte Feste Limburg in den Wald hineinleuchten, wo er die Nacht zuzubringen gedachte, als er an eine Stelle geriet, wo der Wald gegen den Rhein zu gelichtet war und einen herrlichen Ausblick auf die gegenüberliegenden Vogesen vergönnte. Der Kaiser stieg vom Pferde, und an die Mauer eines Kapellchens gelehnt, betrachtete er die Abendlandschaft, wobei er endlich, müde von der Reise, einschlief. Im Traume sah er Kaiser Karl den Großen in voller Pracht, mit dem Heiligenscheine; dieser er- ergriff ihn, so dünchte es dem Träumenden, bei der Rechten und sprach: „Steige eilends hinauf zur Limburg! In diesem Augenblick hat daselbst die Gräfin von Habsburg einen Sohn geboren, dessen Pate sollst Du sein, und er wird Dir folgen auf Deinem Kaiserthron, der Deinem Geschlechte nicht bleiben wird. Du aber gieb ihm als Patengeschenk Dein goldenes Jagdmesser." Als der Kaiser das hörte, ward er traurig, daß er derob erwachte.

*) Limburg, früher auch Limper. Die alte Sage knüpft an die erste Ansiedelung des Zähringer Hauses in diesen vordern Landen, und wie in den Teckischen Besitzungen ein Limburg oder Lindberg dessen Wohnsitz gewesen, so haben sich mit gleichem Namen die Herzoge an dem Rhein ein neues Wohnhaus errichtet. Auch soll Hermann I. der Stifter des Hauses der Markgrafen von Baden, sich nach diesem Besitz Markgrafschaft von Limburg genannt haben.

Graf Albrecht IV., genannt der Weise, soll mit seiner Gemahlin Heilwig, einer Gräfin von Kyburg, in dem Anfange jenes Jahrhunderts hier gewohnt haben, und letztere hier ihren Sohn Rudolf, den ersten Kaiser aus diesem Geschlecht, geboren. Kaiser Friedrich II., der sich zu dieser Zeit in Breisach aufhielt, sei als Zeuge der Taufe nach Limburg gekommen. Auch besuchte noch später Rudolf die Stätte seiner Geburt, nach einer Urk. von 1240 Osterwoche, die in dieser Burg für Kloster Olsberg bei Basel angefertigt wurde. Später verkaufte er diese Besitzung an Kuno von Berkheim i. Elsaß.

In tiefes Sinnen versunken, eilte er den Berg hinan und fand die Bewohner der Limburg in Freude über die Geburt des jungen Grafen von Habsburg. Daran erkannte er nun, daß der Traum ihm von Gott gesandt sei, und als das Kind des folgenden Tages getauft wurde, stand er als Pate zunächst neben dem Priester. Aber nach Vollendung der Taufe, als alles beim fröhlichen Mahle saß und die Vornehmen der Gegend dem neugeborenen Knaben Geschenke brachten, nahm der Kaiser von seinem Gürtel ein schönes Jagdmesser mit goldenem Heft und sprach zum Grafen von Habsburg: „Wenn Euer Sohn herangewachsen sein wird und auf die Jagd zu gehen begehrt, so gebt ihm dieses Jagdmesser und erinnert ihn an seinen Paten." Damit nahm er Abschied von den versammelten Gästen und ritt fort, das Land hinab.

Der Knabe Rudolf aber wuchs heran und ward kräftig und stark zu allen Übungen des Leibes. So begab es sich eines Tages, da er neun Jahre alt war, daß er seinen Vater bat, ihn auf die Jagd mitzunehmen und ihm das schöne goldene Messer umgürten zu lassen. Der Graf war über das Verlangen sehr verwundert, erlaubte aber nach vielen Bitten dem Knaben, ein Pferd zu besteigen und bis in den Wald mitzureiten. Dort blieb der junge Rudolf der Obhut eines Dieners anvertraut, die andern aber ritten weiter in's Dickicht. Rudolf war abgestiegen und suchte, während der Diener schlief, nach Erdbeeren. Da ereignete es sich, daß ein großer Wolf, aufgescheucht durch den Lärm der Jagdleute, gerade auf dieser Stelle aus dem Walde hervorbrach. Der mutige Knabe rannte mit seinem goldenen Jagdmesser auf das Tier zu und wäre sicher die Beute desselben geworden, hätte nicht ein Pfeil aus dem Dickicht den Wolf tot niedergestreckt. Der Wald öffnete sich, und vor den erschrockenen Rudolf trat eine hohe Heldengestalt in langem Mantel von überirdischem Lichte umflossen. „Ich bin der heilige Kaiser Karl, folge mir und fürchte Dich nicht." Rudolf that also, und bald befanden sie sich am Eingang einer mit Epheu bewachsenen Höhle. „Siehe," sprach der alte Kaiser, „es wird

mir bisweilen vergönnt, durch Deutschlands Gaue zu wandeln, dann sollst Du mich immer hier besuchen, und ich will Dich unterrichten; damit Du aber wissest, wenn ich hier bin, so betrachte jede Nacht Dein Jagdmesser; wenn die Spitze desselben glüht, so wisse, daß ich hier zu finden bin." Mit diesen Worten verschwand die Gestalt; Rudolf aber kehrte ernsthaft zu den Seinen zurück, nachdem er den toten Wolf mit Baumzweigen bedeckt hatte.

In dem dritten Vollmond war die Spitze des Jagdmessers glühend rot. Da stieg Rudolf in den Wald zur Höhle hinab, und die freundliche Erscheinung unterrichtete ihn in aller Weisheit; denn der Kaiserstamm der Hohenstaufen sollte untergehen, und ein neuer, weiser und starker Herrscher that not; deshalb stieg Kaiser Karl aus dem Reiche der Seligen nieder.

Da kam eines Tages ein Heergebot vom Kaiser Friedrich, und Rudolf mit den Mannen seines Vaters sollte sich zum Kreuzzug stellen. Den Abend vor dem Auszug war die Spitze des Jagdmessers wieder glühend, spät in der Nacht stieg Rudolf in den Wald hinab. Kaiser Karl mit Krone und Reichsapfel stand verklärt vor ihm und ließ ihn niederknien und sagte ihn: „Es ist nun das letzte Mal für lange Zeit, daß Du mich siehst; nur noch ein Mal in Deinem Leben wirst Du mich erblicken, und das wird drei Tage vor Deinem Tode sein."

Mit diesen Worten verschwand Kaiser Karl; Rudolf aber beschwor ein heiliges Gelübde, den Vorschriften des Geistes getreu zu sein.

Schau-ins-Land I Juli-Heft.

Auf dem oberhalb der Limburg gelegenen Berg Eichert geht ein nächtlicher Schutzgeist, der Eichert-Joggli, der Vorübergehende bisweilen so ängstigt, daß sie schweißtriefend und atemlos im Dorfe ankommen.

Weiter abwärts bezeichnet die Sage eine Insel, auf welcher im Jahre 1290 von schottischen Stiftsherrn ein Kloster erbaut worden, aber ein Jahrhundert später wieder in den Rhein versunken sein soll. Bisweilen soll man daselbst großes Gemäuer im Strome erblicken und namentlich an Vorabenden heiliger Tage Glockengeläute und Chorgesang

der Mönche aus der Tiefe vernehmen. Nur mit Scheu fahren dieser Sage kundige Schiffer in der Dunkelheit an dem im Rheine versunkenen Kloster vorüber.

H. Schreiber, Freiburg im Breisgau mit seinen Umgebungen. 1840. S. 444.

St. Katharinen.

Der Katharinenberg hieß früher Kohlenberg, das ehemalige Schloß Kohlenburg und der Weg im Gewann Thannacker Kohlweg.

Zu Weisweil wohnte im Guglerkrieg ein Edler aus dem Geschlechte der Schwäblin. Als der sogenannte Guglerkrieg ausbrach, mußte Schwäblin in kaiserliche Dienste, er überließ seine Frau dem Schutze Bernhard IV. von Usenbach, der auf der Kohlenburg wohnte. Während ihr Gemahl in Breisach war, stieg sie auf den Berg, sie erblickte die Türme der Stadt und that das Gelübde, hier der hl. Katharina eine Kapelle zu bauen, wenn ihr Mann gut heim komme. Die Gugler wurden geschlagen und sie löste ihr Gelübde 1338. Im Schwedenkrieg wurde die Kapelle zerstört und später wieder aufgebaut und zwar zuletzt durch einen „frommen Bauernkerl" (1715) als Waldbruderhänslein.

Teilweise mündlicher Bericht.

Wer zum ersten Male auf den Katharinenberg geht, dem wird „das Feuer im Elsaß" gezeigt. Das geschieht, indem man ihn durch das Loch eines Bausteines schauen läßt und ihm dann plötzlich den Kopf so heftig aufstößt, daß er „Feuer" sieht. Dieser unsanfte Brauch rührt laut Urkunde von der Einweihung her, wo die Gesellen mit den Burschen der Umgegend ähnliches machten.

Endingen.

Das sehr altertümliche Städtchen Endingen wird schon 763 erwähnt und bestand aus Oberendingen mit dem Schloß und der Martinskirche und Niederendingen mit dem Fronhof und der Peterskirche.

Die Martinskirche stammt noch aus der Heidenzeit her, der Turm wurde erst 1471 aus Steinen des Schlosses Kohlenburg gebaut, in alter Zeit wohnte auf diesem Turme ein Wächter.

An Frauen-Tagen sieht man morgens in der Früh rechts am Altar einen Mann knieen, es ist der einstige Besitzer des Kirchenplatzes, der vor seiner Bekehrung zum Christentum ein rechtes Heidenleben geführt hatte.

Bei der oberen Kirche stand ein Kloster, wo sich in der Neujahrsnacht eine Nonne zeigt, die man auch öfter das Nonnenloch dort bewachen sieht, aus dem man die Kinder fischt.

Über dem Hochaltar der Martinskirche ist ein Marienbild*), zu dem schon zur Zeit der großen Pest**) viel gewallfahrt wurde.

Einst kam auch eine Familie Vater, Mutter und zwei Kinder gewandert, die sollen um 1462 von den Juden ermordet worden sein. Als man das Leichenhaus zu Endingen 7 Jahre später abbrach, fand man die 4 Leichen alle noch unverwest***), nur die Köpfe fehlten. Drei Juden gestanden unter der Folter den Mord und wurden auf dem Judenbuck mit dem Tode bestraft, ihre Geister aber gehen im sogenannten Judenhaus, wo sie Nächte durch Tote hinaustragen müssen. Bis Ende des vorigen Jahrhunderts durfte kein Jude mehr die Stadt betreten; am Weg nach dem Silberbrunnen stand nun bei einem Bannstein ein Kreuz, wo die Juden später mit den Endingern ihre Geschäfte abmachten. Das Kreuz kam dort weg und seitdem geht's um am Platze.

*) Im Jahre 1615 soll der damalige Pfarrer Laub am Christi Himmelfahrtsabend gesehen haben, wie das Bild Thränen vergoß, wahrscheinlich über das Elend, das der 3 Jahre später ausgebrochene Krieg verursachte.

**) Am schlimmsten hauste die Pest in der Totenkinzig, wo heute noch die Krankheit als kleine Rauchwolke „i's bläu dempfli" in einem Balken stecken soll. An der Kirchenwand ist ein Leichenstein mit den Worten:

Ist's nicht eine große Plag, 17 in einem Grab?
Und ist es nicht ein großer Graus sieben aus einem Haus? —,

ein Verslein, das ganz ähnlich der Herausgeber auch schon in der Schweiz gelesen hat.

***) Die Leichen — ausgestopft — stehen heute noch in Glaskästen in der Peterskirche.

Spuckgestalten um und zu Endingen.

Im Turner läuft ein Brünnlein, die Schießmauerquell, wo die ersten Christen wohnten und in einer Höhle ihre Kapelle hatten. Da kamen einst die Römer von Riegel her, schlossen die Christen in die Kapelle ein und verschütteten sie. Seit der Zeit zeigt sich zu Kriegszeiten dort ein Geist, so zuletzt Anno 1848. —

Am Thürleberg, der seinen Namen hat von einer Thüre, welche die obengenannte Höhle abschließt, steht ein Kreuz, das schon dreimal zerstört wurde. Der erste Thäter, ein Heide, versank zur Stelle, und treibt sich jetzt als gespenstiger Fuhrmann herum, das zweite Mal schnitt ein Jude in den Fuß des steinernen Christus, da entstand eine blutrote Wunde, die erst spät wieder vernarbte. —

Auf der Haid steht ein Bildstock auf dem Platze, wo einst eine heimliche Christin lebendig begraben wurde. Als Karl der Große das Christentum einführte, flohen die Heiden, nur zwei hielten sich noch im Flohberg verborgen, wo sie in ihrer Hütte verbrannten; heute noch geht dort das Feuer nicht aus. —

Vom Burgberg kam einst ein hinkender Jägersmann mit Bocksfüßen, als man gerade das Rieglerthor baute. Dreimal schaute er den Thorbogen an und dreimal fiel dieser zusammen; da fügte man einen Christuskopf als Schlußstein ein, und der Jäger hatte keine Gewalt mehr. —

Beim Rieglerthor stand früher noch das Apostelthor, wo ein Geist spuckte, der den Felddieben aufsäßig war. —

Am Kohlersgraben geht ein schwarzer Hund, „der Kohler", im Immenthal beim Bannstein ein Fuchs, der die stärksten Wagen umwirft; am Weg nach Eichstetten führt ein Hase die Leute irr, und am Weg nach Wyhl zeigt sich am Sabbath Abend den Juden eine feurige Katze. —

Am Wyhlbach zeigt sich der wilde Jäger „Iltisjörg" als den Sonntagsjägern gefährlich, beim Wilhelmskirchlein werden die Früchte früher reif als sonst wo; in der Mannsmatt geht ein feuriger Marcher und im Niederdorf bewacht ein grauer Bär die Obstbäume.

Im Tonithal hütet Toni Litzelhard in einem Feensaal die Frucht; läuft die Quell dort fein, so steigen die Obstpreise. —

Beim Zehntenstein am Eckingsberg geht der Vogt von Maria-Zell, ein Marksteinversetzer; im Scheehof rumort ein Ketzer; im Erlenloch bei der Mühle zeigen sich die „fünf Eichenmänner" und ein schwarzes Tier, auch hört man dort

manchmal das Schreien der schönen Sünderin vom Brüstleberg. Am Weg zum Katharinenberg zeigt sich oft ein Zwerg, und in den Rebbergen stellt die „Stadtmama" den Vögeln nach. Wenn einer auf einem fremden Gut Leimen holt, kommt der „Sauerbürger", im Tannacker hütet einer die Trauben; im Burgberg macht nachts ein Geißbock seine Sprüng. Im Salzgarten zeigte sich früher der Herr von Litzenthal, bis man das Geld gefunden, das dort vergraben lag. Im Nächstenthal geht ein Jäger, der einst Pulver stipitzte, im Salen sieht man den Herrn von Salis knien und beten, der einst heillos fluchte. Im Etzenthal badeten nachts die Hexen in einer Quelle, darob das Wasser am Tage nie hell war. Beim Stadtweiher sieht man einen Geist in hellen Flammen stehen. Im Helmwinkel hört man das Geschrei des Unglücklichen, den im alten Turm einst Schlangen auffraßen. In der Oberstadt steht ein altes Bad „im Geißenwasser", wer da im Schnapsrausch durchgeht, wird mit Pfützenwasser bespritzt; sehr gefürchtet ist „Das Stadttier", der „Prügelgeist" und die ordnungsliebende „Fronfastenfrau."

Sämtliche nach Kniebühler, Hobelmann.

Sage vom Endinger Glöcklein.

In den romantischen Zeiten der Ritter, die wir fast nur uns denken können als dahingebracht in Minne und Kampfspiel, war es mit Weg und Steg allüberall oft schlecht bestellt, und wo heute fruchtbar Gefilde sich dehnt, standen dunkle Wälder und dünsteten gefährliche Sümpfe, wo die Ritter mit ihrem Gefolg das Wild hetzten.

An einem Dezembertage zog Friedrich von Usenberg ohne alles Gefolge zur Jagd aus, ein scharfer Wind pfiff über das Feld, der schließlich zum wilden Sturm anwuchs, und in großen Flocken wirbelte der Schnee zu Boden und hinderte jede Aussicht; gegen den Kohlenberg glaubte der Graf seine Schritte gelenkt, statt dessen kam er immer mehr nördlich, immer tiefer in den Wald. Schwer lastete der Druck der gewaltigen Schneemassen auf den Bäumen, und hinter sich und vor hörte der einsame Jäger die dürren Äste krachen, es wurde ihm unheimlich dabei. Es war schon tiefe Nacht, der

Graf stand mitten im wilden Gestrüpp und horchte vergebens auf einen menschlichen Laut. Als der Sturm sich inzwischen etwas gelegt hatte, sah er einen andern Wanderer mühesam den Weg durch den Schnee sich bahnen.

Plötzlich hörten sie den Klang einer Turmuhr, sie horchten und zählten „Drei". Alle Müdigkeit und den Schlaf vergessend, der sie fast übermannt hatte, eilten sie in die Richtung, woher der Glockenschlag erklungen war. Bald sahen sie sich auf freiem Feld, da stieß Friedrich in sein Hüfthorn, das bald seine Leute, die auf die Suche nach ihm ausgezogen waren, herbeilockte, die dann die beiden Halberstarrten auf die Burg brachten.

Andern Tag ließ der Graf an den Rat der Stadt Endingen die Weisung ergehen, für den Turm der St. Martinskirche, deren Glockenklang ihn gerettet, auf seine Kosten ein Glöcklein gießen zu lassen, das von Martini bis zum Frühlingsanfang um Matthias jeweils eine viertel Stunde morgens 3 Uhr geläutet werden müsse, um verirrten Wanderern eine sichere Richtung zu geben, was lange noch bis in unsere Zeit hinein geübt wurde. Jetzt hängt das inzwischen umgegossene Glöcklein im Turme der Katharinen Kapelle.

Nach schriftlichen Aufzeichnungen.

Glockensagen.

Osjanne, eine der ältesten Glocken in der Pfarrkirche zu Endingen, mußte einst auf Reisen gehen und hauste eine Zeit lang zusammen mit den Fischen der Elz und diente den Grundeln und Krebsen als Unterschlupf.

Als nämlich zur Zeit Ludwig XIV. von Frankreich die Franzosen unter Marschall Villars gen Endingen vorrückten, lud man diese Glocke im Dunkel der Nacht auf und warf sie von der Elzbrücke bei Riegel in's Wasser. Dort an einem versteckten Platz lag sie gut aufgehoben, bis wieder Frieden war im Ländchen, worauf man sie wieder herausholte.

Mit der „großen Glocke" hatte der Magistrat weniger Glück. Bei der Schwere von 55 Zentnern war es nicht so

leicht, sie auf die Seite in sichere Entfernung zu schaffen, man vergrub sie daher ganz in der Nähe der Kirche im Boden. Eine Magd verriet den Franzosen den Ort, die zum Zeichen, daß sie die Glocke als Kriegsbeute betrachteten, ein Stück aus derselben schlugen.

Im nächsten Frühjahr lud man sie auf, um sie nach Frankreich zu schicken, und schon hatte man sie auf einem schweren Wagen 600 Schritte vor die Stadt hinausgebracht, bis zur Stelle, wo das rote Kreuz steht, als plötzlich die Räder einsanken und der Wagen nicht mehr von der Stelle gebracht werden konnte.

Durch den inzwischen eingetretenen Friedenszustand ward die Glocke der Stadt erhalten, der Magistrat ließ sie 1714 umgießen und an der erwähnten Stelle ein Holzkreuz errichten, das zum Schutze gegen das Unwetter rot angestrichen wurde, daher der Name „das rote Kreuz“. Der dreispitzige Acker in der Nähe aber wurde einem Zimmermann für sich und seine Nachkommen übergeben mit der Verpflichtung für die Unterhaltung des Kreuzes zu sorgen, das auch schon mehr denn acht Mal erneuert und jetzt durch ein steinernes Kreuz ersetzt wurde. (Nach schriftlichem Bericht durch Hauptlehrer Gärtner.)

Frosch hopp mi an!

Das obere Wyhlbachthal war in früheren Zeiten von den Edlen von Uesenberg als Fischteich verwendet worden; der Weg von Endingen nach Bahlingen bildete den Damm dazu und ein hohler Eichstamm die Abflußröhre vom oberen nach dem unteren Wihlbachthal.

Burkhard von Uesenberg sah einst am Teich ein mit Fischen beladenes Pferd stehen, das von einem vermummten Mann geführt wurde. Der Ritter stellte den Mann zur Rede, doch der leugnete, die Fische zu Unrecht geholt zu haben und schwur:

„Herr Ritter han i veruntreut den Tich,
So kömmet us dem Wasser, ihr Frösche, so glich,

Wäret zum Tüfel und hoppet mi an,
Daß i nimmer ka weiter gan!" —

Flugs kamen aus dem Teich die Frösche in Menge, und voll Schrecken ob des Gottesgerichts gestand der Fischdieb sein Unrecht und verschied auf der Stelle. Da man aber gerade mit dem Bau des Freiburger Thores beschäftigt war, ließ Burkhard an dem der Stadt zugekehrten Bogen ein Männlein einhauen und unter demselben einen Frosch im Sprung, den „Frosch hopp mi an", zur Warnung vor Lug, vor Frevel und Trug. — Der „Frosch hopp mi an" geht heute noch um und ist den Traubendieben gefährlich.

Schriftlicher Bericht durch Hauptl. Gärtner, ferner Kniebühler, Hobelmann S. 8 f. Frbg. 1870.

Engelsberg.

Am Weg von Endingen nach Riegel stand in früherer Zeit am Schambach ein Siechenhaus. Die älteste Quell, die dort sprudelt, läuft im Schlimberg durch einen Keller, der zur Christzeit viel besucht wurde von den Leuten, die „Heilewog"*) holen wollen. Es läuft nämlich in der Christnacht um 12 Uhr Wein aus der Quelle, alter Eckkinz'gberger, und man hört Engel singen: „Gott in der Höh' sei Ehr!" —

Im Siechenhaus kurierte einst ein wahrer Dr. Eisenbart, der als Irrgeist heute den Weinfuhrleuten gefährlich ist. —

Kniebühler, der Hobelmann S. 13 ff.

---

*) Wenn man mit der heiligen Woge in ein Haus kommt, spricht man vor der Thüre: „Euch Glück in's Haus und Unglück draus, nehmt diesen Wunsch von mir." Jeder trinkt dann ein Glas, und den Rest schüttet man in's Weinfaß. —

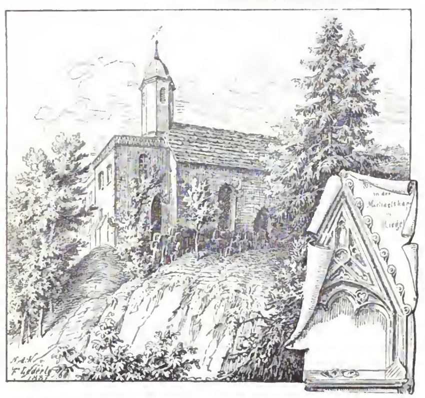
Wellingen und Wyhl.

Zwischen Wyhl und Weisweil stand ein Kirchlein und eine Anzahl Häuser, die mit Wyhl früher zur Stadt Endingen gehörten. Als die Häuser des Ortes — Wellingen genannt — schon abgetragen waren, stand noch das Kirchlein, das ein Eremit bewohnte, ein sonderlicher Heiliger, der Teufel austrieb, Geister bannte, nach Schätzen grub und allerlei Wunderkuren machte. In heiligen Nächten zeigt er sich heute noch als feuriger

Mann auf dem Felde umherirrend, denn er soll einst eines unseligen Todes verschieden sein.

In Wyhl wurde vor 150 Jahren eine Hexe verbrannt, die man der Brandstiftung und vieler anderer Übel zieh, heute noch hört man am Galgenbuck ihr Hexengeschrei. —

Kniebühler, Hobelmann S. 26 ff.



Aus Schau-ins-Land.

Riegel.

Riegel, erzählt die Sage, sei einst eine heidnische Stadt gewesen von weiter Ausdehnung und habe einen eigenen kleinen König (Regulus) zu ihrem Herrn gehabt; darum sei auch dessen Brustbild, ein sogenannter Heidenkopf, in ihr Wappen übergegangen.

Schreiber, die römische Töpferei zu Riegel S. 7.

In der That erblickt man noch im Siegel dieses Marktfleckens einen Kopf, der mit einem diademartigen Band umschlungen ist; es ist wohl das zu einem Mohrenkopf umgestaltete Brustbild des Kaisers Hadrian. Die Einwohner von Riegel selbst erzählen, ihre alte Stadt hätte einst bis zum sogenannten Sankert gereicht und dieser als Stadtgraben gedient. S. 16.

Ein Heidenbrunnen befindet sich auf der hintern Burg zu Riegel. S. 48.

Berge weichen zurück.

„Zwischen Köndringen und Malterdingen in der Markgrafschaft Hachberg läuft ein breiter Feldweg zwischen zwei Bergen hin. Jetzt führen die Bauern auf diesem Weg all ihre Bedürfnisse. Aber ich erinnere mich noch der Erzählungen, die ich von alten Leuten in meiner Jugend gehört habe, daß zur Zeit ihrer Jugend diese zwei Berge so nahe noch beisammen gewesen wären, daß oben die Feldhüter mit einem Sprung an ihrer Stange hätten übersetzen können. — Wir sahen auch oft große, herabgestürzte Stücke nuten."

Birlinger in Alemannia XII S. 161 aus Peter Francks Mehlz. Polizei.

Lichteneck.

Er hieß Götz und war ein Götz.

Pfalzgraf Gottfried von Tübingen war seines Übelhausens halber wohl bekannt. Derselbig gewann einen solchen Unwillen zu seinen liegenden Gütern, daß er sich entschloß, derselben keines zu behalten, suchte auch alle Mittel, daß er ihrer ledig werden möchte. Darum soll er dem Grafen von Württemberg alles übergeben haben und zu Tübingen zum Thor hinaus geritten sein. Da habe er sich umgekehrt und ganz fröhlich zu seinen Dienern gesagt, nun freue er sich von ganzen Herzen, daß er doch endlich einmal des Wustes sei ledig geworden. Das war ain stim mehr ains ochsen oder eines maultiers, dann eines Menschen. Dieser Pfalzgraf von Tübingen hatte eine Gräfin von Freiburg zur Gemahlin, hieß Klara. Die hat ihm die Herrschaft Liechteneck im Breisgew

zugebracht, und wenn solches Heiratsgut nit gewesen, oder wenn er das auch hätte angreifen oder hingeben dürfen, wie das andere, so glaub' ich, er hätte in großer Armut sterben müssen. Ein wunderbar unnützer Mann ist er gewesen, daher Herr Rudolf von Ehingen mehrmals zu Graf Conradten von Tübingen gesagt: „O Herr, ihr habt einen Oberahnherrn gehabt, Graf Getzen, fürwahr, er hieß Götz und war auch ein Götz." Er ist der letzte gewesen, der sich Pfalzgraf von Tübingen geschrieben hat. Zimmerische Chronik III S. 104.

Lichteneck, von den Grafen von Nimburg erbaut, war das Erbgut der Gemahlin des Pfalzgrafen Götz, einer Gräfin von Freiburg, und blieb 300 Jahre lang im Besitze des Pfalzgrafen von Tübingen.

Der letzte Nachkomme dieses Geschlechts soll nach einer alten Nachricht die Frau eines Jägers im Calwer Amt um's Jahr 1701 gewesen sein. Uhland, Germania I. Die Pfalzgrafen von Tübingen 1—18.

Das Christglöcklein.

Auf der Burg Lichteneck wohnten ehemals zwei Edelfräulein. Einmal zogen die Feinde gegen das Schloß heran. Da ließen die Fräulein ein wertvolles silbernes Glöcklein, das sie gerne läuten hörten, in einen Brunnen versenken, damit es den Feinden nicht in die Hände falle. Als diese wieder abgezogen waren, wollte man das Glöcklein wieder aus der Tiefe des Brunnens heraufholen, aber es war nicht mehr aufzufinden. In ihrem Schmerze über den Verlust sollen die Fräulein oft an den Rand des Brunnens gegangen sein und hinabgehorcht haben. In der Christnacht gingen sie wieder hin und vernahmen zu ihrem Entzücken das silberhelle Läuten des Glöckleins aus dem Brunnen herauf.

Manger, Amtsbezirk Emmendingen S. 82.

Leber eines wütenden Hundes als Heilmittel gegen seinen Biß.

Graf Jakob von Bitsch war mit seiner Schwester, der Witib von Sulz, zur Liechteneck gekommen, obwohl Graf

Conradt von Tübingen, sein Schwager, damals nit zu Hause war. Als man nun zu Nacht gegessen, und Graf Conradts Gemahlin, die Truchsessin von Walpurg, mit den Gästen ganz fröhlich gewesen, begab's sich, daß ein kleins Hündle, ein Stäuberle, unter dem Tisch die Knochen und was herabfiel, auffraß. Nit weiß ich, wer dem Hündle unter dem Tisch was gethan und es erzürnt hat. Zufällig schnappt es umher und zwickt Graf Jakoben in den einen Waden. Vielleicht hat er es auch gestoßen oder getreten. Hierauf Graf Jakob an dem Tisch erbleicht, ruft seiner Schwester ganz kläglich zu, sie wolle doch helfen und raten, es hätte ihn ein unsinniger Hund gebissen, er besorge, es würde ihm sein Leben kosten. Ob dieser Rede erschrack männiglich, jedermann stand auf, insonderheit seine Schwester führte eine große Klage. Der guten Gräfin von Tübingen war Angst, daß sich ein solcher Unfall in ihrem Haus begeben hat. In Summa, es war große Verwirrung und Umherlaufen; der eine riet das, der andere ein anderes. Unterdessen lauft das kleine Hündlein zur Thür hinaus. Da schreit Graf Jakob: „Ihm nach! ihm nach! liebe Freunde! das ist der Hund, der unsinnig ist; ihr sehet, wie er fleucht; laufet ihm nach und schlaget ihn zu Tod und bratet mir die Leber!“ Auf solchen Befehl liefen die Edelleute, Jungfrauen, Knechte, Buben und allerlei Volks dem Hunde nach. Wie aber der sieht, daß man ihm also nachjagt, fürchtet er sich noch mehr, und nit unbillig, denn es galt ihm die Haut und wollt man dem Grafen die Leber braten. Also lief er eine Stiege hinauf, die ander hinab, dann da, dann dorthin, und war ein wildes Gedresch nach dem Hund, ehe man ihn konnte fangen. Endlich aber war dennoch jemand so verständig, der riet, man sollte den Hund nit gleich tot schlagen, sondern schauen, ob er wütend wäre oder nit. Diese Warnung drang schließlich durch und ließ sich der Graf soweit beruhigen. Also wie der Hund endlich gefangen war, da wollte man ihn mit dem Essen versuchen, wie man spricht, daß kein wütender Hund gekochte Speisen esse. Als man da dem guten Hund gebratenes Fleisch und

andere gute Bissen hinwarf, da glaub ich, er hätte ein halbes Kalb gefressen, so daß man wohl sah, er sei nit wütend. Jedoch wollt man den kranken Grafen zufrieden stellen, so mußte man ihm den Hund vor Augen bringen und vor ihm fressen lassen. Damit war der Sach zum Teil abgeholfen und Graf Jakob faßte wieder ein Herz, wiewohl er seiner Schwester und andern mit großer Beschwerde anzeigte, daß es ihm zu Herzen ging. Was Lamentation und Klagen seine Schwester damals geführt, das haben viele Leute gehört. Und es wollt sich Graf Jakob nit lassen die Hosen abziehen, sondern man mußte ihm die ab dem Schenkel schneiden. Da zeigte sich, daß ihm der Hund nur mit den zwei Zähnen ein Griffle geben hat. Aber man legte ihn dieselbig Nacht mit großer Ceremonie nieder, und es ward seiner auf's Beste gewartet. Wie ich höre, so ist er diese Nacht nie erwacht. Des andern Tags ist er besser geworden, und hat man nach keinem Wundarzt schicken brauchen. Ich glaub, so nit verhütet worden sei, daß man ihm die Hundsleber braten müsse, so dürft er ganz zu einem Hundskopf worden sein.

Zimmerische Chronik IV S. 278 f.

Ein Gehenkler blutet einige Tage nach seinem Tode noch.

Anno 1561 hat sich ein Fall zu Liechteneck unter Graf Conradten von Tübingen begeben. Unfern davon wohnte ein Edelmann, der hat dasselbige Jahr zwei junge Stallbuben im Haus, der eine ungefähr zwölf-, der ander vierzehnjährig. Diese zwei Knaben sind zu Zeiten, da der Edelmann Gäste und fremde Leut hatte, in ein Gewölbe geschickt worden, daselbst Becher und andere Dinge zu holen. Als aber das oft geschehen, haben sie zuletzt die Schlösser des Gewölbes angesehen, und einstmals, wie der Edelmann ausgeritten, haben sie das Heu und anderes, so gewöhnlich auf dem Gewölbe gelegen, abgeräumt und heimlich von oben herab gebrochen

und vom Silbergeschirr nach ihrem Gefallen herausgenommen, das unter dem Dach verborgen und das offene Gewölbe mit Brettern und Heu wiederum zugedeckt. Nach etlichen Tagen kommt der Edelmann wieder nach Haus und geht nach seiner Gewohnheit in's Gewölbe. Da vermißt er etliche Becher. In dem sieht er ungefähr über sich und findet das Spatzennest. Darauf beruft er alles Hausgesind und befragt sich bei ihnen. Inzwischen als die Knaben merkten, wo der Handel hinaus laufe, macht sich der ältere auf die Flucht und kommt davon, aber der jüngere wird ergriffen. Der bittet um Gnade, bekennt und giebt alles wieder. Nichtsdestoweniger aber schickt der Edelmann den Knaben auf einem Karren hinüber gen Liechteneck und bittet den Grafen, er wolle Urteil und Recht über ihn ergehen lassen. Sobald der Graf den Knaben sieht, läßt er sich vom Zorn überwinden und stellt ihn vor Gericht. Die Richter schließen, dieweil der Junge gestohlen, soll er nach Ordnung und durch's Recht mit dem Strang gerichtet werden. Da ward der arme Junge hinausgeführt. Der gehub sich inniglich traurig, wollt sich auch weder durch den Prädikanten oder sonst Leute getrösten lassen, und ward er mit großem Erbarmen und Mitleiden des umstehenden Volkes, das wider den Grimm und Härte seines Herrn, des Grafen, nit reden durfte, gerichtet. Gleich darauf hat er angefangen, etliche Stunden aus der Nase zu bluten, worüber sich jedermann hoch verwundert. Nach etlichen Tagen, als seiner vergessen, da reiste der Edelmann desselben Weges und mußt bei dem hohen Gericht vorüber reiten. Wie er nun hinzukommt, und den Knaben sieht, so wendet sich dieser am Hochgericht gegen ihn und fängt gleich urplötzlich wiederum heftig aus Mund und Nase zu bluten an, gleichwohl es wider die Natur, auch unglaublich ist. Darob ist der Edelmann dermaßen erschrocken, daß er in eine Krankheit fiel, wiederum heimkehren mußte und eine Zeit lang zu Bett lag, auch sich des Sterbens versah, jedoch mit aller Müh wieder aufkam, und wie man sagt, so hat er fürderhin nit viel Glück mehr gehabt.

Es ist eine gemeine Rede, daß Graf Conradt ein strenger, unbarmherziger Mann sei. Er hat einen alten Thorwart zu Liechtenegk gehabt, der einstmals die Schlüssel am Thor vergessen. Da hat ihm der Graf zur Straf die Wahl gegeben, entweder in den Turm zu kommen, oder über einen gefährlichen Felsen zu Liechteneck herab zu klettern. Das hat der arme Mann aus großer Furcht angenommen und vollbracht, aber mit solcher Gefahr, daß kein Wunder wär, wenn er zehn Hälse gebrochen hätte. Zimmerische Chronik IV S. 202 f.

Doktor Frastus.*)

Doktor Theophrastus Paracelsus war einmal Student. Als er einst während der Ferien nach Hause zu seinen Eltern ging, kam er durch einen großen Wald. Auf einmal hörte er eine Stimme rufen: „Frastus, mach' auf, Frastus, mach' auf!“ Frastus drehte sich um und bemerkte ein kleines, an einem Baum hängendes Gläschen. Dorther kam jene Stimme. Frastus zog nun den Spunden aus dem Glase — und heraus kam ein riesengroßer Mann, einige Doktorbücher unter dem Arm tragend. Der Mann reichte nun Frastus die Bücher dar und sprach: „Ich will Dich reich und glücklich machen.“ Frastus aber sagte: „Ich habe wohl gesehen, daß Du aus dem Kruge herauskommst, aber ich glaube nicht, daß Du wieder in dieses Gläschen hineinschlüpfen kannst. Mache es mir einmal vor!“ Der Mann schlüpfte wirklich hinein. Frastus aber verschloß sofort wieder den Pfropfen des Glases und kümmerte sich nicht um die Drohung: „Frastus, mach' auf, sonst spiele ich Dir noch einmal einen Spuck.“ Froh im Besitz der Bücher zu sein, ging er weiter. In seiner Heimat gab er sich als D o k t o r aus. Die Leute im Dorf aber sagten: Wie kann denn der Doktor sein, da er gar nicht auf dies studiert hat?“ — und niemand ging zu ihm. Endlich wagte es eine arme kranke Frau. Er half ihr; da kam ein

*) Paracelsus von Hohenheim, ein tüchtiger, fahrender Doktor, soll 1495 zu Einsiedeln, nach anderen zu Hohenheim in Württemberg geboren sein und durchirrte, durch auffallende Kuren sich auszeichnet, fast ganz Europa.

zweiter, ein dritter, ein vierter. Alle machte er gesund. In kurzem wurde er wegen seiner Heilkünste berühmt. Da nun infolge dessen die anderen Doktoren ihre Kundschaft verloren, so strebten sie Frastus nach dem Leben. Dazu veranstalteten sie eines Tages ein Fest, zu dem auch Frastus geladen war. Gleich nach dem ersten Schluck Wein, den er getrunken, fühlte er, daß ihm weh wurde. Er ging heim, legte sich in's Bett und sprach zu seinem Diener: „Ich bin vergiftet; 9 Tage und 9 Nächte muß ich nun schwitzen. Ich gebiete Dir, niemand in's Zimmer hereinzulassen, bevor die 9 Tage und 9 Nächte vorüber sind." Frastus schickte jetzt eine Spinne den Hals hinunter; sie sollte das Gift heraufholen. Am 9. Tage, als er die heraufkriechende Spinne beinahe schon mit der Hand erreichen konnte, klopfte ein altes, schwerkrankes Weib an die Hausthüre. Es jammerte und schrie: „Wo ist Dr. Frastus? Ich muß sterben!" Immer heftiger drang die Frau in den Diener, ihr doch zu öffnen. Er that es endlich. Kaum hatte er aber die zu Dr. Frastus führende Thüre aufgeschlossen, als die Spinne wieder den Schlund hinunterging. Frastus aber sagte: „Ich muß jetzt sterben und muß 7 Jahre, 7 Monate, 7 Wochen, 7 Tage, 7 Stunden, 7 Minuten, 7 Sekunden im Grabe liegen. Öffne das Grab aber ja keine Sekunde eher, als bis die genannte Zeit verstrichen ist. Auch gebot Frastus vor seinem Tode dem Diener, die Doktorbücher in die Donau zu werfen. Der Diener nahm die Bücher mit fort und versteckte sie in einer Hecke. Als er heimkam, fragte ihn sein Herr, was er mit den Büchern gemacht habe. Der Diener sagte: „Gar nichts." Noch einmal befahl jetzt Frastus, die Bücher in den Fluß zu werfen. Als es geschah, blitzte, donnerte und wetterte es, ja es bebte die Erde; man meinte, die Welt gehe unter. Als der Diener nach Hause kam, fragte ihn sein Herr wieder, ob er dem Befehl nachgekommen sei. Der Diener bejahte es. „Hättest Du nur eines der Bücher für Dich zurückbehalten," sagte Frastus, „so wärest Du glücklich genug geworden."

Bald darauf starb Frastus; er wurde in's Grab gelegt. Aber bevor die 7 Jahre, 7 Monate, 7 Wochen, 7 Tage, 7 Stunden, 7 Minuten, 7 Sekunden verflossen waren, öffnete der neugierige Diener das Grab. Einige Sekunden lang sah er Dr. Frastus blühen wie eine Rose. Plötzlich aber zerfiel er in Staub.

Otto Heilig in Kenzingen nach dem Berichte eines Mannes aus Kenzingen in Alemannia XXIV S. 156.

Eines Tages bekam ein Kaiser das Bodengramm (Podagra). Alle Doktoren und Professoren, die gerufen wurden, konnten ihm nicht helfen. Da rieten ihm seine Minister, den berühmten Doktor Frastus kommen zu lassen. Als dieser in's kaiserliche Schloß getreten war, reichten ihm die Diener die feinsten Kleider. Frastus trat vor den Kaiser und erklärte ihm, nur in seinen gewöhnlichen Kleidern helfen zu können. Nachdem sich Frastus umgezogen, trat er wieder in den Saal und verschrieb dem Kranken eine Medizin, ging aber dann rasch fort und versteckte sich. Auf dies Mittel hin bekam der Kaiser 2 Tage und 2 Nächte lang solche Schmerzen, daß er fast nicht mehr leben konnte. Voll Wut schickte er seine Diener aus, Frastus zu suchen und zu töten. Sie fanden ihn jedoch nicht. Nach 2 Tagen kam Frastus wieder zum Kaiser, um ihm zur Genesung Glück zu wünschen. Der Kaiser erklärte ihm, wenn ich Dich gehabt hätte, wärest Du sicherlich nicht mehr unter den Lebenden. Frastus entgegnete; das hab ich wohl gewußt, aber ohne die furchtbaren Schmerzen wäret Ihr nicht gesund geworden. Der Kaiser fragte nun Frastus, welchen Lohn er begehre. Frastus verlangte nichts weiter, als mit dem Kaiser in dessen Wagen eine Strecke weit fahren zu dürfen. Sofort wurden 4 Pferde an den kaiserlichen Wagen gespannt, und der Kaiser und Frastus stiegen ein. Nachdem man eine Stunde lang gefahren war, sagte Frastus, er habe jetzt genug. Bevor er jedoch seines Weges weiter zog, befahl er dem Kutscher, die Hufe der Pferde aufzuheben, dann zog er ein Gläschen aus der Tasche und that auf jeden Huf und auf jeden Wagenreif ein Tröpflein Tinktur. Auf dem Wege

zum Schloße sah plötzlich der Kaiser die Hufe und die Reife im lautersten Golde erglänzen. Der Diener mußte ihm erzählen, wie dies alles zugegangen war. Der Kaiser sagte: „Ha, deshalb wollte Frastus keinen Lohn! Der ist reicher als ich; versteht er doch aus Eisen Gold zu machen."

O. Heilig in Alemannia XXV S. 87. vgl. J. W. Wolf, Hessische Sagen Nr. 126

Der Syndicus von Kenzingen.

Vom Waisenrichter Josef Kaiser in Kenzingen vernahm ich eine seltsame Historie, die mit Grausen noch jetzo allhier erzählet wird:

Lebte um die Zeit des ersten Franzosenkaisers ein Syndicus in Kenzingen im Breisgau, war bei Lebzeiten ein mächtiger Herr auf dem Rathause und allen Armen und Hinfälligen Feind. Sein Geiz war groß, so daß er des Nachts heimlich die Marksteine versetzte; er betrog die Leute und that viel Übles. Nahm ein böses Ende, wie der Franzosenkaiser, und soll ihm der Teufel das Gesicht so gewendet haben, alldaß er seinen Rücken besehen konnte.

Der Syndicus hatte im Grabe keine Ruhe, der Geist des „Korum", so hieß der Bösewicht, oder der „Korumle" kam jede Nacht vor das gotische Rathaus und spektakelte grausamiglich. Hat darauf den Geist auf Bitten des Rats ein Kaplan in den Unterwald verbannt und mußte der junge Pfarrer viel schwitzen, bis er ihn dort hatte; er starb aber selbst nach 3 Tagen. — Adolf Beck, der Waldhüter, sah den Geist mit dem Kopfe unterm Arm und den Hermann Spies führte der Korumle samt seinen Pferden und dem Wagen vom Weg ab. Kann aber der Spies auch im Erbprinzen zu Weisweil ein Schöpplein zuviel getrunken haben und ist so in den Sumpf geraten. — Ein Kichlinsberger sah im Jahre 1880 den Korumle wie er beim Kieslöchle am Unterwald eifrig mit der Ellen maß und die Marksteine betrachtete. — Der alte Kury ward mit seinen Ochsen vor ein paar Jahren vom

Korumle in dem Wald des Nachts herumgeführt und stand des Morgens statt vor Kenzingen vor dem alten Forsthaus zu Weisweil. Der Altmüller Weber und die Bas Kaiser luden beim Dachsloch Klee. Kommt der Korumle, wirft den Wagen um und fällt der Klee in den Schmutz. Da ergriff der Altmüller die Heugabel und sprang dem Korumle nach in den Wald und wollte ihn erstechen, bekam den Geist aber nicht und zu dem Schelten des Altmüllers hörte man das Lachen des Syndikus. Haben mir das noch viele Leute erzählt, da es vor einigen Jahren passierte und bin ich darauf des öftern in den Unterwald spazieren gegangen, hab' gesungen und gepfiffen und hab' dorten sogar Verse geschmiedet, ließ mich aber der Korumle in Ruhe, denn er liebt scheints die Versemacher nicht und weicht ihnen aus, gleich einem Kreuze, das er auch meidet. Hab' dies erzählt im Jahre 1899.

Emil Sch l ck, Karlsruhe.

Ein Geist neckt den Kenzinger Postreiter.

Bevor die Eisenbahn gebaut wurde, was 1845 geschehen, leitete der Josef Kaiser, der Vater des jetzigen Waisenrichters von Kenzingen, die Courierpost und erhielt von manchem reichen Engländer einen Gulden Trinkgeld, wenn er am Ziele angelangt.

Hat aber der Josef Kaiser, wie alle Leute der Umgegend, vor der Schießmauer am Rain zwischen Ettenheim und Ringsheim greulich Angst gehabt, da es dorten nicht geheuer sei, und oft Geisterspuck vorkäme.*)

So ist dorten an der Mauer ein Hase des Öftern so hoch über die Straße gesprungen, daß er in Augenhöhe des Josef Kaiser war und ritt doch dieser Postcourier hoch zu Pferde. Haben auch die Reisenden solchen Spuck gesehen und sich im Wagen bekreuzigt.

*) Man fand dort schon Ringe und Schwerter und spricht von einer mächtigen Ritterburg, die dort gestanden haben soll, nach andern war einst eine große Eisengießerei da.



Ist noch heute der Platz dem Volke unheimlich und geht niemanden des Nachts dorten ohne Stoßgebet vorüber.

Emil Schick, Karlsruhe.

Enderlin's Grab.

Zwischen Malterdingen und Bombach an der Landstraße von Emmendingen gewahrt man einen Erdaufwurf mit einem Steine, von den Bewohnern der Gegend „Enderlin's Grab" genannt. Einige sagen, Hofrat Enderlin sei dort ermordet worden; andere behaupten, die Erde hab' ihn nirgend anderswo dulden wollen. Ebendort sollen auch berauschte Männer in der Nacht, als sie da vorbeigetaumelt, wie vom Sturmwind in den Hecken herumgeworfen worden sein. Folgende traurige Geschichte trug sich vor nicht gar langer Zeit hier zu:

In einer Gesellschaft beiderlei Geschlechts, wo man von Gespenstern plauderte, rühmte ein junges, schönes Mädchen seine Unerschrockenheit und machte sich, als Zweifel dagegen laut wurden, anheischig, um Mitternacht, ganz allein, auf Enderlin's Grab einen Pfahl einzuschlagen. Sie hielt Wort und schlug den Pfahl wirklich ein. Als sie aber wieder fort wollte, fühlte sie sich plötzlich durch etwas zurückgehalten, erschrack auf's Heftigste, glaubte, Enderlin's Geist habe sie gepackt und schrie fürchterlich um Hilfe. Zwei Jünglinge, welche dem Mädchen nachgeschlichen waren, um sie zu beobachten, eilten herbei, und fanden, daß der Pfahl, ihr unbewußt, durch die Schürze in den Boden getrieben war, und machten sie alsbald los; allein nach drei Tagen büßte sie ihre Vermessenheit, in Folge eines heftigen Fiebers, mit dem Leben.

Julius Leichtlin.

Der Vierdörfer Wald.

Nach einer Überlieferung, deren Spur sich bis in's 17. Jahrhundert zurück verfolgen läßt, ist der sogen. Vier-

dörferwald, ein Teil des Laubwaldes, der sich zwischen der Elz und dem Thale der Bleich erstreckt und dessen südlicher Teil den vier Dörfern Malterdingen, Köndringen, Mundingen und Heimbach gehört — das Geschenk eines Fräuleins oder einer Gräfin von Üsenberg. Diese Überlieferung findet scheinbar ihre Bestätigung durch die Thatsache, daß noch heute ein Anniversar von vier Gulden auf dem Vierdörfer Wald von den vier Gemeinden zu gleichen Teilen an das Pfarramt Heimbach zu zahlen ist.

Urkundlich nachweisbar befanden sich die vier Dörfer schon im 12. Jahrhundert im Besitz dieses Allmendwaldes. Über eine derartige Schenkung der Üsenberger, über die sonst bis zu den geringsten Veräußerungen urkundliche Nachrichten vorhanden sind, läßt sich nicht der geringste Nachweis erbringen. Zudem irrt die Sage in der Bezeichnung Gräfin, denn die Herren von Üsenberg waren keine Grafen. Der Eintrag im Seelbuch der Pfarrei Heimbach bezüglich des Anniversars ist neueren Ursprungs und stammt aus dem Anfang dieses Jahrhunderts, kann also nichts beweisen, wenn er eine Gräfin von Ysenberg nennt, für welche die Seelenmesse noch gehalten wird.

Das Fräulein von Üsenberg soll auch den Fronwald, südlich vom Bleichthal, der Gemeinde Kenzingen und das sogenannte Herrenlose nördlich von der Bleich der Gemeinde Herbolzheim und endlich als vierten Wald den Gemeinden Hugstetten, Buchheim, Hochdorf und Benzhausen den obern Mooswald oder Markwald geschenkt haben. — Durch Beiziehung verwandter Sagen weist Maurer überzeugend nach, daß unter dem wohlthätigen Fräulein nicht historische Persönlichkeiten, sondern die altgermanische Göttin Berchta, die Waldbewohnerin, zu erkennen ist.

(Heinrich Maurer, in Alemannia XIX S. 149.)





Schlossruine Hachberg

auch

Hochburg

genannt.

„Hacho, von welchem mir mein Name geworden, erbaute mich zuerst, als Karl der Große regierte, in dem Jahre 808. Herrlicher stellte mich dann Karl, ein Markgraf von Baden, unter Friedrich III. Regierung her. Nun ließ mich, ob des zertrümmerten und hinfälligen Alters, Karl, der Markgraf von Baden und Hochberg, ein Fürst edeln Geblüts, dessen Bild Du hier erblickst, wieder aufbauen, und gegen feindliche Angriffe zur sichern Feste für sich und die Seinen durch bereitwillige Beihilfe der Unterthanen, befestigen. Es geschah dies, als Kaiser Karl V. regierte, in dem Jahre des Herrn 1554.“

So die Inschrift auf dem Steine, der mit Bild des Markgrafen einst über dem Hauptthor eingemauert war und seit 1749 in der Kirche von Emmendingen aufbewahrt wird. Der Geist des Erbauers Hacho erscheint noch zu gewissen Zeiten zwischen den Trümmern des Schlosses, und einige Besucher, die daselbst von der Dunkelheit überrascht wurden, wollen ihn erst kürzlich gesehen haben. Sogar am hellen Tag sei es nicht rätlich, den Hacho laut mit Namen zu rufen. — Auf dem obern Schloß befindet sich ein verschütteter Brunnen, in

dessen Tiefe ein goldenes Kegelspiel verborgen liegt. Ein Nachkomme des Hacho soll es, als er schleunigst aus der Burg flüchten mußte, in den Brunnen geworfen haben.

Im Schlosse muß zur Strafe auf Hachos Befehl eine Jungfrau unglücklich geisten; das kam so: Einst folgte dem sich zeigenden Fräulein ein beherzter Bursche bis zur Burg; am Eingang schaute sie heraus und winkte ihm mit freundlicher Miene, ihr zu folgen. Er that es zögernd, bis sie ein schmales Gewölbe betrat, welches von einer Lampe matt erleuchtet war. Schon wollte er, ihrem wiederholten Winke folgend, rasch hindurcheilen, als er zwei Männer erblickte, die beschäftigt waren, mit Hebeisen die Schlußsteine des Gewölbes auszubrechen, so daß dasselbe jeden Augenblick zusammenzustürzen drohte. Von plötzlichem Schrecken ergriffen, wendete er sich rasch um und flüchtete aus der Burg. Während hinter ihm ein durchdringender Schrei der Verzweiflung ertönte. Acht Tage später war der Bursche eine Leiche.

Näher und Maurer, die altbadischen Burgen und Schlösser des Breisgaus S. 9.

Auf der Hochburg waren vier große Geschütze, davon hieß eines die Freiburger Schlange, schoß 16 Pfund und wog an Metall 60 Zentner, die Laffetten, Räder und das Ladzeug wogen 25 Zentner. Auf das vierte, das allergrößte Stück, war geschrieben: „Der Niemandsfreund bin ich genannt, Hochburg ist mein Vaterland." Es schoß 18 Pfund und wog an Metall an 90 Zentner; die Laffetten und Räder samt Ladzeug wogen 30 Zentner. Dieses war einmal in Breisach neu mundiert und sauber geputzt. Die Sage geht, man habe einmal Freiburg damit beschießen wollen, aber es unterlassen, als man das Münster zu treffen befürchtete. Dieses Stück kam nach Straßburg und soll sich daselbst noch im Arsenal befinden.

Herbst, die Burg Hachberg 1851. S. 109. Anm.

Sagen von der Hochburg.

Das stattliche Bergschloß Hochburg ist längst im Verfall, und sein unterirdischer Gang auf die Burg Landeck verschüttet. In dem Schlosse wandelt eine Jungfrau, mit einem Bunde Schlüssel bei einem verborgenen Schatze um. Wenn der Mond scheint, so schaut sie wohl auch aus einem Erker herab und singt manchmal; auch besucht sie allnächtlich

das Brettenthal, wäscht sich am Bache und kämmt und zopft ihre langen Haare. Beim Heruntergehen ist sie fröhlich, auf dem Rückwege weint sie.

Einem Bauer von Windenreuthe, der nachts mit einem Sack aus der Mühle ging, kam die Jungfrau entgegen und sagte zu ihm: „Gehe mit mir auf die Burg zu dem Schatze, nimm aber ja nicht mehr davon, als Du, ohne unterwegs abzustellen, heimtragen kannst. So oft Du wieder kommst, mache es so, und wenn Du endlich all das Geld beisammen hast, dann ist meine Erlösung da. Finde ich sie nicht durch Dich, so muß ich ihrer noch lange harren; denn das Holz zur Wiege des Kindes, das mir wieder helfen kann, ist noch nicht gewachsen.“ Ohne Bedenken folgte der Bauer der Jungfrau in ein Gewölbe des Schlosses, worin auf einer eisernen Kiste ein schwarzer Pudel lag. Auf einen Wink der Jungfrau sprang dieser herab, der Deckel der Kiste fuhr von selbst auf und ließ das Geld sehen, womit sie gefüllt war. Gierig faßte der Mann eine große Summe in seinen ausgeleerten Mehlsack und machte sich damit auf den Heimweg. Unweit des Dorfes mußte er aber die Last, die ihm zu schwer fiel, absetzen und ausruhen. Da fuhr etwas über ihn hinaus und drückte ihn nieder, daß er die Besinnung verlor; als er wieder zu sich kam, war Sack und Geld hinweg. Elend kam er nach Hause, erzählte, was ihm begegnet, und starb am dritten Tage.

Das Geld, welches auf der Burg vergraben ist, hebt sich im März aus dem Boden, um sich zu sonnen. Als einst ein Mann, mittags zwischen elf und zwölf Uhr, auf das Schloß Hachberg kam, sah er daselbst neun Körbe voll Bohnenschoten an der Sonne stehen. Aus jedem Korb nahm er eine Hand voll in seine Rocktaschen, worin Brotkrümmchen waren. Weil diese die Schoten berührten, so konnten letztere nicht mehr entweichen, und daher fand der überraschte Mann zu Hause seine Taschen mit Silbermünzen gefüllt. Unverzüglich eilte er wieder auf die Burg zurück, aber da waren Körbe und Bohnen verschwunden.

Ein Hirtenknabe von dem Meierhof kam eines Sonntags auf das Schloß und gewahrte durch eine Maueröffnung einen großen Saal, der ganz mit roten Teppichen ausgeschlagen war. Drinnen saßen an einer Tafel zwölf Männer, deren Kleider von Gold und Silber schimmerten. Vor jedem stand ein goldener Becher, in der Mitte der Tafel eine große prachtvolle Kanne, und um sie her eine Menge Speisen in kostbaren Geschirren. Ohne Zagen ging der Junge hinein und ließ auf die stillschweigende Einladung der Männer es sich trefflich schmecken. Alsdann holten sie zwei schwere goldene Kugeln und neun solcher Kegel herbei, winkten dem Buben aufzusetzen und fingen an zu kegeln. Als sie eine Zeit lang gespielt hatten, gab einer von ihnen, ohne zu sprechen, dem Jungen vier Goldstücke als Lohn, und den Augenblick darauf war der Saal mit Männern, Tafel, Kegelspiel verschwunden und der Bube war vor der Burg im Freien. Eilig begab er sich in den Meierhof, erzählte das Vorgefallene, indem er die Goldstücke zeigte, und erfuhr mit Erstaunen, daß er drei Tage auf dem Schlosse gewesen. Nun mußte er zwar mit den Leuten wieder dahin, aber alles Suchen nach dem Saale war vergebens.

Die zwölf Männer sind in der Burg verwünscht; aber sie kommen, wenn Deutschland in der größten Not ist, wieder heraus und befreien es von seinen Feinden.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 67.

Auch das Andenken an den uralten Hacho, dessen unermeßliche Reichtümer und die Herrlichkeit seines Hauses, leben noch immer im Munde des Volkes. — Mitunter ist es auch eine traurige Geschichte von einem Schatzgräber – dem armen Christian aus dem Thale —, welche dem Besucher des Schlosses mitgeteilt wird. Diesen schönen, frischen Burschen hatte der Böse so verblendet, daß er nimmer ruhen konnte, das Gold des Erbauers der Burg in deren verschlungenen Gängen zu suchen, bis er sich zuletzt wahnsinnig von den Menschen trennte, in der Geisterstunde unter den Trümmern rastlos und verwegen umherwühlte, und wenn der Morgen dämmerte, ohn-

mächtig in den dumpfen Höhlen zu Boden sank. Eine kalte Winternacht endete sein trauriges Leben, aber noch immer irrt sein Geist klagend in den verwitterten Gemächern des Schlosses umher.

Schönhut, Burgen u. s. w. Badens S. 311 f.



Der Tummelgarten.

Als Markgraf Jakob, der das berühmte Emmendinger Religionsgespräch veranlaßt, bald nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche am 17. August 1589 starb, wurde das Ereignis von den Parteien teils als Gottesurteil, teils als

Verbrechen gedeutet. Aus dieser Zeit stammt folgendes Geschichtchen. Die anwesenden katholischen Priester und die Mönche von Tennenbach hätten sich alsbald nach dem Tode des Markgrafen davon gemacht und zwar auf dem kürzesten Wege hinter dem Schloß durch den Hof und Garten jenseits des Grabens. Deshalb habe dieser Garten den Namen „Tummelgarten“ erhalten, weil die Mönche sich „getummelt“ hätten, so schnell als möglich nach ihrem Kloster zu gelangen.

H. Maurer, Emmendingen, vor und nach seiner Erhebung zur Stadt. S. 89 nach mündl. Bericht.

Heiligkeit des Sonnabends.

Im Freiamt bei Emmendingen arbeitete eines Samstag Abends ein Bergmann allein in der Grube Silberloch. Auf einmal hörte er hinter sich auf einem zugedeckten alten Schacht gehen und den dort stehenden Schubkarren hin und her werfen. Da er niemand erblickte, eilte er erschrocken aus der Grube. Von seinem gewöhnlichen Mitarbeiter, dem er das Ereignis erzählte, wurde er wegen seiner Furcht tüchtig ausgelacht. Als nun jener am nächsten Samstagabend im Silberloch beschäftigt war, vernahm er auch das Gehen, blieb aber ruhig und arbeitete fort. Bald darauf erblickte er einen Schein, schaute um, und siehe! da kamen mehrere Geister mit brennenden Lichtern vom Schacht her auf ihn zu. „Seid ihr böse Geister, so weichet von mir; seid ihr aber gute, so zeiget einem armen Bergmann reiche Anbrüche!“, sprach er zu ihnen; allein einer der Geister packte ihn an der Achsel und warf ihn zehn Klafter weit, so daß er die Besinnung verlor. Aus diesem Zustand erweckte ihn erst spät in der Nacht sein Genosse, der, um ihn zu suchen, an die Grube kam, und beide faßten nun den festen Vorsatz, den Sonnabend nie mehr durch Arbeiten zu entheiligen. An der Achsel, wo der Mann von dem Geist ergriffen worden, behielt er sein Leben lang ein zeitweises Zittern.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 68.

Über Heiligung des Sonnabends in Erzbergwerken vergl. S. 210 (unten) in diesem Bande.

Buchholz.

In Buchholz soll zur Zeit der Reformation der Vogt einen Prädikanten von der Kanzelstiege hinweggejagt und den Zugang verschlossen haben. Zur Erinnerung daran besaß in der Neuzeit der jeweilige Vogt immer noch den Schlüssel.

Pfarrer Hummel. Amtsbezirk Waldkirch 1878 S. 10.

In der Nähe der schönen Martinshöfe beim Taglöhnerhäusle steht ein steinernes Kreuz mit der Inschrift: Hier ist die erste Kirche gestanden im Dal.

Pfarrer Hummel, Amtsbezirk Waldkirch 1878 S. 1.

St. Severinskirche und Simon vom Walde.

Als die fränkischen und irischen Missionäre das Christentum im Breisgau predigten, wurde St. Severin auf dem Berge von Maurach die Pfarrkirche für die Bewohner des Simonswälder-, Elzacher- und des benachbarten Glotterthals. Hierher wanderten die frommen Bewohner von ihren oft vielen Stunden weit entlegenen Höfen, und oft mochte bei schlechtem Wetter vorkommen, daß einer oder der andere zu spät in den Gottesdienst kam. Darum sollen die Simonswälder, als die Entferntesten das Recht erhalten haben, daß die Messe zu St. Severin nicht beginnen dürfe, bis der Simon vom Walde mit den Seinigen angekommen sei, womit die Sage eben die Simonswälder meint. Der Grund für ein solches Vorrecht mag außer der weiten Entfernung auch der Umstand gewesen sein, daß das Volk aus dem Gutach-, Elzthal- und Simonswälderthal die Glotterthäler an Zahl weit übertraf.

J. Bader, Diöz.-Archiv VII 13.

St. Severin auf dem Mauracher- oder Denzlingerbergle soll an Stelle der ersten christlichen Kirche der Gegend stehen. Im 13. Jahrhundert wurde der Pfarrsitz nach „Glotern“ verlegt, wodurch das Kirchlein zu einer Wallfahrtskirche wurde. In der Reformation ging es völlig ein.

Sage vom Suckenthal.

In diesem Grunde befanden sich vor Zeiten viele reiche Silbergruben, worin bei fünfzehnhundert Bergleute arbeiteten; er war so voll Häuser, daß die Katzen von der Elz bis zum obersten Hof im Thal auf den Dachfirsten spazieren konnten, und auf der heutigen Schloßmatte stand ein stattliches Grafenschloß. Darin, wie auch in dem ganzen Orte, herrschte großer Reichtum, zugleich aber ungemeine Hoffahrt und Üppigkeit. Die Gräfin hatte eine einzige, wunderschöne Tochter, um die sich viele reiche und vornehme Herren bewarben, allein dieselbe wollte nur demjenigen ihre Hand reichen, welcher im Schloß einen gläsernen Weiher mit lebendigem Wasser anlegen würde, so daß sie von ihrem Bette aus die Fische darin umherschwimmen sehen könne. So schwer diese Bedingung auch zu erfüllen war, so ließ doch der Oberhauptmann der Bergleute, der in die junge Gräfin verliebt war, sich nicht davon ababschrecken, sondern führte mit unsäglicher Mühe eine drei Stunden lange Wasserleitung (deren Überbleibsel noch jetzt der Mauerweg heißen) von der Platte bis zum Schlosse, woselbst er den Weiher, das Bett desselben aus gegossenem Glase, ganz nach des Fräuleins Verlangen, endlich glücklich zu Stande brachte.

Auf dieses schenkte die geschmeichelte Gräfin ihm wirklich ihre Hand; die Hochzeit ward im Schloß und ganzen Ort auf's Üppigste gefeiert und endlich der Übermut dabei so groß, daß die Gäste das Weiche im Weißbrot herausschnitten und in den hohlen Krusten, als wären es Schuhe, herumtanzten. Während dessen ging der Pfarrer mit dem Hochwürdigsten am Schlosse vorüber zu einem Kranken in der Nachbarschaft und der vorauswandelnde Meßner schellte dabei nach üblicher Weise. Da wollten zwar einige mit dem Tanz einhalten und niederknieen, aber die Gräfin rief ihnen zu: „Was fragt ihr nach der Schelle! Jede meiner Kühe hat auch eine solche am Halse!“ — und nun ging es auf's neue fort mit Spielen, Lärmen und Tanzen.

Auf dem obersten Thalhof bei dem Kranken, der ein frommer, christlicher, alter Mann war, angekommen, versah ihn der Pfarrer mit den heiligen Sakramenten und entfernte sich darauf wieder in Begleitung des Meßners. Nicht lange darnach schickte der Alte seinen sechzehnjährigen Sohn, welcher allein bei ihm war, an das Fenster, um nachzusehen, ob am Himmel keine Wolke sei? Die Antwort lautete, es komme ein Wölkchen, doch nicht größer als ein Hut, über dem Schwarzenberg. Noch zweimal mußte der Sohn nach der Wolke schauen; das erste Mal hinterbrachte derselbe, sie sei bereits so groß wie eine Badwanne, und das zweite Mal, jetzt habe sie die Größe eines Scheuerthores. Da befahl ihm sein Vater, ihn geschwind auf den Luserberg zu tragen, so wie auch ihre besten Habseligkeiten hinauf zu flüchten, denn Gottes Gericht breche jetzt über das Thal herein.

Nachdem sie oben auf dem Berge angelangt waren, setzten sie sich nieder und sahen zu, wie das kohlschwarze Gewitter, welches sich inzwischen über dem Thale zusammengezogen hatte, nun mit schrecklichen Blitzen und Donnerschlägen und einem ungeheuren Wolkenbruche sich entlud. Alle Gebäude im ganzen Thale, die Kirche und den obersten Hof, der dem Kranken gehörte, ausgenommen, wurden vom Wasser weggerissen, sämtliche Bergwerke zerstört und von der ganzen Einwohnerschaft nur der alte Mann mit seinem Sohne, und ein kleines Kind am Leben erhalten. Dieses Kind, ein Knäblein, schwamm in seiner Wiege mitten in der Flut, und bei ihm befand sich eine Katze. So oft die Wiege auf eine Seite sich neigte, sprang die Katze auf die entgegengesetzte, und brachte sie so stets wieder in das Gleichgewicht. Auf diese Weise gelangte die Wiege glücklich bis unterhalb Buchholz bei Waldkirch, wo sie im Dolden (Wipfel) einer hohen Eiche hängen blieb. Als der Baum wieder zugänglich geworden, holte man die Wiege herunter und fand Kind und Katze lebend und unverletzt darin. Da niemand wußte, wer des Knäbleins Eltern gewesen, so benannte man dasselbe nach dem Wipfel des Baumes: **Dold**, und dieser Name wird von den Abkömmlingen noch heute geführt.

Nachdem das Wasser aus dem Thale sich wieder verlaufen hatte, fanden die Leute der benachbarten Gegend eine Menge Leichen, die sie zum Teile noch erkannten; auch stifteten sie für die Umgekommenen viele Seelenmessen. — An der Kirche hatte das Wasser ein Zeichen seiner Höhe hinterlassen, das auf keinerlei Weise mehr weggebracht werden konnte. Der ganze Grund, welcher bisher Reichenthal geheißen, erhielt nun den Namen Sunkenthal, woraus in der Folge Suckenthal geworden.

Bernhard Baader.

Nach einer andern Version sollen 301 Personen umgekommen sein. Pfarrer Hummel, Amtsbezirk Waldkirch, erzählt nach einem württembergischen Pfarrer in etwas unklarer Darstellung: Ein Ritter von Schwarzenberg sei mit einem Edelfräulein von der Kastelburg verlobt gewesen, sei aber andern Sinnes geworden und wollte ein Freifräulein von Suggenthal heiraten. Diese habe das Strafgericht herausgefordert durch die Worte, wenn es einen Gott im Himmel giebt, so soll er sich zeigen, was vielleicht am Hochzeitstag in Erfüllung ging. Das Fräulein von Kastelburg soll dann in das St. Margaretenstift in Waldkirch eingetreten sein.

In einem alten Schriftstück von 1493, welches der Bergmann Trautenbach im Jahre 1777 von dem Blattenbauer Wilberg erwarb und abschreiben ließ, wird berichtet: Das größte und reichste Bergwerk von Kupfer, Silber, Blei in dem Breisgau ist aufgefunden worden anno 1092 und die Engelsburg genannt. Diese gehet erstlich gerad unter sich und lieget zu oberst an den spitzen von St. Martinkapell hinauf; gerad von St. Martinkapell ist anno 1099 ein Werk erfunden worden durch den Heyer Joseph Saurbrod gerad von der Kapell zwischen dem Salzspitzen und dem Lauenbrunnen an dem Fuß der Preis aufwärts gegen Schwarzenburger Kastell. Diese Gänge seyed in 3 Ausschweifen gefunden worden und sind endlich zusammengegangen, sodaß ein Gang geworden und sich das Erz von Silber und Kupfer 3 Ehlenbogen mächtig befunden, und sehr reiche Ausbeute gegeben, sodaß nebst dem Silber Jährlich 400 Blatgolt ist geliefert und dem Fürsten des Reichs übergeben worden. Später ist einmal in den Werken durch

einen Aufstand von 1108 alles liegen geblieben, sodaß man nichts mehr gearbeitet, bis anno 1177 der Römische Kaiser diese Werke wieder aufsuchen ließ und solche mit größtem Eifer durch einen Grafen von Kaisersburg*) im Sungaycrgebürg hat betreiben lassen, welcher durch seinen Fleiß diese Werke sehr berühmt und zu großer Ausbeutung gebracht hat, sodaß er in großem Ansehen bei dem Römischen Kaiser und den Edlen gestanden.

Endlich anno 1211 ist in dem Reichenthal im Monat Julius von einem Bergmann Joseph Wannot von 3 Orten Spuren gefunden worden und ist zugleich an allen gearbeitet und fortgetrieben worden. In diesem Jahr ist der Schmelzofen bei St. Martin durch Unglück samt allen Gebäuden verbrannt und ist hernach alles stehn geblieben und nimmer gearbeitet worden.

Anno 1217 hat der Römische Kaiser auf Anhalten des Grafen von Zähringen, welcher ein Schwager zum Grafen Wilhelm von Kaisersburg war, diese Werke dem Grafen gänzlich zu Lehen geschenkt, und ist zuerst in dem Reichenthal angefangen und in etlichen Monaten Kupfer und reichlich Silber gefunden worden. Diese drei Gruben sind von ihm selbst benannt worden; die unterste nannte er Anna und liegt inmitten des Thales. Die andere oben im Thal gegen die Engelsburg streicht gegen Mittag an den kleinen Seiten der Engelsburg, ist sehr reich an Silber und Kupfer und hat den Namen Sankt Joseph. Die dritte liegt aufwärts gegen die Linie des Berges, vom freien Feld gegen Canalberg, ist sehr reich an Silber und Blei.

Anno 1218 ist nun wieder ein Schmelzofen erbaut worden an dem Elzenfluß unten in dem Reichenthal in der Bergenge und hat sich in allen drei Gruben reiche Ausbeute gezeigt, sodaß der Graf wieder alle alten Orte hat öffnen lassen und über 200 Häuser zusammengebracht hat; viele Wohnhäuser in dem Reichenthal sind erbaut worden, auch zu Ehren der Mutter Anna eine Kirche vor die Bergleute erbaut, und sind also in großem Reichtum und Überfluß diese Werke fortge-

---

*) Unter den Grafen von Kaisersburg ist wohl der Vogt der Reichsherrschaft Kaisersburg im Elsaß zu verstehen.
Anm. Trenkles S. 31 ff.

Die Ortsbezeichnungen Reichenthal, Enge an der Elz, Blattenberg, Sulzspitz, Sauerbrunnen, Schwarzenberg existieren noch. Der Kanal vom Blattenschloß nach dem vordern Reichenthal befindet sich noch im sogen. Urgraben, welcher wahrscheinlich eine von den Römern stammende Wasserleitung war. Note Trenkles S. 311.

trieben worden, bis anno 1276 das Werk an eine gräfliche Prinzessin fiel und zu ihrem Sitz ward. Solche hat dann in solchem Reichtum gelebt, daß sie in allen ihren Werken über 300 Bergleute hatte, hat auch solche so reich besoldet, daß ein Überfluß in allem zu sehen ist und hat sie den Namen Reichenthal in Paradiesthal verwandelt. Endlich hat die Gräfin einen Liebhaber gefunden, so auf dem Blattengebürg gewohnt und ein Sohn des Edlen Herrn Gallartiri von Bostenheim oder Blattenheim mit Namen Bulbert war. Dieser hat sodann, weil diese Jungfrau alle Gebäude gerne beisammen gehabt hätte, von dem Blattenschloß einen Kanal bis ins Paradiesthal machen lassen, damit man Schmelzwerke und andere Werke in dem Paradiesthal könne bauen. Er hat sodann von diesem Wasser alle Werke bequem führen können, und sind die Gruben Sankt Anna und Sankt Joseph so mächtig geworden, daß man den größten Reichtum der Welt in Silber und Kupfer erhoffte, und ist es auch in allem sehr glücklich ergangen, daß man Häufen Erz da liegen sieht, bis 10 Ellen hoch weil das Schmelzen wegen des Bauens vier Monate lang gehindert war. Endlich da der neue Schmelzbau fertig war, geht alles im besten Ernst und auch sehr glücklich; alle Freiheit ist hier in diesem Paradiesthal (unser Herrschaft ist Richterin über alles, und sie ist zwar sehr frech und vergißt unsere Mutter Anna und Joseph völlig), bis endlich, da alles in bestem Flor und größtem Jubel war, den 15. Mai 1298*) durch Gottes Straf und plötzliches Ungewitter alles Volk bis auf fünf Personen zu Grunde gegangen, sodaß in Zeit von 5 Minuten nichts mehr von dem ganzen Werk ist gesehen worden; auch ist hernach ein Gestank von dieser Flut hinterlassen worden, sodaß eine ansteckende Krankheit viel Menschen hinweggerafft hat. Dieses ist die ganze Beschreibung dieses Werks, beschrieben von einem hochfreyen mit Namen Reymund Kramer.

Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie S. 309 ff.

---

*) Da in der Kirche angemerket, das die Versäufung Anno 1258 geschehen seye, so ist an dieser Abweichung wohl Ursach, daß diese Zahl in der Urkund nicht richtig ab Copiert worden.

Anm. des Schriftstücks von 1785.

Die Katastrophe von 1298, wodurch das Suckenthal durch einen Wolkenbruch zu Grunde ging, ist historisch nach der Chronik des Albertus Argentinensis.

Vergl. Kolb I 382, III 269, dann Note Trenkler S. 311. Beiträge zur Statistik der inneren Verwaltung des Großh. Badens Heft XII.

Der Nebelmann.

Die Leute auf dem Lehenhof zu Buchholz, die elf Kinder hatten, waren trotz ihres Fleißes und ihrer Rechtschaffenheit so verarmt, daß ihnen Haus und Feld verkauft werden sollte. Am Abend vor der Versteigerung sah der Bauer gegen 9 Uhr noch zum Fenster hinaus und sah einen alten Mann auf der Treppe vor der Hausthüre sitzen. Auf die Frage, was er begehre, antwortete derselbe, er habe um ein Nachtlager bitten wollen, weil aber die Hausthüre schon verschlossen gewesen, sei er auf die Staffeln gesessen. Der Bauer ließ ihn hineinkommen, ließ ihm Nachtessen und ein Bett bereiten und erzählte ihm, daß er morgen seinen Hof verliere. „Das soll nicht geschehen", erwiderte der Mann, „und wenn Du heute Nacht um Elf mit mir auf dem Schwarzenberger Schloß sein willst, wirst Du Geld genug erhalten." Als der Bauer Zweifel äußerte, zog der Alte drei Ruten hervor und sprach: „Hiermit schlage ich den Deckel der Geldkiste in der Burg auf; denn ich bin ein Nebelmann. Im Waldkircher Bann sind so viel Schätze vergraben, daß alle dessen Arme dadurch reich werden könnten. Du mußt in dem Schlosse hinter sich zur Kiste gehen, daraus nur so viel Geld nehmen, als Du in Deine Taschen bringst und in sieben Minuten fertig sein." Zur bestimmten Zeit waren sie an der Burg, in die der Alte sich allein begab, dann zurückkam und den Bauer hineinschickte. Derselbe ging rückwärts zur geöffneten Eisenkiste, nahm daraus, ohne sich umzuwenden, so viel Geld, als seine Taschen faßten, und war zur rechten Zeit wieder außen. Da sagte der Nebelmann zu ihm: „Nun hast Du Geld genug, um Deine Schulden zu bezahlen" und verschwand. Der Bauer brachte das Geld glücklich nach Hause und machte damit sein Gut schuldenfrei, das seitdem der Hof des reichen Bauern genannt wird.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 71.

Des Schwarzenbergers Bekehrung.

Auf die schöne Tochter seines Bauern vom Wahlhof hatte der Ritter von Schwarzenberg sein lüsternes Auge geworfen. Er verlangte sie in seinen Dienst; aber ihr Vater ließ sie nicht dahin, obgleich er die Härte seines Herrn kannte. Da drohte ihm der Ritter, ihn vom Hofgut zu jagen, wenn er nicht dessen größten und vollsten Kirschbaum fällen und die Pferde an die Krone gespannt, auf das Schwarzenberger Schloß schleifen würde, ohne eine einzige all der reifen Kirschen zu verletzen. Ohne Hoffnung, dies zu vollführen, ging der Bauer zu dem Baume, wo ein altes Männlein zu ihm kam und ihn fragte, warum er so betrübt sei. Nachdem es die Ursache erfahren, versprach es ihm zu helfen. Stracks hieb es den Baum auf's geschickteste um, rief aus dem Wald drei Kohlrappen herbei und trieb sie dann in Begleitung des Bauern nach dem hoch und steil gelegenen Bergschloß. Als der Schwarzenberger sie dort ankommen und keine einzige Kirsche verletzt sah, war er höchlich erstaunt; das Männlein aber sprach zu ihm: „Weißt Du, wer den Kirschbaum hierher gezogen hat? Der erste Rappe ist Dein Vater, der zweite Dein Großvater und der dritte Dein Urgroßvater, welche die Bedrückung ihrer Unterthanen jetzt in der Hölle büßen, und Dir geht es einst eben so, wenn Du nicht von Deinen Sünden abläßest." Da ergriff den Ritter die Furcht des Herrn, er that Buße*) und führte fortan ein gottgefälliges Leben.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 54.

Nach andern waren es sechs Rappen und diese die sechs nächsten Vorfahren des Schwarzenbergers. Anmerkung Baaders.

Nach Dr. H. Schreiber, Freiburg und seine Umgebung, 3. Aufl. 1840 S. 446 half der wilde Jäger. Es brach ein furchtbares Gewitter los. Die wilde Jagd tobte heran in

*) Der Burgherr soll sich bekehrt und noch vor 1283 das Nikolausspital in Waldkirch gestiftet haben. Dieses scheint übrigens bedeutend älter zu sein.

Pfarrer Hummel, Amtsbezirk Waldkirch 1878 S. 53. 132.

ihrer Mitte den Kirschbaum, dessen Früchte glühten; Burgthor und Mauern fielen vor dem Zug zusammen und im Sale



Kastelburg bei Waldkirch.

schlugen Flammen vom Baume durch's ganze Gebäude. Der wilde Jäger stürzte den Burgherrn und seine Gesellen in den Abgrund. —

Im Schloß Schwarzenberg, wo ein großer Schatz verborgen liegt, geht eine weiße Frau. An einem Samstag Abend hütete ein Bube das Vieh bei dieser Burg und sah die weiße Frau auf einem Steine sitzen, die ihm zuwinkte und sagte: „Du kannst mich erlösen, wenn Du mir jetzt und die zwei nächsten Samstage um diese Zeit hier ganz unbeschrien einen Kuß giebst; das erste und zweite Mal erhälst Du dafür einen Stoß silberner Teller und das letzte Mal den ganzen Schatz. Der Knabe gehorchte und versteckte die Teller in das Heu, aber der Verdacht des Bauern war rege geworden. Der schlich ihm am dritten Samstag bis zum Schlosse nach und vereitelte so die Erlösung der Frau und dem Buben die Aussicht auf den versprochenen Schatz.

Die Herren von Kastelberg sollen bei einer Belagerung denen von Schwarzenberg durch ein Sprachrohr ein Zeichen zur Flucht gegeben haben. —

Die Wappen der Herren von Schwarzenberg waren drei schwarze Berge übereinander, einer auf zweien im weißen Felde. —

Die Eierzinsen. Die Weiber im Dettenbach, sagt man, haben früher Butter und Eier freiwillig in die Kindbett auf den Schwarzenberg getragen. Diese Eierzinsen wurden aufgeschrieben und mußten noch in der Neuzeit abgelöst werden, was noch seit Menschengedenken vom Wißer und Öbler im Dettenbach geschehen ist.

Die Margaretenglocke zu Waldkirch.

In der Stiftskirche zu Waldkirch ist eine große Glocke, Margareta genannt. Sie wurde auf dem Friedhof in einem noch sichtbaren Loche gegossen und dabei ein ganzer Haufe geopferten Silbers unter das Erz gemischt. Hierdurch erhielt sie den schönen Klang, der weit und breit im Lande gehört wird. Nicht allein schwere Gewitter vertrieb ihr Geläut, sondern auch eine Schar Hexen, die einst mit gläsernen Äxten den Kandelfelsen durchhauen und so den See, den er verschließt, auf das Waldkircher Thal loslassen wollten.

Weil die Glocke ein solches Kleinod, suchten die Freiburger sie für ihr Münster zu bekommen. Sie boten dafür dem Stifte so viele Kronenthaler, als sich auf dem Wege von Freiburg bis Waldkirch in einer zusammenhängenden Reihe würden legen lassen. Diesen Handel gingen die Stiftsherren ein und empfingen nach acht Tagen die Bezahlung. Eine Woche später kamen die Freiburger mit neun Wagen, die Glocke abzuholen. Um sie aus dem Turme zu bringen, mußte ein Stück desselben ausgebrochen werden. Als sie mit großer Mühe aufgeladen war, wurde abgefahren, aber noch im Orte drückte sie drei der Wägen zusammen. Da ließen die Freiburger sie liegen und einen eisernen Wagen machen, worauf sie die Glocke aufluden und bis zum Bad „in der Enge" brachten. Dort sank der Wagen ziemlich tief in den Boden; er wurde zwar wieder herausgehoben und bis an die Waldkircher Banngrenze gezogen, war aber nebst den 32 angespannten Pferden schlechterdings nicht weiter zu bringen. Nun endlich erkannten die Stiftsherrn des Himmels Willen, kündigten den Freiburgern den Handel auf und ersetzten ihnen den Kaufschilling und die übrigen Auslagen. Um die Glocke nach Waldkirch zurückzuführen, thaten der Vogelbauer und der Schwefelbauer aus dem Suggenthal auf ihren gewöhnlichen Wagen drei neue Tragbäume, spannten zehn Ochsen an und brachten so die Glocke ohne Mühe in das Stift. Als sie dort wieder im Turme hing, begann sie von selbst zu läuten und tönte die Worte:

Margareta heiß ich,
Alle schwere Wetter weiß ich,
Alle schwere Wetter kann ich vertreiben
Und im Glockenturm zu Waldkirch will ich bleiben!

Dieser Spruch steht jetzt auf der Glocke und ist im Waldkircher Thal jedem Kind bekannt. B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 74.

Von diesem Verkaufe ist in den Urkunden nichts zu finden.

Pfarrer Hummel Amtsbezirk Waldkirch S. 103.

Der heilige Ulrich in Waldkirch.

Der heilige Ulrich kam einmal in Begleitung eines seiner Mönche nach Waldkirch. Wegen seiner Heiligkeit ward er daselbst mit großer Ehrerbietung aufgenommen. Wie er aber andern Morgens wieder aufbrechen wollte, war sein Begleiter in eine schwere Krankheit gefallen. Da ging St. Ulrich beiseits, bat Gott unter Thränen und Seufzen um die Gesundheit seines Begleiters, rief auch die hl. Margareta um ihre Fürbitte an. Und gleich kehrte er zu dem kranken Bruder zurück und in festem Vertrauen sprach er zu ihm: „Stehe auf im Namen des Herrn! Wie wir hieher gekommen sind, wollen wir wieder fortgehen", und so stand der kranke Mönch wieder auf.

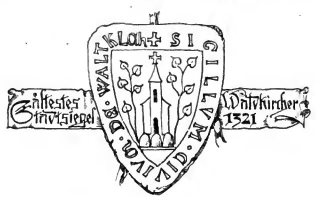
Pfarrer Hummel, Amtsbezirk Waldkirch S. 105.

Hexe als Schwein.

Einen Mann von Waldkirch trieb eines Samstag abends eine unerklärliche Angst von Haus in den Wald. Während er ohne Ziel darin umherstrich, ward es finstere Nacht; es kam ein schweres Gewitter und er wußte zuletzt nicht mehr, wo er sich befand. Da kletterte er, als das Wetter vorüber war, auf einen hohen Baum und entdeckte von da Licht, auf welches er, nachdem er herabgestiegen, zuging. Da gelangte er an ein einsames Haus, durch dessen Ladenritze Licht schimmerte, und durch welche er in eine Stube schaute, wo in einem Kreise von Weibern der Teufel stand. Dieser fragte jede, welche böse That sie am verflossenen Tage vollbracht habe; alle konnten eine solche angeben außer einer alten Frau, in der der Mann seine Schwiegermutter erkannte. Zur Strafe ward ihr vom Teufel auferlegt, am nächsten Morgen als Schwein ihr Enkelchen aufzufressen. Da dieses kein anderes als des Mannes Kind sein konnte, so erschrak derselbe sehr und eilte eiligst nach Hause. Am Morgen sagte er zu seiner Frau, die in die Messe ging, er sei krank, und

sie möge für ihn auch im Hochamte bleiben. Als er allein war, band er das Kind in der Wiege fest, holte einen starken Prügel und legte sich voller Erwartung auf's Bett. Kaum hatte es in's Amt zusammengeläutet, so lief ein großes Schwein in die Stube und auf die Wiege los. Geschwind sprang der Mann hinzu und schlug mit dem Prügel so heftig auf das Schwein, daß es nur mit der größten Anstrengung sich noch wegschleppen konnte. Sobald des Mannes Frau aus der Kirche kam, wurde sie zu ihrer Mutter gerufen, die sie im Bette und so übel fand, daß sie eilig den Pfarrer rufen ließ. Diesem beichtete die Kranke noch, verschied aber, ehe sie die heilige Kommunion empfangen. Gleich darauf wurde der Leichnam kohlschwarz. Bei der Beerdigung war der Sarg anfangs außerordentlich schwer, zuletzt aber ganz leicht, und als er üblicher Weise auf dem Kirchhof noch einmal geöffnet wurde, enthielt er statt der Leiche lauter Hobelspäne. Nun bereute der Mann sehr, an dem unseligen Tode seiner Schwiegermutter schuld zu sein.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 75



See im Kandel

Eine Frau, welche auf dem Kandel Holz machte, verlor darüber ihr Kind aus den Augen und konnte es zwei Tage lang nicht finden. Endlich am dritten traf sie es auf dem Kandelfelsen, wo es frisch und gesund dastand. Es

erzählte ihr, es sei in den Berg, der ganz voll Wasser sei, versunken, aber eine wunderschöne Frau, die Muttergottes, habe es herausgezogen und hierher geführt. Durch diese Begebenheit weiß man, daß im Innern des Kandels ein mächtiger See verschlossen ist.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 76

Der Ahornbauer.

Als ein Mann von Simonswald wegen Zauberei verbrannt werden sollte, sprach er: „So gewiß bin ich unschuldig, als bei meinem Haus ein Ahornbaum wachsen wird. „Gleich nach der Hinrichtung kam auch bei dem Haus ein Ahorn hervor, und seither ist dort immer ein solcher Baum, denn wenn man den einen umhaut, wächst unverzüglich ein anderer nach. Von dem Baum hat der Hofbesitzer den Namen Ahornbauer erhalten.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 57.

Der Kandelsee soll losgelassen werden.

Auf dem Kandel kam einst zu einem Hirtenbuben ein fremder Mann mit einer außerordentlichen Menge lebender Füchse.*) Er schlug in den Kandelfelsen einen goldenen Lottkeil und spannte an dessen Ring die Füchse, einen vor den andern, sodaß sie eine unabsehbare Reihe bis auf den nach ihnen benannten Fuchsbühl bildeten. Dann hieß er den Buben, die Füchse in's Teufels Namen fortzutreiben, wodurch der Fels herausgerissen, und der See, den er verschließt, auf das Waldkircher Thal losgelassen worden wäre. Der Bube trieb zwar die Füchse an, aber mit den Worten: „Fort, in Gottes Namen!" Da verschwanden Mann, Füchse und Lottkeil, und der Fels blieb unverrückt an seiner Stelle.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 77.

Über den Kandel als Haupttummelplatz der Hexen siehe S. 48 f. dieses Bandes.

*) Nach anderen waren es Ochsen.

Die Forelle am Kandelfelsen.

Als eines Abends auf dem Kandel zwei Buben vom dortigen Hofe das Vieh zusammentrieben, sah der eine unten am Kandelfelsen eine Lache und darin eine große, goldschimmernde Forelle. Er rief seinen Gefährten herbei und watete in das Wasser, um den Fisch zu fangen; allein er fand ihn an der Kette eines Lotteisens hängen, das im Felsen stack, und konnte ihn nicht losbringen. Sie fuhren nun mit dem Vieh heim und erzählten ihrem Herrn das Geschehene, worauf sie gleich mit ihm zum Felsen zurück mußten, wo aber weder Lache, noch Forelle, noch Lotteisen mehr zu sehen waren. Im folgenden Jahre nahmen jedoch die Buben die Lache mit der angeketteten Forelle abermals wahr, und im dritten und letzten ihres Aufenthaltes auf dem Hofe nochmals; stets fanden sie den Fisch größer und glänzender geworden, aber alle ihre Bemühungen, ihn los zu machen, waren vergebens.

Drei Jahre nachher wurde von Holzbauern auf dem Kandelfelsen ein beschriebenes Pergament gefunden, welches die erwähnten Vorgänge umständlich erzählte und sagte, daß, wenn die Forelle ihr Ziel erreiche, sie mit dem Lotteisen den Felsen herausreiße und dadurch den See im Innern des Berges auf das Elzthal loslasse. Das Pergament brachten die Holzhauer nach Waldkirch, wo man es bei der Erbauung der jetzigen Kirche in deren Grundstein legte.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 55.

Die Namen Gutachs, Bleibachs und Simonswald.

Zu der ersten Äbtissin des Waldkircher Fräuleinstifts kamen drei Brüder und baten, sich in ihrem öden Gebiet ansiedeln zu dürfen. Sie erlaubte ihnen, sich die Plätze selbst zu wählen. An einer hübschen Stelle sprach der eine: „Hier ist's gut!“ und baute sich da an. Wegen dieser Rede erhielt

der Ort den Namen Gutach. Der zweite fand jenseits des Baches einen Platz, der ihm wohl gefiel, und sagte: „Hier bleib ich!“ Davon wurde der Ort Bleibach genannt. Der dritte endlich, welcher Simon hieß, siedelte sich in einem Walde an, und seitdem trägt dieser den Namen Simonswald.

B. Baader, Volkssagen 1859 Nr. 56.

Legende von der heiligen Notburga.

Siensbach, am Fuße des Kandels, gehörte früher zu Schwarzenberg. In einem Tobel liegt hier bei einem Brunnen die Kapelle der hl. Notburga. Die Heilige war mit einem Könige von Schottland vermählt, der frühzeitig starb und seine Gemahlin in Hoffnung zurückließ. In diesem Zustand wurde sie boshaft in's Elend verjagt und kam nach Büel im Klettgau. Sie gebar 9 Kinder und kam mit diesen bald darauf auf einen Felsen in einem Eichwalde bei Siensbach. Dort hieß sie ihre Magd gegen den Felsen schlagen, worauf reines Wasser herausfloß, mit dem sie ihre 8 Kinder taufte, eines war schon tot. —

Pfarrer Hummel, Amtsbezirk Waldkirch S. 55.

Auf Anrufen wirkt die Heilige bei Kindesnöten. Eine Inschrift auf einer Tafel neben der Evangelienseite verlegt das Ereignis in's Jahr 1500. Es wird erzählt, die Heilige habe in einem bei Siensbach befindlichen Hofe um Unterkunft gebeten, die man ihr verweigerte. Seitdem ruhe der Fluch auf dem Hofe, der schon einige Mal abgebrannt sei. —

'n Geischt vum Dafelbihl.

'S isch emol e Bur vum Ochsehandel heimkumme. Na ischt Nocht worre, wu er uf de Dafelbihl kummen isch. Uf eimol het er ne Ritter g'sähne ufeme Schimmel. Na het er denkt: des isch mi Schimmel, un isch uf g'sässe, un

der Schimmel isch mitem furtg'ritte. Ne het er g'meint, er got heim mitem. Awwer uf eimol am Morge het er ne rabg'worfe un isch verschwunde, un der Bur isch uf'm gliche Platz gsi wie vorhär. O. Heilig in Monatsbl. d. S. B I.

'n Bruckegeischt.

Bi der Hamersbruck soll emol ne Schbinneri gsi si. Do isch emol en b'soffener Bur vorbeig'fahre un het der Schbinneri g'rieft: „Schbinneri, kumm jetzt nur emol ruff, i will di(ch) schu klöpfe." — Uf eimol het'n ebber am Hals packt un het'n in d' Elz nabg'worfe. O. Heilig.

'n Reigeischt.

Ame Rei bei Guedich soll emol ne Geischt gsi si. Där isch bal(d) ne Kalb, bal(d) e Hund, bal(d) e Rad gsi. Do sind au emol jungi Litt vorbeigange, die e Rusch g'het hän. Na hän sie g'rieft: „Kumm jetzt emol, Reibuddel! Mir wen di emol dresche!" — Awwer uf eimol isch e groß Rad dr Berig rab kumme un isch ene iwwer dr Kopf rumg'schbrunge un isch in der Elz verschwunde. O. Heilig.

Siegelau.

Hoch auf der Wasserscheide, wo 3 Gemarkungen Siegelau, Niederwinden und Katzenmoos aneinandergrenzen, auf einer großen, breiten Hochebene, soll auch oft ein Hexentanz aufgeführt und von dessen Teilnehmerinnen namentlich Leute, die in Wirtshäusern in Oberspitzenbach und Biederbach übergesessen, in die Irre geführt werden. Auf die Musikanten von hier, die oft von einer Hochzeit kommend, jene Stelle bei ihrem Nachhausegehen berühren mußten, sollen es die Hexen ganz besonders abgesehen haben, denn oftmals schon hatten sie dieselben in die Irre geführt, sodaß sie, statt nach Hause, oft

an ganz weit entlegene Orte kamen, ja oft wieder auf dieselbe Stelle trafen, von welcher sie ausgegangen waren.

Eine Stelle in einem kleinen Seitenthälchen des Siegelbaches heißt das Mörderloch. Hier wurde nämlich vor vielen Jahren eine alte Hausiererin ermordet und ihr Leichnam unter einem Haufen Steine begraben. An jener Stelle, so geht die Sage, soll sich nächtlich ein sehr lebhaftes Lichtlein zeigen, das sich beständig hin und her, bergauf und bergab bewegt, bis es in einer nahestehenden Hecke verschwindet.

A. Göz, Volkskunde von Siegelau in Alemannia XXV S. 33.

Christoffelsgebet hilft zu Geld.

Zwei Männer von Oberprechthal und einer von Biederbach beteten drei Vierteljahre lang mit einander das Christoffelsgebet. Dies geschah Freitags nachts von elf bis zwölf Uhr; es mußte vor- und rückswärts gesprochen werden, wobei sie auf den Gesichtern lagen und nach dem steten Lärm, den es um sie her machte, nicht aufschauen durften.*) Als sie das letzte Mal beteten, erschien ihnen eine Frau in großem Glanze, berührte ihre Köpfe und hieß sie furchtlos aufblicken, was sie auch thaten. Dieselbe sagte ihnen, weil allein die Not sie zum Christoffelsgebet gebracht habe, so sollten sie Geld erhalten und zu dem Zwecke am nächsten Gründonnerstag, nachts von halb zehn bis zwölf, auf der Hochburg sein, auch durch das, was etwa dort vorfalle, sich nicht beirren lassen. Nach dieser Rede verschwand sie. Zur vorgeschriebenen Zeit waren die Männer auf der Burg und beteten erwartungsvoll den Rosenkranz. Auf einmal entstand in dem Gewölbe ein stets wachsendes Getöse, wie von einer rollenden Kugel; sie gingen hinein, da stieg aus dem Boden eine von Fackeln umleuchtete

*) Nach Prof. O. Heilig (Monatsblätter des Schwarzwald-Vereins I S. 39) hätten sie zuerst noch ein unschuldig Kind ausgraben und ihm der Saum vom Kleid und die Fingerspitzen abhauen müssen.

Kiste, die offen und voll Geld war. Dieses wollten die Männer in die mitgebrachten Säcke füllen, aber in dem Augenblick erfolgte ein so gewaltiger Blitz und Donnerschlag, daß sie entsetzt nach allen Seiten entflohen. Erst bei Tagesanbruch wagte sich der Biederbacher, welcher der herzhafteste war, in die Nähe der Burg, um seine verlaufenen Freunde zu suchen, und als er dort einen Haufen dürren Kuhmist liegen sah, faßte er ihn in seinen Sack und warf denselben, gleichsam als den erlangten Schatz, in der nächsten Nacht einem der Oberprechthaler in die Stube. Dieser fand ihn am Morgen, aber ganz mit Kronenthalern gefüllt; er benachrichtigte gleich die beiden andern, und die drei teilten sich nun in das Geld, welches ungefähr 50,000 Gulden betrug.

B. Baader, Volkssagen 1851 Nr. 78.



Votivtafel in der Neun-Geschwisterkapelle bei Siensbach.
(Photogr. Aufnahme durch Vermittlung d. H. jur. M.)

Orts-Verzeichnis.

Inhalts-Verzeichnis zu Bd. I.

Sagen des Bodensees, des oberen Rheinthals und der Waldstädte.

Inhalts-Verzeichnis zu Bd. II.

Sagen Freiburgs und des Breisgaus.

